



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

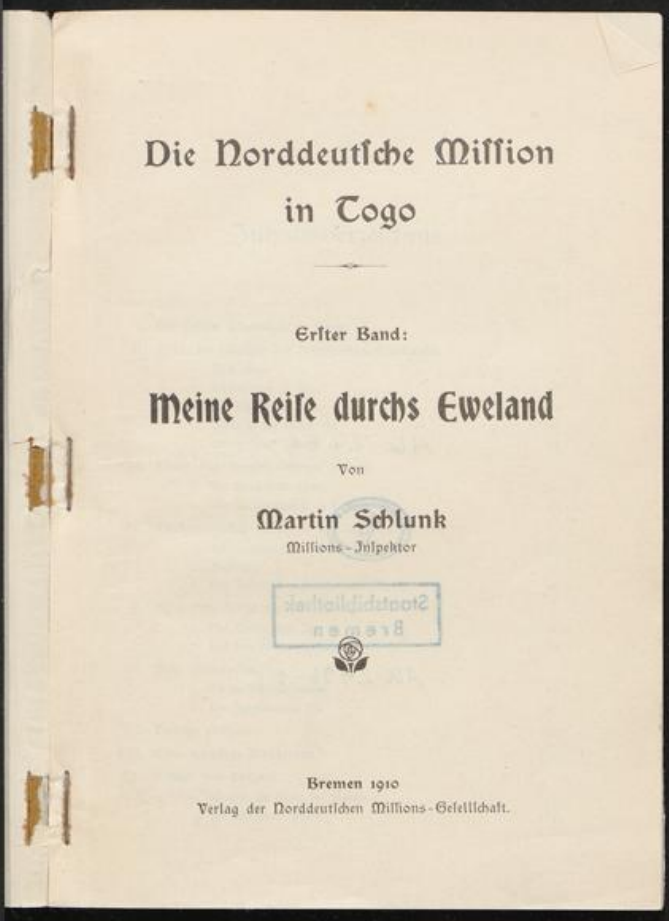
Die Norddeutsche Mission in Togo

Meine Reise durchs Eweland

Schlunk, Martin

Bremen, 1910

urn:nbn:de:gbv:46:1-10372



Die Norddeutsche Mission
in Togo

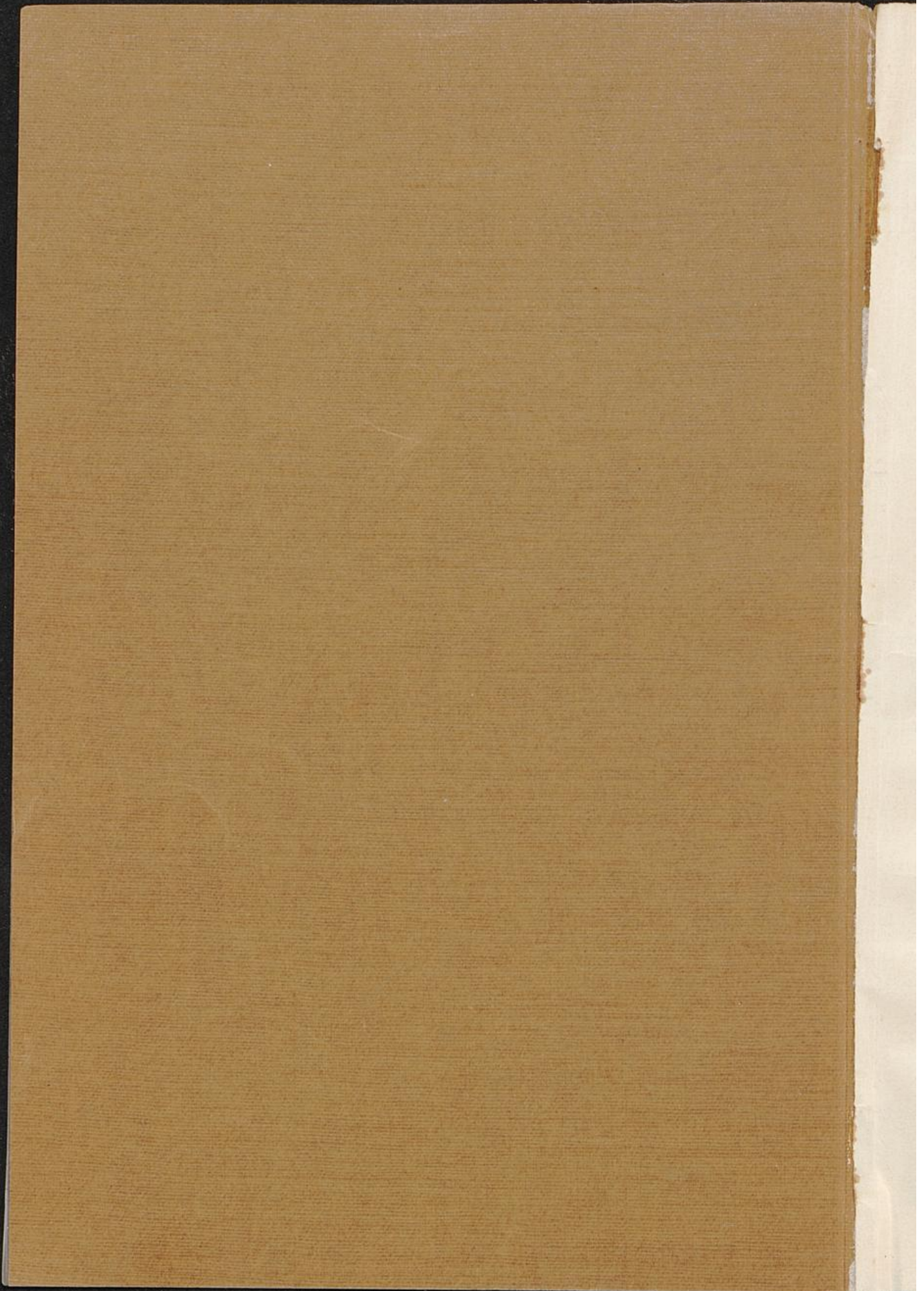
I

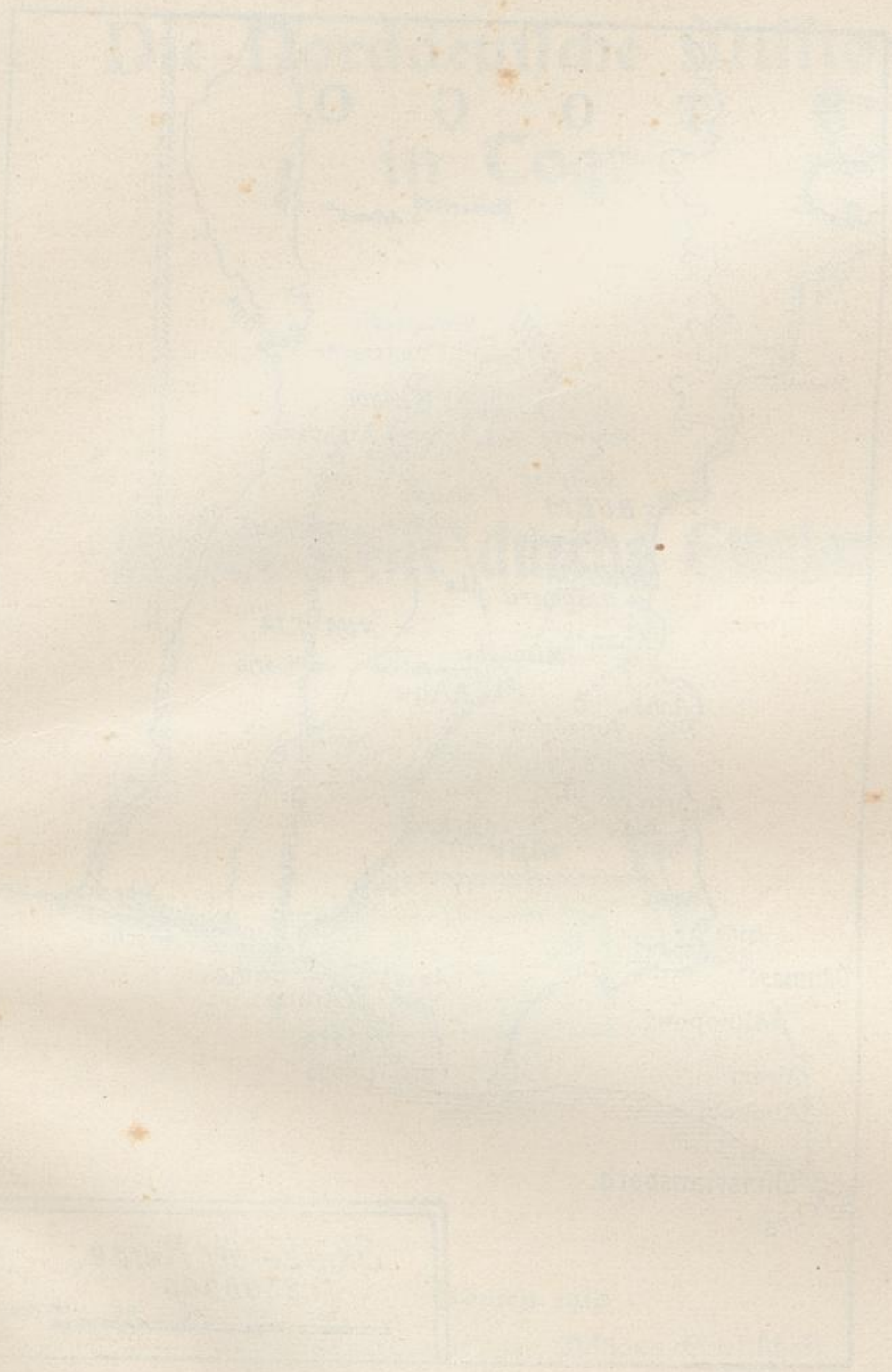
Meine Reise durchs Eweland

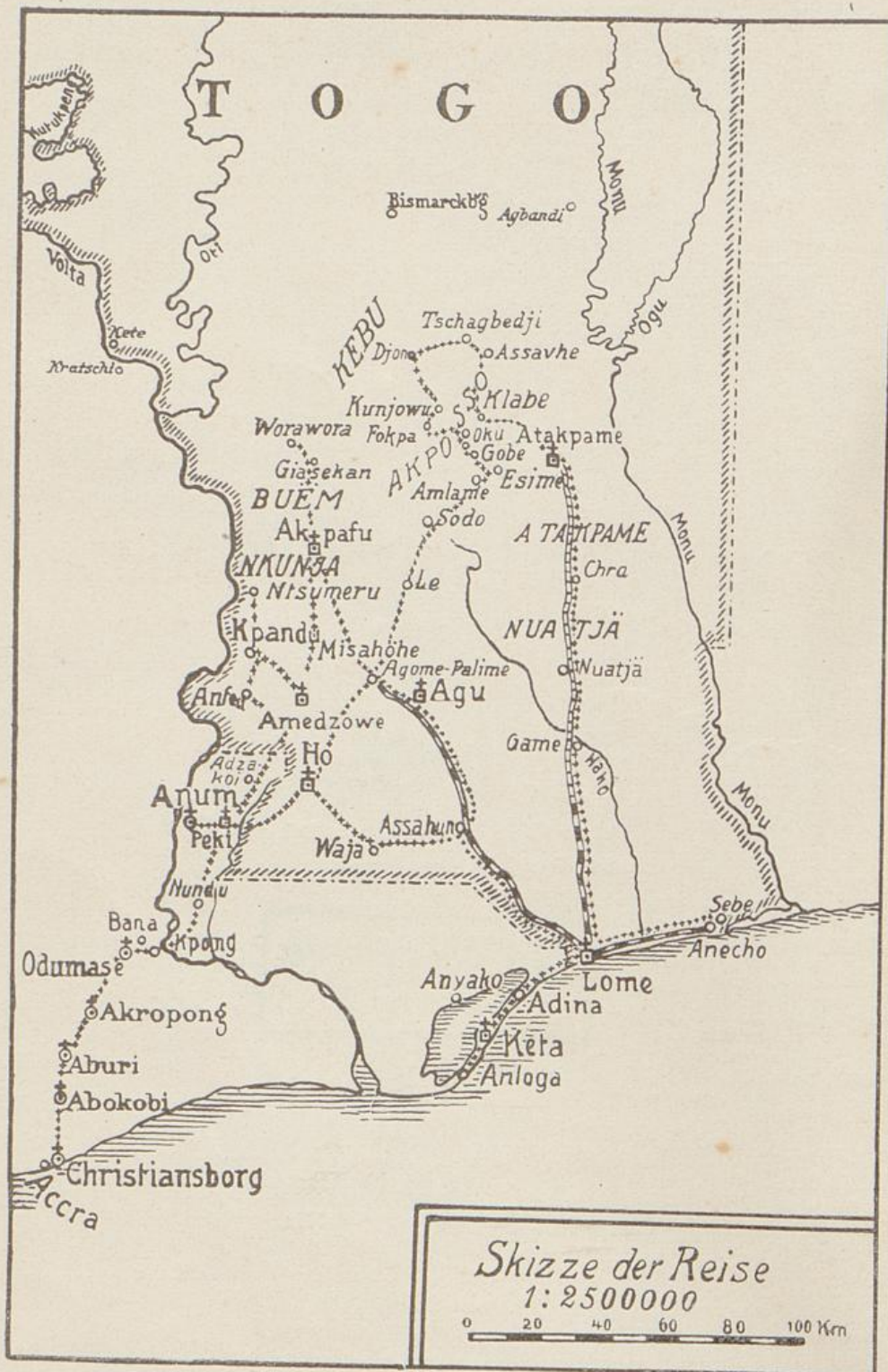
Von

Martin Schlunk

A K
2496
-1







Die Norddeutsche Mission in Togo

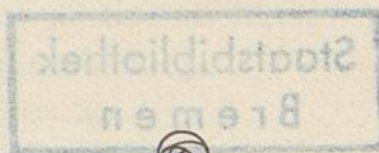
Erster Band:

Meine Reise durchs Eweland

Von

Martin Schlunk

Missions - Inspektor



Bremen 1910

Verlag der Norddeutschen Missions-Gesellschaft.

AK 2496-1



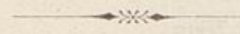
Staatsbibliothek
Bremen

AK 2496-1

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	VII
I. Die ersten Eindrücke in Lome	1
II. Keta, die Mutter der werdenden Ewefirche.	
1. Nach Keta	7
2. Missionsfest in Keta	12
3. Die Schulen in Keta	18
4. Blicke in die Gemeinde	23
5. Anloga und Anyako	27
III. Lome, das Haupt unserer Arbeit.	
1. Die Hauptstadt Lome	36
2. Die Missionsarbeit in Lome	43
IV. Missionarisches Neuland im Atakpamebezirk.	
1. Ackerbauerschule und Verbrecherkolonie	49
2. Atakpame	55
3. Das Hochland von Kebu und Akpoffo	64
V. Agu, eine Stadt auf dem Berge.	
1. Von Esime zum Agu	76
2. Auf den Höhen des Agu	79
VI. Eine Jubilarin.	
1. Ho im Alltagsgewand	87
2. Die Jubeltage in Ho	92
VII. Durchs Pekital	100
VIII. Eine wichtige Konferenz	110
IX. Hinter den Bergen.	
1. Akpafu, die Stadt der Schmiede	115
2. Die Landschaft Boëm	124

X. Amedzowe, das Herz unserer Arbeit.	
1. Weihnachten in Amedzowe	132
2. Wo Menschen werden	139
3. Ein Ausflug nach Kpando	149
XI. Die großen Konferenzen.	
1. Die Generalkonferenz der Missionare	156
2. Die Generalkonferenz der Lehrer	164
XII. Durch das Gebiet der Basler Mission auf der Goldküste.	169



Vorwort.

In unseren Tagen muß man von einem Missions=Inspektor fordern, daß er das Arbeitsfeld, das er vertritt, aus eigener Anschauung kenne. Das ist auf der 12. kontinentalen Missionskonferenz in Bremen von neuem betont worden und darf als Überzeugung aller deutschen Missionsgesellschaften gelten. Besonders in einer Handelsstadt wie Bremen mit ihrem großen Verkehr über See ist diese Forderung unabweisbar. Infolgedessen war es mir bei meiner Berufung in den Dienst der Norddeutschen Mission zur Pflicht gemacht worden, so bald als möglich unser Missionsfeld zu besuchen und gründlich kennen zu lernen. Des mir gewordenen Auftrages habe ich mich von September 1909 bis Februar 1910 entledigt. Von meiner Reise unserer Missionsgemeinde hiermit Bericht zu erstatten, ist mir Pflicht und Freude zugleich.

Wer diesen Reisebericht mit dem von Missionsdirektor Schreiber auf Grund seiner Inspektionsreise im Jahre 1902 erstatteten Bericht vergleicht, wird überrascht werden durch den großen Fortschritt, den die bei der Kolonisation des Ewevolkes beteiligten Faktoren, Regierung, Handel und Mission, in der kurzen Zeit gemacht haben. Er wird aber auch erkennen, wie die Missionsaufgabe infolgedessen schwieriger geworden ist. Überall stößt man auf Probleme und Aufgaben, an deren Lösung alle Kraft gesetzt werden muß. Ich hoffe, diese Probleme in einem zweiten Band sachgemäß zusammenfassen und herausstellen zu können.

Ich bin mir bewußt, als Missionsfreund in erster Linie für Missionsfreunde erzählt zu haben. Die Arbeit der Norddeutschen Mission ist unter viel Opfern begonnen und durchgeführt worden. Sie hat daher ein Recht, nun ihr nach langer Geduldsarbeit eine Zeit ungeahnter Erfolge beschieden ist, zu der ihr verordneten Aufgabe kräftige Hilfe zu erbitten, noch dazu jetzt, wo sie sich unter der Last eines großen Defizits auf die Feier ihres 75jährigen Be-

stehens rüstet. So wäre es mir eine besondere Genugtuung, wenn meine Erzählungen helfen könnten, den Kreis unserer Freunde in unserm heimischen Arbeitsgebiet zu neuer Liebe stark und willig zu machen.

Sollte dieser erste Band auch Kolonialfreunden von Interesse werden und so dazu dienen, die Liebe zur Togokolonie und der dort getriebenen gediegenen Kolonisationsarbeit zu fördern, so würde ich das dankbar begrüßen. Nach meiner Meinung können einsichtige Kolonialfreunde an der Kulturarbeit der Mission Freude haben, auch wenn sie mit unsern tiefsten Beweggründen nicht einverstanden sind.

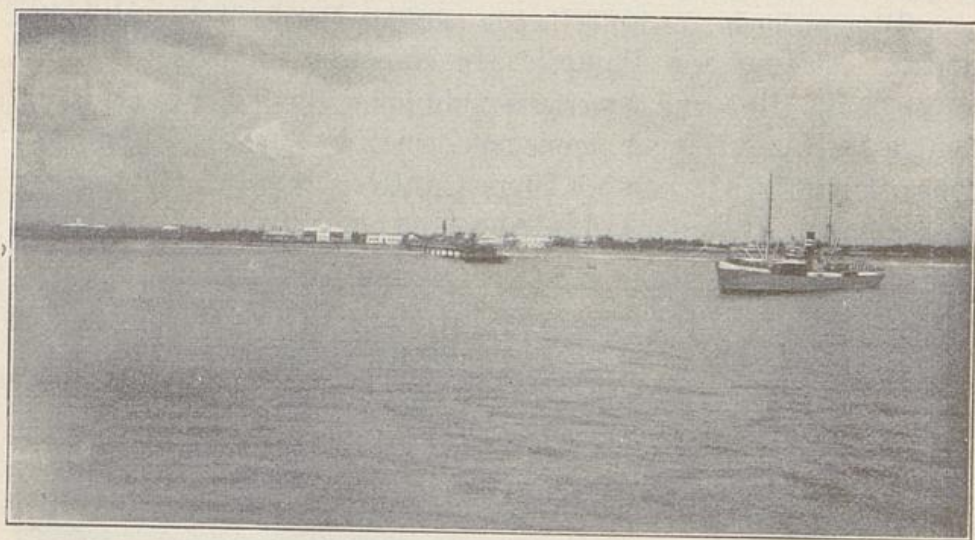
Leider haben die Regierung und die in Togo arbeitenden Missionen für viele Ortsnamen verschiedene Schreibweisen. Wo unsere Schreibweise, die auf die sprachwissenschaftlichen Arbeiten unserer Missionare Knüsli, Spieth, Westermann u. a. zurückgeht, von der der Regierung zu stark abweicht, als daß Nichteingeweihte die Identität erkennen könnten, habe ich die Regierungsschreibweise in Klammern beigefügt.

Endlich grüße ich alle diejenigen, mit denen mich meine Reise in Beziehungen gebracht hat und danke ihnen für die Förderung, die sie mir haben zuteil werden lassen. Togo ist's wert, daß ihm so viele Arbeit und Liebe zugewandt wird. Möchte der Erfolg allezeit der Mühe entsprechen.

Bremen, im Mai 1910.

Martin Schlunf

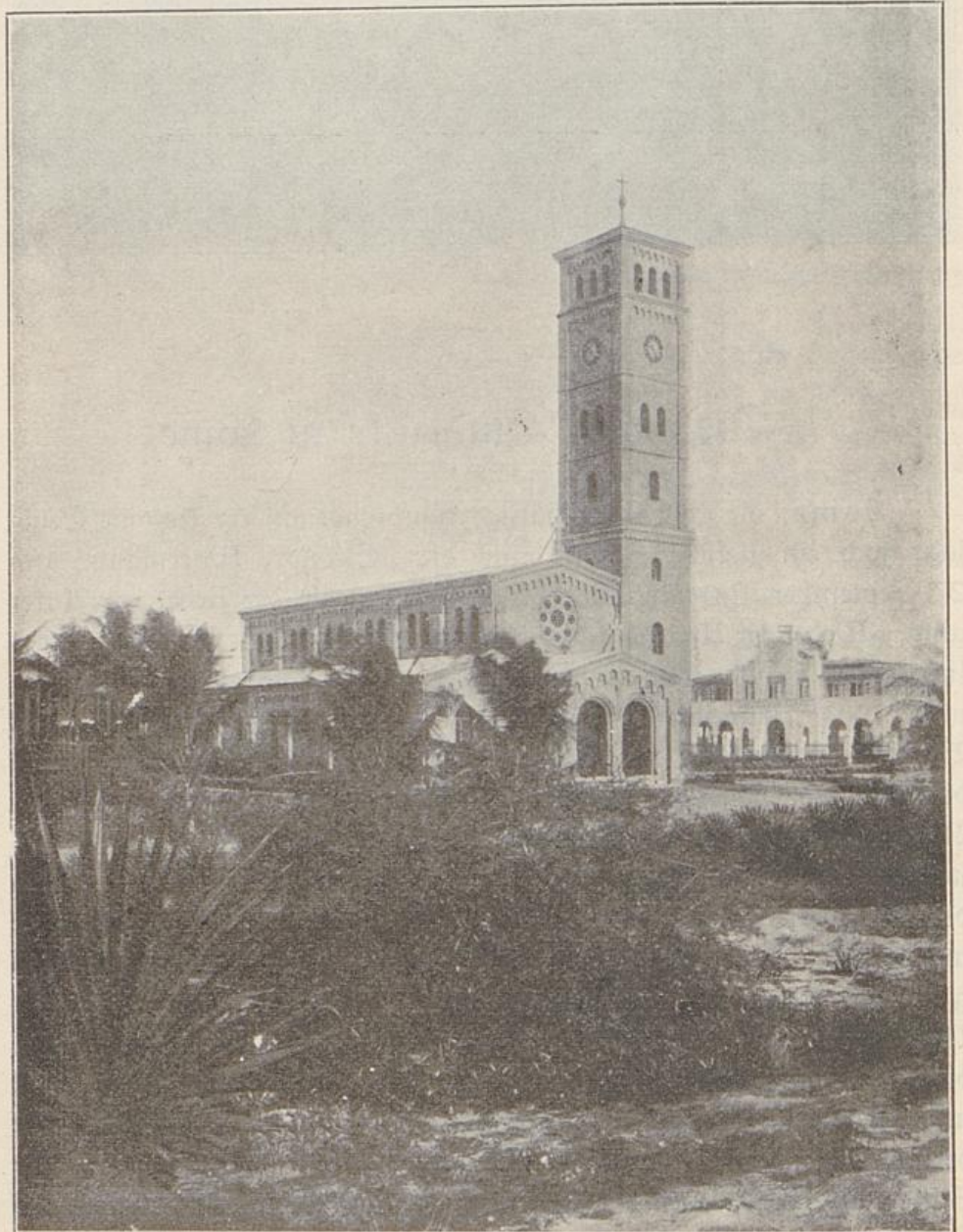
Missions-Inspektor.



I. Die ersten Eindrücke in Lome.

Lome, die sonst so geschäftige Hauptstadt unserer Kolonie Togo, lag noch im tiefsten Schlafe, als die „Eleonore Woermann“ am 27. September 1909 in aller Frühe draußen auf der Reede vor Anker ging. Weder die Ungeduld des Kapitäns, der gern so schnell wie möglich weiter wollte, noch die Eile der Fahrgäste, die aussteigen sollten, weder das Brummen der Dampfpfeife, noch der schrille Ruf der Barkasse, vermochte die Uhr zu schnellerem Gang anzutreiben und die schlafende Stadt zu wecken. Aber sobald die ersten Strahlen der Morgensonne über die Meeresfläche glitten und die im Grün versteckten Türme und Häuser Lomes in helles Licht tauchten, und sobald die Uhr vom Turme der Christuskirche aushob, sechs zu schlagen, wurde es auf der Landungsbrücke lebendig, und von der Barkasse geschleppt kamen die Boote eines nach dem andern an den Dampfer. Merkwürdig, dieser Unterschied zwischen Lome und allen anderen Häfen, die ich bisher gesehen hatte. Überall sonst Lärmen und Rufen, Hast und Unruhe, die ganze bunte, abwechslungsreiche Vielgeschäftigkeit der schwarzen Rasse, und hier deutsche Ruhe, deutsche Ordnung, deutsche Stille und Zucht, auch bei den Schwarzen, die die fünf Kräne der Landungsbrücke und die Boote bedienen; das gab schon beim Aussteigen ein günstiges Vorurteil für deutsche Eingebornenpolitik.

Oder vielmehr, es bestärkte das günstige Vorurteil, das ich hatte, und das mir auf dem Dampfer von Kundigen immerfort bestätigt worden war. Und nun dauerte es nicht lange, bis ich, von den Missionaren Beck und Meyer, sowie von dem Sohne unseres Rechnungsführers Herrn Henke von der Bremer Faktorei begleitet, mit meinen Reisegefährten, Missionar Bürgi und Frau und Missionar Hofmann,



Christuskirche in Lome.

die Landungsbrücke in Lome und damit heimatlichen Boden in Afrika betrat. Dort standen schon Missionar Sommer, Frau Beck und die Schwestern Ella Lauenstein und Lisbeth Meier, uns herzlich willkommen zu heißen. Auch unsere Lehrer hatten es sich nicht nehmen lassen, uns soweit als möglich entgegenzukommen. So tauschten wir die ersten Grüße, einander fremd und doch vertraut, getrennt durch den Gegensatz der Rasse, aber eins in der Liebe zu einem Vaterland, eins vor allem in dem einen Glauben, der unser höchstes Gut und unsrer Arbeit wirksamste Kraft ist.

Und nun stand ich auf der roten Erde, die so seltsam von dem dunklen Grün der Palmen und dem blitzenden Weiß der Europäerhäuser absticht, und wie mit einem Schlage hatte Afrika mich mit seinem Zauber gefangen. Überall hin hätte ich schauen mögen, hinaus auf das unendliche Meer mit seiner wogenden Ruhe, hinauf zu dem blaustrahlenden Himmel und den schwanke Palmen, und hinein in das Getriebe der Stadt, wo Kultur und Natur sich so wunderbar vermählen. Selbst unsere Christuskirche mit ihrem starken, trutzigen Turm, mit ihrem grauen Gemäuer und ihrem braunen Gebälk, mit dem leuchtend blauen Zifferblatt und den goldenen Zeigern der Uhr oben am Turm — wie paßt sie hinein in diese afrikanische Landschaft, und wie hübsch ist sie unvannt von afrikanischem Grün! Und sie, das Wahrzeichen unserer Arbeit, ist das Erste, was jeder, der in Lome das Land betritt, zuerst sehen muß! Welch feines, allerdings stark verpflichtendes Sinnbild!

Zuerst lockt alles die Aufmerksamkeit im fremden Land. Wie dort die Weiber ihre Lasten tragen; wie sie hier unter der Palme hocken und um ein unbestimmbares Etwas — es ist Ubolo, Eingebornenbrot — feilschen; wie sie da den Wagen ziehen und schieben, die sehnigen, starken, geschmeidigen Gestalten; und dort auf der Lokomotive, deren Schienen freidurch die Straßen führen, ein eingeborner Heizer; er tut seine Pflicht mit einer Selbstverständlichkeit, als hätten seine Vorfahren seit Generationen nichts anderes getan, und weiß gar nicht, daß er die neue Zeit Afrikas gleichsam verkörpert!

Ja eine neue Zeit ist für Afrika angebrochen. Das merkt man auf Schritt und Tritt. Es ist noch früh am Tage. Wir haben, von Missionar Beck und seiner Frau mit viel Liebe aufgenommen, uns etwas erquickt, da hören wir den Ton einer Glocke, das Zeichen, daß eine Schule in der Nähe ist. Das müssen wir sehen. Missionar Meyer führt mich zuerst in die Mädchenschule, die im



Schwester Elisabeth Meier mit ihrer Schulklasse in Lome.

Unterstock des Schwesternhauses untergebracht ist. Zwar sind die schwarzen Schülerinnen verzweifelt schüchtern, und fast mehr noch ihre schwarzen Lehrerinnen; aber als die Befangenheit allmählich schwindet, muß ich doch staunen, wie flink die Antworten kommen, besonders, wenn's sich um die biblische Geschichte handelt, aber auch im Lesen, im Rechnen, in der Erdkunde. Und was die Mädchen für eine hübsche Handschrift haben. Ob sie auch deutsch lernen? O gewiß. In der ersten Klasse lesen sie sogar ganz fließend deutsch, und ich war arg verwundert, als eine Geschichte vom Schornsteinfeger nicht nur ohne Stocken gelesen wurde, trotz vieler schwerer Worte, die darin vorkamen, sondern man mir obendrein auch noch die Versicherung geben konnte, die Kinder verstünden genau, was sie läsen. Von der Mädchenschule ging ich in die nebenan im Präseshaufe liegende Knabenschule. Das stärkere Geschlecht ist nach altem Vorurteil noch das gelehrtere. So führt die Bildung in der Knabenschule erheblich weiter als in der Mädchenschule. Das tritt im deutschen Unterricht besonders zutage. Es macht zuerst einen ganz eigenartigen Eindruck, wenn man hört, wie unsere Lehrer in fließendem, gutem Deutsch, mit ihrer eigentümlichen weichen Aussprache und mitunter noch etwas im Kampf mit Ausdruck und Satzbau ihre Fragen stellen und die Knaben dann in richtigen deutschen Sätzen antworten!

Doch heut will ich nicht prüfen, nur einen ersten Überblick gewinnen. So gehe ich schnell von Klasse zu Klasse, und die Schüler sind froh, so bald von meiner beängstigenden Gegenwart befreit zu sein. Dann werfe ich einen Blick in die von Missionar Hagens begründete, von dem Eingebornen Japhet ziemlich selbständig bediente Missionsbuchhandlung und in die Bureau- und Expeditionsräume der Hauptkasse. Inzwischen sind meine Gepäckstücke durch den Zoll geführt und sofort beginnt eine neue, wichtige Aufgabe. Ich möchte zuerst Keta sehen. Also müssen alle die Sachen aus den Koffern geholt und in Traglasten verstaut werden, die für eine Reise von zwölf Tagen Dauer nötig sind; dazu sind noch mancherlei Besorgungen und Überlegungen erforderlich. Und dann reizt es mich, zu sehen, wo und wie unsere Lehrer leben, und sie alle persönlich kennen zu lernen. Daher geht's am Nachmittag von Lehrerhaus zu Lehrerhaus, durch die schmucken, sauberen Wohnungen, in denen man sich wohl behaglich fühlen kann. Wie schade, daß Katechist Andreas Aku ausgegangen ist; nun, heut Abend werde ich Gelegenheit haben, ihn zu sprechen.

Denn es ist für den Abend ein Begrüßungsgottesdienst angesagt. Und so naht eine neue wichtige Pflicht. Ich habe mich, wie nachher noch unendlich oft, auf eine Rede vorzubereiten, mit der ich die Lomemgemeinde grüßen soll, aber die Vorbereitung muß in kürzester Zeit und unter den ablenkenden Eindrücken des fremdartig afrikanischen Lebens erfolgen. Dabei vergeht die Zeit wie im fluge, und kaum ist die Nacht angebrochen, da klingen laut und voll die Glocken unserer Kirche über die still werdende Stadt und rufen ins Gotteshaus. Obwohl der Gottesdienst zu außerordentlicher Zeit angesagt ist, sammelt sich eine so große Schar, daß die Christuskirche schier zu klein wird. Und nun tönt es brausend durch den hohen Raum, zwar in fremdartigen Lauten, aber doch in vertrauter Melodie: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ und „Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ, die Sach', an der wir stehn“ und „Wach' auf, du Geist der ersten Zeugen“ usw., und mit den Liedern wechseln Gebete, Schriftlesungen und Ansprachen. Missionar Sommer begrüßt uns, die wir über den Ozean gekommen sind, und nach ihm ebenso ein Kirchenältester, dessen Ansprache von Andreas Aku in fließendes Deutsch übertragen wird; ich antworte tiefbewegt und überwältigt von der Erkenntnis, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist, und wieder macht Andreas Aku den Dolmetscher und überträgt meine Worte

die
ihre
det,
ers,
sen,
eine
piß.
war
nur
vor-
ben
en-
tle.
So
der
ge.
ört,
m-
nit
in

mit überraschender Gewandtheit in seine Muttersprache. Missionar Bürgi kann die Gemeinde natürlich in Ewe anreden und ihm wird's fast leichter als unserm Freund Ludwig Adzaflo, der nach Missionar Hofmann das Wort nimmt und nun zum ersten Mal wieder seit fünf Jahren in seiner Heimat und vor christlichen Landsleuten in seiner Muttersprache redet. — Wie nimmt doch solch ein erster Gottesdienst im Heidenland die Herzen gefangen! Wie spürt man da etwas von der einen heiligen, christlichen Kirche, die wir glauben, wenn man aus dem vollen Gesang, aus der Stille der Andacht, aus dem Leuchten der dunkeln Augen merkt, wie „Herz und Herz vereint zusammen sucht in Gottes Herzen Ruh“. Ob auch die Herren der katholischen Mission etwas davon gespürt haben, die es sich nicht nehmen ließen, diesem Begrüßungsgottesdienst, wenn auch nur in der Vorhalle der Kirche und von ferne, beizuwohnen?

Ein Plauderstündchen auf der Veranda des Kassiererhauses bei wundervollem Mondschein und rauschender See wurde köstlich unterbrochen durch ein Ständchen der Schüler der Oberklassen. Ihr mehrstimmiges: „Herr, deine Güte reicht, soweit der Himmel ist, und deine Wahrheit, soweit die Wolken gehen,“ entsprach so recht meinem Empfinden und lenkte die Gedanken hinüber zu der fernen Heimat und zu allen Lieben, aber auch auf die große Aufgabe der Mission, den Kindern des schwarzen Erdteils, den Kindern des deutschen Togolandes von der Güte des Herrn zu sagen, der alle Menschenkinder zu seinem Frieden führen will.

Das war der erste Tag in Come, unvergeßlich trotz seiner Schlichtheit und für mich groß trotz seiner Unscheinbarkeit, denn er brachte mir die Erfüllung eines langgehegten Wunsches, indem er's mich mit Augen sehen ließ, daß das Evangelium die Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben, auch im Heidenland.

II. Keta, die Mutter der werdenden Ewefirche.

1. Nach Keta.

Die Reise von Lome nach Keta dauert etwa 8 Stunden zu Fuß. Aber trotzdem der Aufenthalt in Keta nur auf 10—12 Tage berechnet war, bildeten wir eine Karawane von 16 Menschen, als wir am 29. September in der Morgenfrische von Lome ausbrachen. Denn da mich Missionar Sommer bis nach Udina, der Grenze des Ketabezirks, geleiten sollte, und zu jeder Hängematte vier Träger gehören, allerhand Gepäck, je in Lasten von 60 Pfund verteilt, in Afrika aber bei der kleinsten Reise unentbehrlich ist, auch unser Dolmetscher Ludwig Adzaklo Sehnsucht hatte, seine Heimat Anyako möglichst bald wiederzusehen, ist die hohe Zahl unserer Reisegefährten schnell erklärt. Zuerst ging ich zu Fuß. Es war so wenig verlockend, in die Hängematte zu klettern, so lange die Sonne noch eben über dem Horizont stand und uns der Morgenwind vom Meeresstrande so kühl um die Schläfen wehte. Aber bald wurde der Weg schlecht, wir waten bis an die Knöchel im Sande, und außerdem muß der Europäer in Afrika seine Kräfte schonen, also half es nichts, wir mußten hinein in die Hängematten. Mit einem Ruck lag die Last auf den schwarzen Köpfen unserer Träger und nun begann jenes eigentümliche, schwer beschreibbare Geschaufel, das ich künftig noch so oft, und nicht selten ganze Tage hindurch, ertragen mußte. Zuerst war es ganz behaglich. Aber wenn die Sonne hoch steigt und fast senkrecht auf den Gummideckel niederbrennt, der ziemlich dicht über der Hängematte vor Licht und Regen zugleich schützen soll, dann ist's nicht gerade angenehm, sich widerstandslos schmoren lassen zu müssen. Jetzt merkte ich das noch nicht. Es gab viel zu viel neues zu sehen. Der Weg führt immer am Strande entlang, bald unmittelbar am Meere, wo nur das saftig grüne Salzkraut auf dem feuchten Sande gedeiht, bald etwas tiefer im Innern unter Kokospalmen und Uffenbrotbäumen und den vielen graugrünen Laubbäumen des afrikanischen Busches. Ab und zu unterbricht ein Dorf, malerisch unter Palmen versteckt, die Einsamkeit.



Frauen mit ihren Lasten.

Lange, lange Züge von Frauen, die ihre Lasten zum Verkauf auf dem Kopf auf den Markt nach Lome tragen, begegnen uns. Ein lebhafter Handelsverkehr verbindet das englische Keta mit dem deutschen Lome. Deutsche Münzen gelten in Keta ebensoviel wie englische, besonders das sehr beliebte fünfspennigstück, das zu verdrängen die Engländer zu ihrem Leidwesen völlig außerstande sind. Was die Frauen tragen? Meist verrät das ein für europäische Geruchsnerven geradezu unerträgliches

Parfüm: getrocknete fische, ein an der Küste und bis weit in das Innere hinein sehr beliebtes Nahrungsmittel. Außerdem Salz, das sie auf dem trockenen Boden der Ketalagune gewinnen, und alles, was die in Lome zusammengeströmten Eingebornen sonst gebrauchen, Mais, Jams, Eingebornenbrot, Kokosnüsse usw. Lome bezieht einen sehr beträchtlichen Teil dieser Ware aus dem englischen Gebiet, das seinerseits wirtschaftlich seinen Schwerpunkt offenbar in Togo und nicht auf der Goldküste hat. Zollbeamte, natürlich eingeborene, beobachten hier wie dort die Grenze und versuchen dem Schmuggel zu wehren. Ob mit Erfolg? Wir dürfen unangefochten passieren. Der Grenzwachter auf englischer Seite ist ein ehemaliger Schüler unserer Mission. Er weiß, daß Missionsleute keinen Schmuggel treiben.

Kaum sind wir auf englischem Gebiet, da stoße ich in einem der Grenzdörfer auf ein Bild, das sich mir fest eingepägt hat. Vor einem mit Wellblech gedeckten Schnapsladen sitzt in einer kleinen Laube ein schwarzer Schneidermeister vor seiner Nähmaschine fleißig bei seiner Arbeit und doch soweit müßig, daß er alles, was auf der Straße vorgeht, mit seinem Blick erfassen kann. Da hatte ich greifbar nebeneinander Unsegen und Segen der neuen Kultur in Afrika.

Die Dörfer hier stehen durchweg unter dem Einfluß der katholischen Mission, die überall Schulen eingerichtet und Kirchen gebaut hat. Aber es ist eine mühsame Arbeit unter diesen harten, vielfach rohen Menschen, die leider dem Schnaps in böser Weise fröhnen und andererseits noch stark im Banne des Heidentums stehen. Davon sehen wir mancherlei Spuren, dort die Kalebassen unter dem großen Affenbrotbaum, hier den freien Platz mit einem Sandhügel, auf dem Schnapsflaschen und Kaurimuscheln liegen, da die vielen Götzenbilder im Dorf und am Eingang der Hütten, dort wieder das Huhn, das als Schutz gegen Diebstahl am Wege vor dem Acker auf einen Stock aufgespießt worden ist.

Als wir uns dem Dorfe Udina nähern, unserer ersten Ausstation, die ich sehe, und die mich besonders interessiert, weil sie vor acht Jahren auf Veranlassung von Direktor Schreiber gegründet worden ist, schallt mir schon von weitem Gesang entgegen. Die Schule, 45 Schüler und Schülerinnen, mit ihrem Lehrer Barnabas Quist an der Spitze, will mich mit flatternder Fahne begrüßen. Vor dem Schulhause, vor dem wie vor allen Schulen der britischen Goldküste die englische Flagge gehißt ist, wird Halt gemacht. Dort finde ich Missionar Salkowski, der mir bis hierher entgegengeradelt ist, um mir selbst sein Gebiet zu zeigen. In der einfachen Stube des Lehrers, über deren Tür für mich ein "Welcome" prangt, erquicken wir uns an dem Saft einiger Kokosnüsse, und gehen dann um 1/21 Uhr, nachdem wir noch kurz den wenigen Christenfrauen und dem einen Christen, die sich vor dem Hause versammelt haben, guten Tag gesagt, in das kleine Schulzimmer zur Schulprüfung. "Welcome, dear Inspector" schallt mir entgegen. Die Schüler haben auf der Tafel geschrieben. Ihre saubere, schöne Schrift zeugt vom Fleiß des Lehrers und der Gelehrig-



Dorfgötte.

feit der Schüler. Und was ich von Antworten höre auf Fragen aus der biblischen Geschichte, nach Sprüchen und Liedern, und im Englisch=Lesen und Rechnen, bestätigt mir diesen Eindruck. Das ist also eine Außenstation, eine kleine Gemeinde von neun bis zehn Erwachsenen, die sich um die Schule und den Lehrer sammelt. Die Kinder sind in der Mehrzahl Heiden, und sie kommen nicht in der Absicht, Christen zu werden, sondern sie wollen Englisch lernen und weiterkommen. Der Lehrer ist zugleich der Leiter der kleinen Gemeinde, hält Sonntags eine Predigt, unterrichtet die Taufbewerber und sucht nach seiner Kraft Gemeinde und Schule zu vergrößern. Wie unscheinbar ist solche Arbeit und doch wie wichtig sind diese Lichtquellen im finstern Lande. Alle Schüler werden in der biblischen Geschichte unterwiesen und wachsen so hinein in die Elemente christlicher Erkenntnis. Aber längst nicht alle werden getauft. Ich glaube vielmehr, wir müssen uns hüten, hier einen auch nur leisen Druck auszuüben, da sich schon so manche Elemente in unsere Gemeinden eindrängen, denen nur daran liegt, das unmodern werdende Heidentum abzutun und sich als Christen aufspielen zu können, den Schein zu haben ohne das Wesen! Ist das verwunderlich?

Nicht verwunderlicher jedenfalls als das seltsame Naturschauspiel, das ich hier zum ersten Mal zu beobachten Gelegenheit habe. Wie ich nämlich heraustrete aus dem kleinen Schulhause, nachdem ich noch eine kurze Besprechung mit den Gemeindegliedern gehabt, fällt mein Blick landeinwärts auf die scheinbar mit Wasser reichgefüllte Lagune. Erst die Bemerkung meines Führers bringt es mir zum Bewußtsein, daß in dieser Zeit die Lagune nicht so viel Wasser hat, ja daß sie vermutlich ganz trocken liegt. Und wie ist die Täuschung zu erklären? Wir kennen alle das seltsame Flimmern der Luft über dem Boden, wenn die Sonne an windstillen Tagen auf Sand oder Heide herabbrennt. Dasselbe geschieht dort, nur ist das Flimmern so stark, daß es förmlich Farbe annimmt und den Schein eines leise bewegten Sees erweckt. Blezi-blezi — Antilopentrug — nennen die Eingeborenen das ihnen wohlbekanntes Trugbild. Es ist eine fata Morgana im kleinen, ein Schein ohne Wesen im Reich der Natur!

Etwa um zwei Uhr brechen wir von Adina auf. Auf dem Wege sehen wir eine verfallene Sklavensaktorei, ein Wahrzeichen der Zeit, die dieser Küste den Namen gab. Wie gut, daß das Haus verfallen ist und der Menschenhandel aufgehört hat und jeder frei seines Weges ziehen und ungehindert seinem Beruf nachgehen kann.

Schwer genug haben sie es ohnehin auf dem schmalen Sandstreifen zwischen Meer und Lagune. Mühsam müssen sie vom fischfang sich nähren. Und wie schnell kommen sie in Gefahr, Haus und Habe zu verlieren. Das sahen wir in Kedji, wo der Küstenstreifen ganz schmal wird. Es war die Zeit der flut. Laut tönte das Brausen der Brandung an unser Ohr. Und mit einem Male sehen wir, wie erst eine Woge, dann eine zweite und dritte die schmale Sanddüning überflutet, und im Augenblick sind wir alle mitten in der strömenden flut. Einen meiner Lastenträger bringt das tückische Element zu fall, und die Hängemattträger haben Mühe, sich und ihre Last ungefährdet durch die sich überstürzenden Wellen zu bringen. Schlimmer aber als dies kleine Mißgeschick ist, daß dieselbe flut, wenn sie sich öfter wiederholt, das ganze Dorf Kedji wegschwenmen muß und die Leute genötigt sind, sich anderswo ihre Hütten zu bauen.

Um fünf Uhr nähern wir uns Keta. Wir kommen durch die recht große, seit einigen Wochen weit nach Osten verlegte Hauffastadt, als uns ein lauter Gesang entgegenschallt. Ich springe aus der Hängematte, da begrüßen mich Missionar Forster und die Schwestern Minna Huchthausen und Gertrud Holz, sowie eine große Schar Eingeborener, Lehrer, Ältester, Christen, die mir entgegengekommen sind. Und links auf dem Wege sind die Schulen aufmarschirt, wohl vier- bis fünfhundert Schüler und Schülerinnen, singend, mit Fahnen, mit roten Tüchern, auf denen Welcome steht, und vor allem mit strahlenden Gesichtern. Ich lasse die Schar an mir vorbeiziehen. Dann machen sie Kehrt und nehmen uns in die Mitte und führen



Wutahaus in Keta.

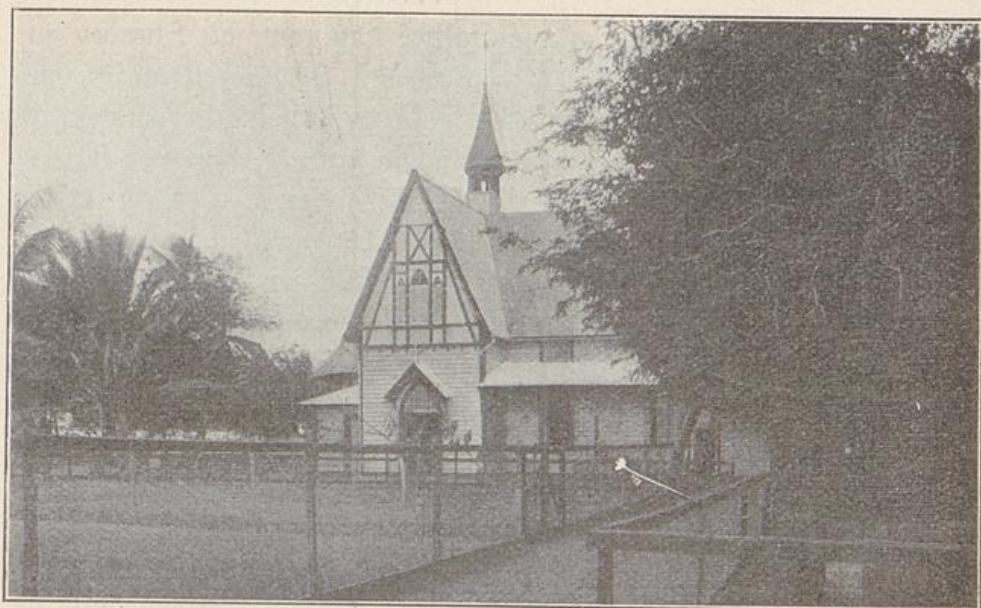
mich unter brausendem Gesang am Friedhof vorüber durch die Stadt, zum Wutahause (d. h. Strandhaus), in dem ich Gast der Geschwister Salkowski sein werde. Aber ehe ich dran denken darf, hinaufzugehen, haben mich die Hunderte von Schulkindern umringt und bringen mir ein begeistertes „Hipp, hipp, hurra“. Mir aber sind diese großen Scharen ein Beweis, daß unsere Schule in Keta eine führende Macht ist, aber auch eine Anregung zu der Frage, ob die Gemeinde- und Missionsarbeit hier nicht hinter der Schularbeit zurücktritt. Die folgenden Tage sollten mir Antwort geben.

2. Missionsfest in Keta.

Der äußere Verlauf einer Visitationsreise ist im wesentlichen überall derselbe. Dem Empfang folgt das Einleben in den Stationsbetrieb, Besichtigung aller Häuser und Grundstücke, Schulprüfung, Gottesdienst, Konferenz mit Lehrern, Ältesten, Missionaren, Hausbesuch usw., und nur zu schnell eilt über der Fülle gleichartiger und doch stets wechselnder Eindrücke die Zeit dahin. Um nicht zu ermüden und nicht zur Erzählung allzu gleichartiger Erlebnisse genötigt zu sein, verzichte ich in meiner Darstellung fortan auf Vollständigkeit und versuche, in Einzelbildern meine schönsten Erlebnisse zusammenzufassen.

Auf den dritten Oktober, den ersten Sonntag, den ich auf afrikanischem Boden erlebt habe, war das große Jahresmissionsfest für den Stationsbezirk angesagt.

Ein solches Fest erfordert auch in Afrika viel sorgfältige Vorbereitungen. Die Posaunenbläser und der Schülerchor üben schon wochenlang vorher ihre Stücke. Rings auf die Außenstationen wird die Einladung geschickt oder vom Missionar selbst gebracht. Und da das Missionsfest die übliche Gelegenheit ist zur Einsammlung der jährlichen Missionskollekte, darf bei der Einladung die Bitte um eine reichliche Gabe niemals fehlen. Bei solchen außerordentlichen Gelegenheiten gibt der Neger gern und reichlich, er will aber gebeten sein. Eine weitere wichtige Vorbereitung geht in den Häusern vor sich. Zu jedem Fest gehört ein Festessen, und die Ehre gebietet der festfeiernden Gemeinde, allen Fremden die Häuser zu öffnen und reichlich amedzro zu machen, d. h. für Fufu und Festsuppe zu sorgen. Endlich ist die Kirche zu schmücken. Das ist in Afrika zwar nicht



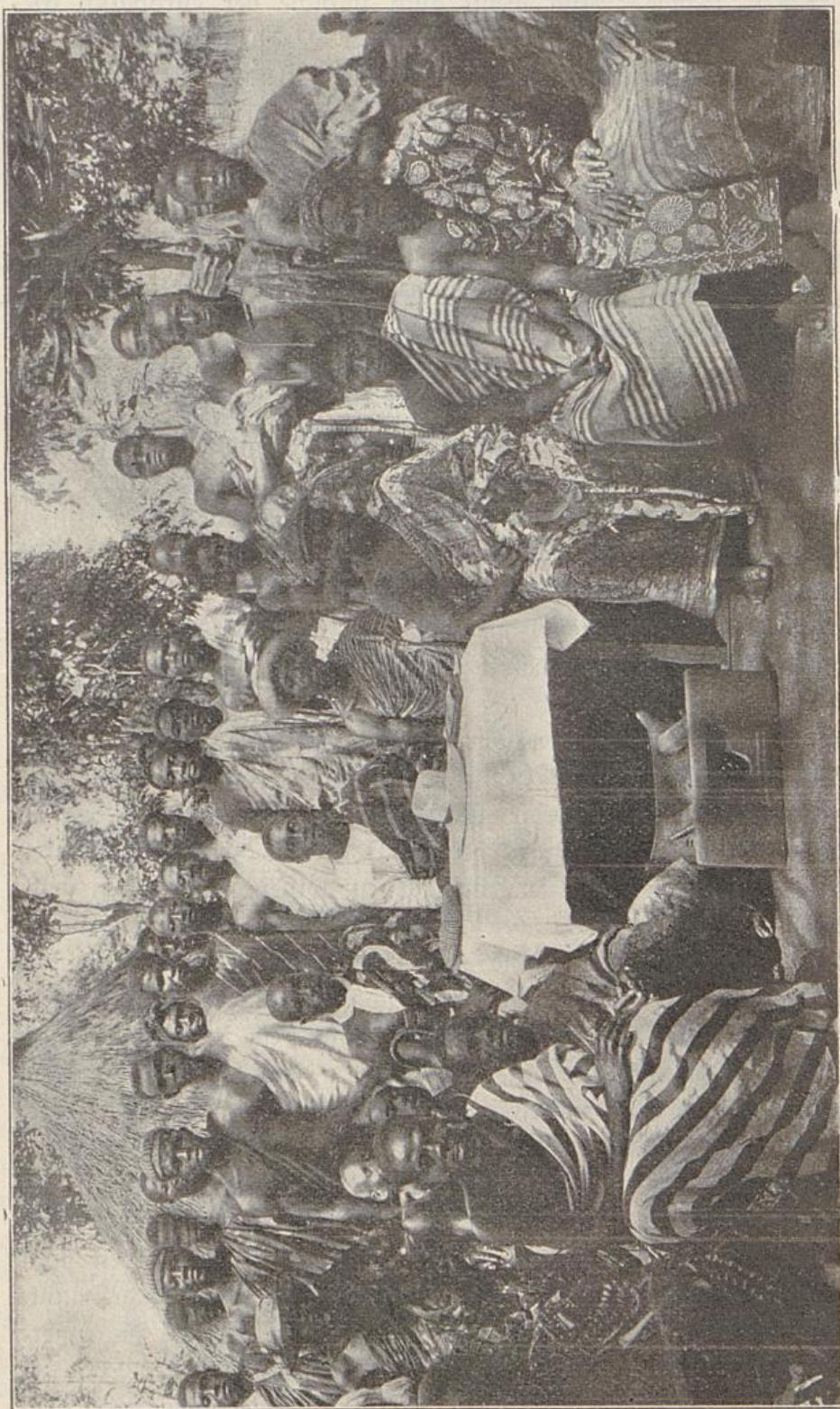
Kirche in Keta.

schwer, wo Palmwedel in Fülle zu haben sind und eine üppige Vegetation Blumen und Grün liefert, so viel das Herz begehrt. Aber Blumen und Grün sollen zu Kränzen gewunden werden. Und so sitzen viele fleißige Mädchen am Tage vor dem Fest unter Leitung der Schwestern beim Kranzwinden. Nur eins erfordert keine besondere Zurichtung — die Schlafstätte für die von weiterher kommenden Gäste. Wenn nur der Boden sauber gefegt ist, dann ist's genug. Der Afrikaner hüllt sich vom Scheitel bis zur Sohle in sein Landestuch, so daß man auch nicht das Mindeste mehr von ihm sehen kann, und streckt sich auf den Boden und schläft auf diesem harten Lager oft besser, als mancher Europäer in seinem weichen Bett. Da können also ruhig Hunderte und noch mehr Gäste kommen. Um ihre Schlafstätte brauchen wir uns keine Sorge zu machen. Doch tun wir gut, wenn wir etwa abends noch einen Rundgang durch die Station antreten wollen, uns eine Laterne mitzunehmen, damit wir nicht im Dunkeln über einen der vielen Schläfer stolpern und fallen und ihm und uns Schaden tun.

Auf eine Vorbereitung hat unser Missionsfest das gleiche Anrecht wie jeder Sonntag. Es ist die schönste und wichtigste. In einer Gebetsstunde am Sonnabendabend wird alles, was auf der Missionsstation die Herzen bewegt hat und bewegt, gemeinsam vor Gott gebracht. Und das ist gut, denn das Leben auf einer großen Missions-

station ist so aufreibend und mannigfaltig, daß man die Stunden zu stiller Sammlung besonders festlegen muß. So waren nicht nur Häuser und Wege festlich geschmückt, sondern auch die Herzen festlich gestimmt, als am 3. Oktober die Glocken zum Missionsfest ins Gotteshaus riefen. Wohl tausend Menschen folgten dem Ruf. Zum Teil fanden sie ihren Platz in der schönen Kirche, zum Teil draußen unter dem Schattendach, zum Teil auf den nahen Bäumen. Auch die Häuptlinge kamen. Sogar der Oberhäuptling des Landes, der „fia“ Sri II von Unloga, hatte durch seinen Sprecher seinen Besuch für den Vormittagsgottesdienst angesagt. Er brachte seine neuen Madeira³stühle mit und nahm auf ihnen mit seinem Gefolge vorn vor der Gemeinde Platz, ein kleiner feiner Mann mit flugem Kopf, noch jung, in blaue Seide malerisch gekleidet. Kaum hatten wir Missionsleute unter den Klängen des Harmoniums die Kirche betreten und Platz genommen, als eine Riesengestalt in der gegenüberliegenden Türe erschien, ein Mann in blendend weißem Untergewand, mit einem Überwurf von prachtvollem Goldbrokat mit großem Blattmuster und in Schlafpantoffeln. Er hatte einen Stock in der Hand und auf dem Kopf einen mächtigen Zylinderhut mit einem Goldstreifen und darauf eine Inschrift in hohen, schwarzen Buchstaben, die uns verkündigt, wer sich naht: R. Joachim Accolatsse Chief of Kedji, einer der reichsten und mächtigsten Häuptlinge des Ketabezirks. Würdevoll nimmt er neben seinem Oberhäuptling Platz, aber unter der dicken Hülle wird es ihm bald recht ungemütlich warm, und unaufhörlich fährt er mit seinem Taschentuch über den glatten, rotmarbigen Schädel und über das bartlose Gesicht. Kaum hat er sich gesetzt, da sehen wir noch einen Häuptling eintreten. Auch er führt als Zeichen seiner Würde einen Stock mit sich, aber der weiße, breitrandige Strohhut und das prächtig farbenreiche Landeskleid stehen zu seinem schwarzbärtigen Gesicht gut. Es ist Oflu, der Stadthäuptling von Keta. Zwischen ihm und fia Sri besteht eine scharfe Eifersucht, wer der höhere und mächtigere sei. Infolgedessen nimmt er nicht in der Reihe der Häuptlinge, sondern seitlich unter der mit Grün und roten Pfefferschoten schön geschmückten Kanzel Platz, Hut und Stock vorsichtig neben sich legend.

Wie die Häuptlinge ihr Feierkleid angelegt haben, so auch die Gemeindeglieder. Die Männer sind teils in europäischer, teils in der unvergleichlich malerischen Landestracht erschienen. Viele tragen das Abzeichen des christlichen Vereins junger Männer (Y. M. C. A.)



Fia Sri II von Anloga.

en zu
 nur
 estlich
 ins
 Ruf.
 Teil
 men.
 ndes,
 einen
 seine
 Ge-
 Mann
 leidet.
 iums
 alt in
 eifem
 at mit
 Stock
 t mit
 arzen
 ch im
 tigsten
 einem
 bald
 schen-
 artlose
 häupt-
 Stock
 ächtig
 pt gut.
 und
 ftigere
 flinge,
 schön
 legend.
 ch die
 eils in
 tragen
 C. A.)

n zu
num
stlich
ins
Ruf.
Teil
men.
ndes,
einen
feine
Ge-
Rann
leibet.
tiums
alt in
sigen
it mit
Stoff
i mit
oargen
dhim
higten
einem
i bald
schpen-
artlofe
häupt-
Stoff
käähtig
gt gut.
i und
igere
llinge,
schön
egenb.
sch Ste
ells in
tragen
C. A.)



Fia Sei II von Anloga.

am grünen Bande. Und wenn auch manche der europäisch Ge-
kleideten gern etwas einfacher und weniger elegant gehen könnten, so
sind sie doch im ganzen zweckentsprechend gekleidet und nicht nach
der Manier der berüchtigten Kulturkarikaturen, die man in anderen
Küstenorten wohl sieht und die alle Modelle der neuesten Londoner
Mode zur Schau tragen, auch die, die niemals für tropische Hitze
berechnet sind. Die Frauen gehen fast durchweg in der einfachen,
fleidsamen Missionstracht, d. h. sie tragen eine dünne leichte Bluse
am Oberkörper und dazu ihre kunstvoll geschürzten Tücher. Und
wenn man es auch bedauern kann, daß europäische Stoffe die schönen,
starken, selbstgewebten Landestücher zu verdrängen beginnen, so muß
man doch zugeben, die europäischen Tücher sind leichter und billiger
als die afrikanischen, und so lange sie dem Geschmack der Neger ent-
sprechend gefärbt sind, auch ebenso schön wie sie. Aber bedauern muß
man es, wenn blinde Spekulationslust die Eingeborenen verführt,
das geschmackloseste an bedrucktem Kattun zu kaufen, was einer sich
denken kann, z. B. jenes Muster, auf dem die Köpfe König Eduards
und seiner Gemahlin in Lebensgröße und daneben die St. Pauls-
kathedrale u. a. in Riesenformat abgebildet sind, oder jenes Tuch in
grün und blau und braun, bei dem eine blaue, gespreizte Hand in
Überlebensgröße an den merkwürdigsten Körperstellen erscheint. Wie
oft kam mir bei solchem Anblick der Wunsch, die Kaufleute, die
solche Stoffe einführen, möchten sich bewußt werden, wie sie den an
sich erstaunlich edlen Geschmack der Eingeborenen durch solche Waren
systematisch verderben. Die Eingeborenen wissen, was ihnen steht.
Besonders in der Auswahl der buntseidenen Kopfstücher zeigen die
Frauen feinen Geschmack. Und es war wohl kein Zufall, daß unter
den Hunderten von Frauen, die dort andächtig in der Kirche saßen,
nur zwei kein Kopftuch trugen. Ihre scheußlichen, in Europa längst
abgelegten Damenhüte, der eine mit Blumen, der andre mit weißen
Straußenfedern, stießen merkwürdig kraß von dem malerischen Ge-
samtbilde ab.

Während das Vorspiel auf dem Harmonium verklingt, ist
Missionar Salkowski im Talar vor den Abendmahlstisch getreten
und der Gottesdienst nimmt seinen Anfang. Wir verstehen zwar
kein Wort, aber wir lesen auf den Gesichtern der Zuhörer gespannte
Andacht und wir spüren aus dem volltönenden Gesang die innere
Beteiligung und hören staunend, mit welcher Sicherheit der Chor der
Stationschule die große Doyologie vorträgt. Das alles gibt dem

Gast aus Deutschland Mut, die Kanzel zu besteigen und zu versuchen, ob's ihm gelingt, die Kluft zwischen afrikanischem und europäischem Denken zu überbrücken und vor Christen und Heiden auf Grund von Matth. 5, 13 und 14 von dem Beruf der Christen, Salz und Licht der Welt zu sein, Zeugnis abzulegen. Ludwig Adzaklo dolmetscht Satz um Satz und die Gemeinde folgt der Predigt mit erstaunlicher Aufmerksamkeit. Wenn nur die schwebende Hitze nicht wäre! Es ist kaum zu begreifen, wie die ersten Missionare für Predigt und Gottesdienst den schweren, schwarzen Talar als Amtskleid eingeführt haben. Jetzt wird er wohl kaum mehr zu ersetzen sein durch ein leichteres und praktischeres Gewand!

Länger als 45 Minuten mag ich meine Zuhörer nicht zum Stillsitzen zwingen. Weniger würden sie allerdings nach ihrem Empfinden kaum des Anfangens für wert geachtet haben. Aber nun nehmen sie es als erwünschte Abwechslung hin, daß ihnen der Schülerchor laut, im Takt und meist rein, Händels großes Hallelujah vorträgt. Ob allerdings irgend jemand ein Verständnis für diese Musik gehabt hat, ist mir zweifelhaft. Mir wäre hier eine schlichte Weise lieber gewesen, und ich glaube, man sollte der Sucht zu glänzen auch hier stark entgegenarbeiten. Nun folgt der Jahresbericht des Stationsmissionars, nach dem die Geber der Festkollekte — über 1200 *M* — mit Namen und Höhe ihrer Gabe genannt werden.

Damit erst ist der Hauptgottesdienst zu Ende. Noch nicht aber das ganze fest. Um 3 Uhr folgt die Nachversammlung. Und o Schreck, sie hat 22 Programmnummern! Wenn's nicht ordentlich lange dauert, ist's den Eingebornen nicht „süß“. Sie sind Meister der Rede und werden auch beim Hören so bald nicht müde. Und ich kann gestehen, langweilig ist's mir nicht geworden; es war für Abwechslung gesorgt, und einen Afrikaner reden hören, oder vielmehr reden sehen, denn beim Reden spricht Hand und Blick und jede Bewegung mit, ist schon an sich des Beobachtens wert. Zudem waren nicht alle Ansprachen in Ewe. Zwei wurden in Englisch gehalten und nicht übersetzt, weil man annehmen durfte, daß die Mehrzahl soweit Englisch verstehe. Und endlich lockte es immer wieder, auf die Gemeinde zu blicken, auf die Kinder, die spielten, auf die Mütter, die ihre Kleinen warteten, und vor allem darauf zu achten, wie sich zwischen Rednern und Zuhörern bald ein Zusammenhang herstellte, in dem die Hörer auf eine treffende Bemerkung mit fröhlichem

Lachen zustimmten oder die Redner mit einem kurzen Wort oder Satz ihre Hörer packten oder auch überraschten.

So merkte man es kaum, wie die Zeit dahin flog. Schließlich mußten noch einige Programmnummern gestrichen werden, damit die Feier vor Dunkelwerden ihr Ende fand und die Mengen der Hörer wenigstens zum Teil noch die Heimat erreichen konnten.

Nur stand nach dieser Feier eins fest: wo solche Gottesdienste möglich sind, da hat das Evangelium Wurzel gefaßt, ja da ist's eine Macht geworden. Und der Eindruck des Festes ist nachher und vorher bei allen Einblicken in das Getriebe dieser großen, alten Missionsstation bestätigt worden.

3. Die Schulen in Keta.

Nachdem wir Keta im festgewand gesehen, müssen wir ein Bild von dem Alltagsleben dieser unserer ältesten und größten Hauptstation zu gewinnen versuchen. Wir erinnern uns dazu vorweg, daß die Station Keta aus drei gesonderten, wenn auch nur wenige Minuten voneinander liegenden Gehöften besteht, dem Wutahause unmittelbar am Meeresstrande, in dem der Stationsmissionar Salkowski seine Wohnung hat und wo das Seminar untergebracht ist, dem Awedomegehöft mit der Kirche, der Knabenschule und der Wohnung des Schulmissionars Forster, und dem auf gepachtetem Grunde erbauten Schwesternhause mit der Mädchenschule. Schon aus dieser Gebietstrennung ergibt sich, daß das Stationsleben in drei nebeneinander her gehenden Strömen verläuft. Neben der Gemeinde- und Missionsarbeit steht die Erziehung der Knaben und die der Mädchen. Dieser gesonderte Betrieb hat den Vorzug, daß die Kräfte gesammelt, aber auch die Gefahr, daß sie vereinzelt werden.

Wir widmen unsre Aufmerksamkeit zuerst den Schulen Ketas.

Um acht Uhr beginnt der Unterricht. Besuchen wir zuerst die Knabenschule, die uns in ihrem Aufbau das englische Schulsystem der Goldküste verdeutlicht. Unsre Schulklassen sind in zwei Gruppen geordnet, in die Elementarschule und die Oberstufe (elementary school und high school). Die Elementarschule umfaßt drei Klassen (standards) mit einer Vorschule von zwei Abteilungen, nämlich den drei Kinderklassen (infant-standard 1—3) und den beiden Unterlassen (substandard 1 und 2). Die Oberstufe umfaßt die vierte

bis siebente Klasse. Das gibt zusammen zwölf Jahrgänge. Der Leiter dieses gesamten Schulsystems trägt vor der Regierung den großartigen Titel: manager of the Bremen Mission schools. In den einzelnen Klassen, deren Schülerzahl



Uwedomehaus in Keta.

wie überall nach oben hin abnimmt, unterrichten eingeborne Lehrer. Die Unterrichtssprache ist auf den unteren Stufen Ewe. Auch der Religionsunterricht, der jedesmal von 8—9 erteilt wird, wird immer und grundsätzlich in Ewe gegeben. Daneben tritt schon in der drittuntersten Klasse das Englische als Unterrichtsfach auf, um auf den höheren Stufen immer ausschließlicher zur Herrschaft zu kommen. Die Schüler der Oberstufe werden nur noch englisch unterrichtet und sind imstande, jeder englischen Ansprache zu folgen.

Und nun einen Blick hinein in die Klassen! Allerdings dürfen wir nicht gespannt sein auf ein einheitliches Schulgebäude und elegante Klassenräume. Man merkt, die Schule ist allmählich gewachsen und dem Wachstum entsprechend hat man Raum um Raum für Schulzwecke verwendet, ob er dazu paßte oder nicht. Dort ist das älteste Missionshaus Ketas, ein schlichter Bau zu ebener Erde mit kleinen Räumen. In ihm sind die Oberklassen untergebracht, nur leider in drangvoll fürchterlicher Enge. Hier sitzen 28 nahezu erwachsene Menschen in einem Raum, der kaum 12—14 qm Grundfläche hat. In den unteren Räumen des jetzigen Missionshauses haben die Kleinsten ihre Schulzimmer. Aber trotzdem hier mehrere Jahrgänge zu einer Klasse unter einem Lehrer vereinigt sind, will der Platz nicht reichen. So haben noch zwei große Klassen auswandern müssen; sie werden zusammen von einem Lehrer in der sogenannten Jubiläumshalle unterrichtet. Wir sehen, man hilft sich mit den Räumen, so gut es geht, und diese beiden Klassen werden sich über den Raum am wenigsten beklagen dürfen, denn sie sind die einzigen, die mehr als genug Platz haben.

Was ist's doch für ein Gewoge und Getöse auf dem ganzen Gehöft, bis die Glocke das Zeichen zum Schulanfang gibt! Und wie schallt es durcheinander, wenn der Unterricht begonnen hat! Alle Türen und Fenster, wo diese nicht durch bloße Öffnungen ersetzt werden, stehen ja sperrangelweit offen, weil man es sonst bei der sengenden Glut nicht aushalten könnte. Wir können dem Unterricht zuhören, ohne einen einzigen Raum zu betreten. Hier sind die Kleinsten. Was ist das für eine musterhafte Zucht! Der Lehrer ist mit voller Begeisterung bei der Sache und weiß die Kinder zu nehmen! Aber wie jung er noch aussieht! Er ist auch kein zünftiger Lehrer und hat das Seminar noch nicht besucht. Nur weil man bei dem Lehrermangel keinen andern Rat wußte, hat man ihn, der eben die siebente Klasse erfolgreich absolviert hat, als Hilfslehrer (pupil teacher) eingestellt, und er macht seine Sache so gut wie nur einer. In der vierten Klasse doziert der Lehrer über Hygiene. Er spricht vom reinen und unreinen Wasser, von der Gefahr des Dysenterie und des Guineawurmes und von den Arten, wie man das Wasser reinigt, um es trinkbar zu machen. Wie nötig und nützlich sind solche Kenntnisse in einem Lande, wo dasselbe Wasser zum Baden und Waschen, zum Kochen und Trinken benutzt wird! Praktische Leute sind die englischen Schulmeister, das muß man ihnen lassen. Sie geben den Lehrern und Schülern gründlich durchgearbeitete Textbücher in die Hand, in denen der Wissensstoff gesammelt ist. Und nun ist's Sache des Lehrers, den Schülern den Stoff einzuprägen. Wenn das auch vielfach recht mechanisch geschieht — die Kinder lernen doch, was sie lernen sollen, — und sie verarbeiten das Gelernte besser als man denkt. In der sechsten Klasse wird gerade Arithmetik unterrichtet. Die Aufgabe: „Ein Schiff fährt vierzig Meilen ostwärts und dann dreißig Meilen nordwärts, wie weit ist es vom Ausgangspunkt entfernt?“ wird von vierzehn unter sechzehn Schülern schnell und richtig gelöst. In einer anderen Klasse ist augenblicklich Geschichtsunterricht, und wir überzeugen uns, daß weder die altrömische noch die neuere englische Geschichte den Schülern ein Buch mit sieben Siegeln mehr ist, und sind nun nicht mehr erstaunt, auf dem Stundenplan der siebenten Klasse sogar Stenographie und Buchführung zu finden. Wir haben eine wohlgeleitete, fleißig arbeitende englische Volksschule vor uns!

Was für Mühe mag das gekostet haben, Lehrer und Schüler soweit zu bringen. Man merkt, hier hat ein fachmännisch gebildeter

Schulmeister gearbeitet, und versteht es, daß nur ein Missionar, der des Englischen völlig mächtig ist und in den englischen Schulbetrieb bedeutende Einsicht hat, eine solche Schule zu leiten vermag.

Und die Mission? So höre ich schon längst ein verwundertes fragen. Was hat dies alles mit der Mission zu tun, und ist es nötig, afrikanische Burschen in solchem Umfange mit Schulwissen anzufüllen? Hier mag als Antwort auf diese gewiß berechnete frage die Bemerkung genügen, daß wir, wenn wir Schüler für unsere Schulen und damit Gelegenheit haben wollen, zwölf Jahre ununterbrochen erzieherisch auf die nach Bildung verlangende Jugend einzuwirken und zwölf Jahre hindurch jeden Schultag mit einer Religionsstunde zu beginnen, uns den Forderungen der englischen Regierung fügen müssen, und wir dürfen es getrost, nicht nur weil die englische Regierung beträchtliche Schulbeihilfen gibt, sondern vor allem, weil die Schule heute in europäischen Kolonien das wichtigste Missionsmittel darstellt.

In der Mädchenschule, der wir, bevor um 12 Uhr der Unterricht geschlossen wird, noch einen kurzen Besuch abstatten wollen, sind die Schulräume, wenn auch nicht glänzend, so doch eben aus-



Missionsgeschwister, Lehrer und Lehrerinnen des Ketabezirks vor dem Schwesternhause.

reichend. Der Unterricht steht unter der Leitung von Schwester Minna Huchthausen, während Schwester Gertrud Holz sich dem Haushalt widmet und nur am Handarbeitsunterricht teilnimmt. Ganz soviel wie die Knaben brauchen die Mädchen nicht zu lernen. Immerhin werden auch sie bis zur vierten Klasse vorgebildet. Das ist ein Ziel, das weit über die Bedürfnisse der Togoer hinausgeht. Aber unter dem Zwang der Verhältnisse erscheint eine Änderung zur Zeit unmöglich. Es besteht nämlich bei den Eingeborenen das Vorurteil, daß nur die Schule gut ist, die von der englischen Regierung geprüft wird. Und es ist für die Mission von der allergrößten Wichtigkeit, auch das der Erziehung so sehr bedürftige weibliche Geschlecht so lange wie möglich und so nachdrücklich wie möglich unter Einfluß zu behalten. So nehmen die Schwestern die große Mühe auf sich, den englischen Schulgesetzen nachzukommen und daneben den Mädchen eine gediegene christliche Bildung beizubringen.

Ein Gang durch die Schulklassen zeigt uns, wie auch hier erstaunlich viel geleistet wird, obwohl die Mädchen an Denkkraft den Knaben weit unterlegen sind. In der biblischen Geschichte wissen sie in allen Klassen trefflich Bescheid, und man merkt es beim Unterrichten, wie die den Negern angeborne Erzählerkunst dem biblischen Geschichtsunterricht zugute kommt! Aber auch Sprüche und Lieder, Glaube und Vaterunser werden nicht außer acht gelassen. Englische Grammatik, schwere Rechenaufgaben, englische Geschichte, Geographie, ja selbst englische und Ewe-Aufsätze scheinen mir indessen über das Maß des Nötigen weit hinauszugehen, während der Unterricht in den Handarbeiten überaus wichtig und nützlich ist. Nähen und flicken, Häkeln und Stricken ist bei den Mädchen eine begehrte Kunst, und besonders, wenn eine das Maschinennähen erlernen kann, ist sie froh. So zeigen sie uns Kleider und Blusen, Strümpfe und Deckchen, die sie selbst verfertigt, und selbst ein der weiblichen Handarbeiten Unkundiger freut sich über die Sauberkeit und die sorgfältige Arbeit an diesen verschiedenen Kunstwerken.

Doch ist es inzwischen Mittag geworden, und nicht nur die kleinen Abschützen zieht es nach Hause, auch die Lehrer und Lehrerinnen sind müde, und selbst ich, der ich frische Kraft habe, empfinde es als wohlthuend, nach Tisch ein wenig ruhen und das Gesehene überdenken zu können.

Damit unser Eindruck vom Schulleben vollständig wird, müssen wir nach Tisch noch einen Blick in das kleine Seminar werfen.

Die große Schwierigkeit, für unser kleines englisches Gebiet Lehrer zu bekommen, die in unserm Geist unterrichten, hat dazu geführt, dies Seminar einzurichten. Ist's auch unscheinbar und wegen der Überfülle von Arbeit, die auf dem Stationsmissionar ruht, fast ausschließlich dem eingebornen Seminarlehrer Lawoe anvertraut, so leistet es uns doch einen wichtigen Dienst, und wir möchten es nicht entbehren. Es zählt nur sieben Schüler, aber sie arbeiten fleißig und leisten Gutes, auch wo sie plötzlich vor unvermutete Aufgaben gestellt werden. Sie müssen sich allerdings auch zusammennehmen, wenn sie in der kurzen Zeit den reichen Stoff bemeistern sollen, den ein künftiger Lehrer beherrschen soll. So freuen sie sich, wenn wir auch sie in ihrer Arbeit kurz aufsuchen und begrüßen.

4. Die Gemeinde in Keta.

Als ich in Keta weilte, stand der Bezirk unter der Verwaltung des Kommissioner Dr. H. Carlow. Leider ist mein Besuch wohl der letzte gewesen, den dieser treffliche Mann empfangen hat. Ein unheimliches Kopfleiden, bei dem er zeitweilig völlig die Besinnung verlor, hatte ihn tropenuntüchtig gemacht und so stand er im Begriff, Keta zu verlassen. Er hatte viel für die Stadt getan, schöne Straßen angelegt und mit Kanalisation versehen und Brunnen gegraben und sich dadurch um Gesundheit und Wohlfahrt der Ketaer große Verdienste erworben. Schade, daß er so plötzlich den Dienst aufgeben mußte. Seine freundliche Stellung zur Mission war den Missionaren sehr wertvoll. Um so lieber ist mir's, daß ich ihm noch meinen Besuch machen konnte.

An diesen Besuch schlossen sich eine Reihe anderer, bei angesehenen Eingeborenen. Zuerst ging ich zum Stadtoberhaupt, dem Amega Oklu. Auf einer wackligen Treppe, an deren Ende ein blinder Spiegel und eine große bunte Holzpuppe (offenbar vom Schmuck eines gestrandeten Schiffes) uns fast erschreckten, kamen wir auf den schmalen Flur und dann in die große Gerichtshalle, ein Zimmer von etwa fünf Meter im Geviert und drei Meter Höhe mit einem mächtigen Tisch in der Mitte. Ein Korbstuhl, umgekippt, mit der Inschrift Madeira, war das Zeichen der Häuptlingswürde. Ein Sprachrohr führte in die Tiefe, um die streitenden Parteien zu rufen. Eine Bank vertrat die Stelle des Sofas, krasse Bilder an

der Wand und zwei Uhren, von denen eine stand, bildeten den Schmuck des Zimmers. „Mister“ Chapman, der Bruder des Häuptlings und sein erster Minister, empfing uns. Der hohe Herr selbst ließ warten. Er war eben erst vom Felde heimgekehrt und machte Toilette. Endlich erschien er, mit einem großen weißen Tuch malerisch geschmückt, nahm auf seinem Korbstuhl würdevoll Platz, und die Audienz begann. Europäische und afrikanische Höflichkeitsformen begegneten einander. Der hohe Herr verzichtete sogar darauf, durch seinen Sprecher mit uns zu reden. Er dankte für die Ehre des Besuches und für die Dienste, die unsere Mission seinem Volke leiste; besonders durch Betonung des Englischen habe die Mission das Vertrauen des Volkes gewonnen. Es liege am Tage, welchen Vorteil die Mission der Stadt gebracht habe. Dieses Urteil eines Heiden über unsere Arbeit war mir nicht unwichtig. Mühsam kletterten wir die Stiege hinunter und wurden vom Häuptling selbst bis an die Türe geleitet.

Im Vorübergehen grüßten wir den stellvertretenden Vorsitzenden des Schulvereins, Peter Quist, einen freundlichen Mann, und seinen Bruder, den Ältesten C. T. Quist. Der Kirchenälteste John Tay nötigte uns wieder eine enge wackelige Treppe hinauf in das Wohnzimmer seines Sohnes. Der Raum maß kaum drittelhalb Meter nach jeder Richtung, war aber mit Tisch und Stühlen gefüllt, und seine Wände waren mit möglichst bunten Bildern und Sprüchen geradezu tapeziert. Wie freute sich dieser Mann über unsern Besuch und wie wußte er von den alten Zeiten zu erzählen, vom ersten englischen Kriegsschiff, das vor mehr als sechzig Jahren vor Keta vor Anker lag, und von den ersten Missionaren, die ihn zum Herrn geführt hatten. Und wie strahlte erst dem armen „Sonntagsfreude“ und der „weißen Christine“ die Freude aus den Augen, daß wir an ihrem Haus nicht vorübergingen. Selbstverständlich muß ich auch Frau Uliwodzi Sedode begrüßen, die Frau des Mannes, von dem der erste deutsch geschriebene Traktat eines Eweers so schlicht und schön erzählt. Man merkt es ihrem schlichten Wesen nicht an, wie viel Gutes sie in der Stille getan hat. So umfaßt die Stadt Keta Vornehme und Einfache, Reiche und Arme. Aber es geht hier, wie so oft: an den Armen kann man seine Freude haben und die Vornehmen machen einem Kummer!

Das Vorurteil, die heidenchristlichen Gemeinden bestünden aus lauter Heiligen, ist zwar längst überwunden. Aber bis heut stellt man sich in verzeihlicher Selbsttäuschung solch eine Gemeinde idealer

vor als sie ist. Das wurde mir klar, als ich das Protokollbuch der Ältestenkonferenz durchblättert und in eingehender Aussprache mit den Ältesten und Gemeindegliedern mir einen Blick in den sittlichen Stand der Gemeinde zu verschaffen suchte. Der Kampf gegen die Sünden des Fleisches ist unsagbar schwer. Die Polygamie ist dem Volk etwas Selbstverständliches. Ehelosigkeit des weiblichen Geschlechts würde für die größte Schande gelten. Lieber gibt ein heidnischer Vater, der ganz einverstanden ist, wenn seine Tochter getauft wird, diese einem alten Polygamisten und bringt sie damit in Unglück und Gewissensnot, als daß er sie unverheiratet alt werden läßt. Und außerdem, wieviel Zank, wieviel Verleumdung, kurz wieviel ungeistliches Wesen!

Aber neben den Sündenfällen steht andererseits bei vielen ein großer sittlicher Ernst und ein heiliger Eifer, dem Herrn zu dienen. Und dieser Eifer führt mitunter zu Fragen, auf die zu antworten schwerer ist, als es scheint. Wie oft hat man mich z. B. in Keta gebeten, die Taufe heidnischer Kinder zu erleichtern, es zu erlauben, daß die Taufe vorgenommen werde, sobald eine den Ältesten ausreichend erscheinende Bürgschaft christlicher Erziehung gegeben sei. Verständlich wurde diese Frage dadurch, daß die katholische Kirche jedes Kind tauft, das sie erreichen kann, weil sie in der Taufe sich gleichsam ein Besitzrecht auf das Kind erwirbt. Wie dann der Taufe die christliche Erziehung folge, bleibt späterer Erwägung vorbehalten. Nicht anders handelt die christliche Sekte der Zionskirche. Nur die evangelische Mission verfolgt seit altersher die Praxis, nur Kinder christlicher Eltern zu taufen. Kommt sie damit nicht ins Hintertreffen? Ist's nicht berechtigt, wenn Christen die ihnen anvertrauten Kinder — etwa Verwandte — der christlichen Gemeinde zuführen wollen? Widerspricht nicht die bisher übliche strenge Gepflogenheit der Barmherzigkeit Gottes, der will, daß allen Menschen geholfen werde? Und doch ist die Antwort nicht einfach. Was heißt denn eine zureichende Bürgschaft? Behalten nicht die heidnischen Eltern immer das Verfügungsrecht über ihre Kinder und können sie nicht mit den Jahren anderen Sinnes werden? Und können nicht die, denen ein solches Kind anvertraut ist, vor der Zeit sterben? Und was dann, wenn jetzt das Kind einem heidnischen Vormund übergeben und in stockheidnische Umgebung versetzt wird? Das sind nicht am Studiertisch ausgeklügelte Möglichkeiten, mit denen man nicht zu rechnen braucht, es sind vielmehr wirkliche Erlebnisse, die eine Entscheidung überaus

schwierig machen. Immerhin, daß solche Fragen angeregt und mit der den Afrikanern eignen Lebhaftigkeit durchgesprochen werden konnten, war kein schlechtes Zeichen, sondern ein Beweis inneren Lebens.

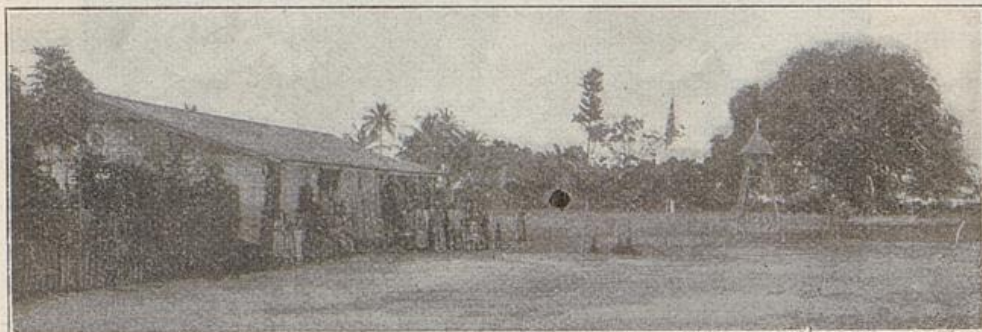
Daß christliches Gemeindeleben in Keta herrscht, merkte ich noch auf mancherlei Weise. Was war's für eine interessante Stunde in der Sitzung des Schulvereins. Ja wie ist dieser Schulverein schon der Beachtung wert! Daß sich Männer aus allen Ständen, Christen und Heiden, Führer der Gemeinde und Ausgeschlossene, finden, die es sich zur Aufgabe stellen, die Schule zu fördern, indem sie Lehrer zur Ausbildung nach Lagos schicken, ja daß sie ohne weiteres 1000 *M* aufzubringen versprechen, wenn unsere Missionsleitung den Bau eines neuen Schulhauses genehmige, ist ganz gewiß ein Zeichen von Leben. Neben diesem religiös indifferenten Verein stehen andere mit ausgesprochen christlichen Bestrebungen. Ich nenne den christlichen Verein junger Männer und den Jungfrauenverein. Wenn wir heute in Dzodze im Ketabezirk eine Außenstation und einen tüchtigen Lehrer haben, so haben wir das dem Christlichen Verein junger Männer zu danken, dem seine Missionspflicht bewußt geworden ist und der daher die Mittel zur Gründung und zum Unterhalt der Station Dzodze aufgebracht hat. Und wenn der Jungfrauenverein solche dauernden Leistungen auch nicht aufzuweisen hat, ja vielleicht niemals wird aufweisen können, weil die Mädchen nicht die Mittel zu so reichen Gaben haben (für ihre Gebefreudigkeit zeugt z. B. die Glocke von Anloga), schon daß der Verein da ist und sich halten kann, daß zwanzig Jungfrauen und mehr ihren heidnischen Angehörigen gegenüber die Schmach der Ehelosigkeit auf sich nehmen und mit allem Ernst gegen Versuchung und Verführung kämpfen, ist unserer Bewunderung wert. Das ist eine Frucht unserer Diakonissenarbeit, deren Wert man erst dann einzuschätzen lernt, wenn man selbst einen Blick in die Zuchtlosigkeit des Heidentums getan hat.

In den Tagen, während ich in Keta war, gingen die Wogen der Begeisterung hoch. Der Eindruck, daß Keta mit seinen mehr als 800 Seelen eine lebendige Gemeinde und ein Salz und Licht für seine Umgebung sei, dürfte dennoch nicht trügen; denn derselbe Zug fröhlich-begeisterten Christentums, den ich in Keta beobachtet hatte, fand ich in den Tochtergemeinden Woe, Anloga und Anyako wieder. Da einen inneren Zusammenhang zu vermuten, ist sicher berechtigt.

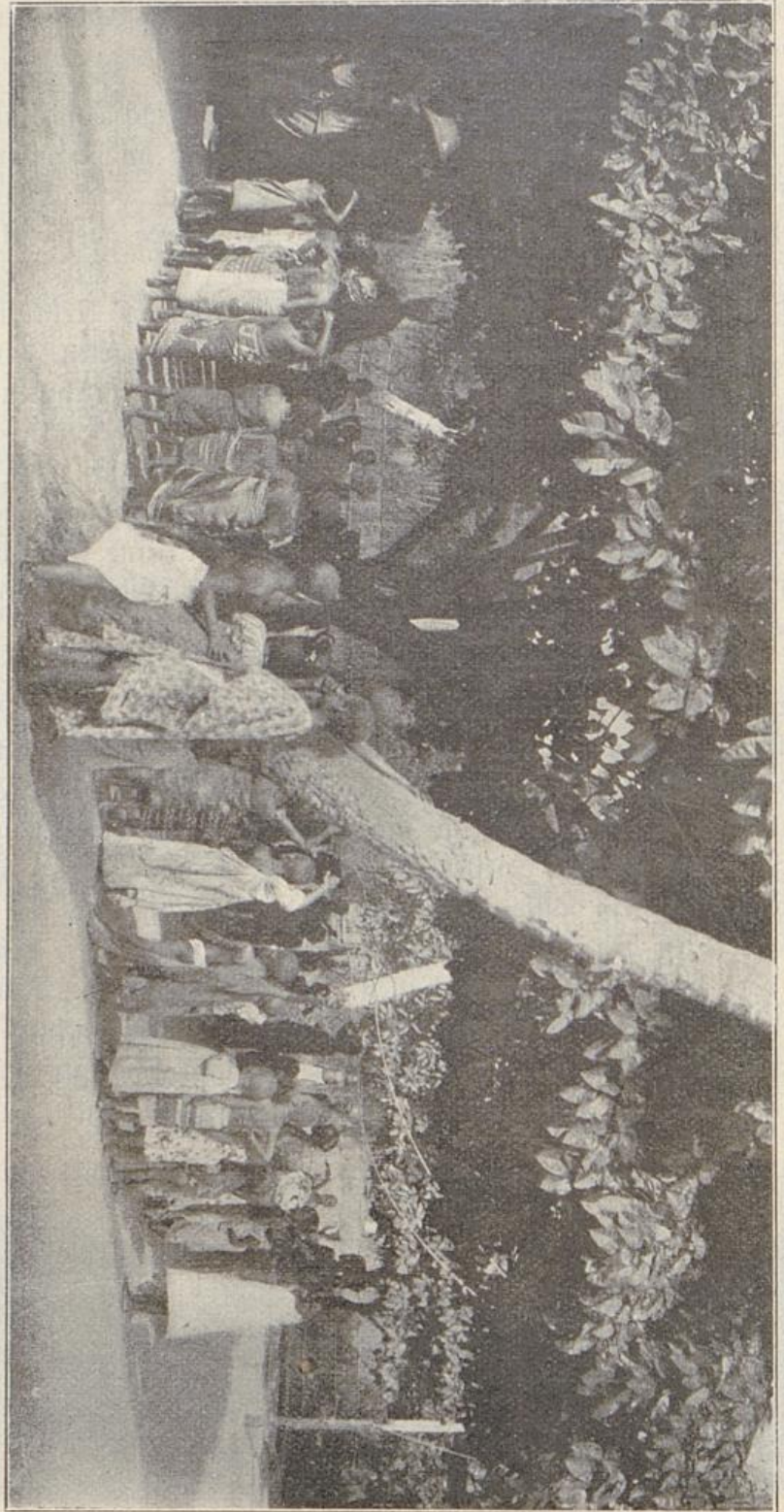
5. Anloga und Anyako.

Anloga, eine Hochburg des Heidentums, die vor wenigen Jahren noch dem Evangelium hartnäckig Widerstand leistete und jeden Übertritt zum Christentum mit wütendstem Haß und handgreiflicher Mißhandlung lohnte, die aber jetzt anfängt, sich dem Evangelium zu öffnen, mußte ich unbedingt sehen. Sie wurde das Ziel meiner ersten Außenstationsreise am 7. Oktober 1910. Der Weg führte durch die Region der Kokospalmen auf der schmalen Uferung zuerst nach Dzelukowe mit seinem aufblühenden Kindergarten, dann über Tegbui nach Woe, der Gemeinde des begabten Katechisten David Besa, den in seinem Heim kennen zu lernen mir besonders wichtig war. Schon auf dem Missionsfeste in Keta hatte ich seine Schlagfertigkeit im Reden beobachtet, hier in Woe sah ich von neuem, mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit der Mann seine Gemeinde anzufassen wußte. So lud ich ihn für den nächsten Morgen zur Heidenpredigt nach Anloga.

Von den mancherlei Anregungen des Tages ermüdet, lag ich weltvergessen in meiner Hängematte und lauschte den Gesprächen meiner Träger. — Mit einemmal fuhr ich erschreckt hoch. Ein hundertstimmiges "Welcome Inspector" tönte mir entgegen. Die Schule von Anloga war mir mit Palmen in den Händen entgegengezogen, und singend geleitete sie mich ins Lehrerhaus, wo unser Nachtquartier sein sollte. Freudestrahlend begrüßte uns der wackere Lehrer John Tay mit seiner Frau, die uns willig ihre beste Stube ein- oder besser ausgeräumt hatten. Schnell waren die Betten aufgeschlagen und durchs Moskitonez geschützt. Dann machten wir uns besuchsfertig, Freund Tay setzte sich seine bunte Studentenmütze auf, die ein lustiger Fur irgendwo einmal abgelegt hatte, und nun



Schule in Anloga.



Kindergarten in Djelutome.



Kindergarten in Dzelufowe.

wanderten wir nach Anloga hinein, um den Oberhäuptling fia Sri zu begrüßen. Der freundliche junge Mann redete uns englisch an. Als früherer Schüler unserer Mittelschule steht er der Mission freundlich gegenüber. Ihm danken wir es, daß uns auf dem Lande, auf dem die Zauberer am schlimmsten ihr Wesen trieben, der Platz für unsere Schule zur Verfügung gestellt ist. Im Abenddunkel besuchten wir noch zwei alte Häuptlinge, darunter den Generalfeldmarschall von Anloga. Aber es war fast unheimlich, mit diesen dunklen Gesellen in der finstern Negerhütte zu sitzen, und wir waren froh, als wir vor Frau Tays sauber gedecktem Tisch Platz nehmen, von der famosen Fetrisuppe mit Reis zulangen und uns von den Anstrengungen des Tages erholen konnten. Wir wanderten noch ein wenig im Abendsternenschein auf und ab, plauderten, während die Sterne still am Himmel ihre Bahn zogen und ein leuchtendes Meteor in wundersamem Licht aufstrahlte, von Anlogas Vergangenheit und Zukunft, und suchten, als die Moskitos stärker zu schwirren anfangen, unser sicheres Lager zu festem Schlummer — in Anloga, der Hochburg des Heidentums.

Kaum graute der Morgen, so schlüpfen wir zwar nicht aus den Federn, aber doch unter unserm Moskitonez hervor, tranken unsern schon gestern gekochten kalten Morgenkaffee und rüsteten uns auf die Heidenpredigt. Punkt sechs Uhr rückte, wie verabredet, Freund Besa aus Woe mit der Schar seiner Getreuen an. Und nun ging es wieder hinein in das Gewirre der engen Gassen, die zum Teil so eng sind, daß die Ellenbogen von Wand zu Wand reichen und die Negerfrauen sich schüchtern an die Seite drängten, indes wir vorbeizogen. Die Kinder liefen teils schreiend von dannen, teils schauten sie uns weiße Leute mit ihren großen Augen staunend und ängstlich an. Auf dem Marktplatz fanden wir die Stätte halb bereitet. Der Häuptling hatte einen Tisch mit weißer Decke und einige Stühle bereitstellen lassen, ein paar Frauen fegten den Schmutz zusammen, und die Marktweiber schimpften, daß sie ihr Zuckerrohr und was sie sonst hatten in der einen Ecke des Marktes zusammentragen und uns Platz machen mußten. Der Häuptling hatte in der Stadt ausklingeln lassen, daß der Amega der Mission zu dem Volke sprechen wolle. Die Leute sollten kommen. Bald erschien er selbst mit seinem Sprecher, die Schüler sangen ein Lied und wir beobachteten, wie langsam und ohne alle Eile ein Mann nach dem andern herbeikam, rauchend, schwatzend und neugierig um sich blickend. Die meisten

ließen sich einen Stuhl vorantragen, und nun gruppierte sich alles um unsern Tisch. Der enge Marktplatz war bald gefüllt. Hinter den Zäunen standen Neugierige. Der Sprecher des Fia trat auf und kündigte meine Ansprache an. Dann redete zuerst Tay, dann ich, dann Besa, dann der Häuptling selbst, dann Missionar Salkowski. Zwischenrufe und Scherze, ein strenges: „Wollt ihr wohl still sein“ in die lärmende Jugend hinein, unterbrachen die Reden. Dort kam einer und brachte einem der Häuptlinge die Pfeife, sie sorglich in Brand haltend. Da trat eine offenbar nicht zurechnungsfähige Frau mit ihrem Kinde in den Kreis, und während der Vortrag weiterging, grüßte sie uns alle nacheinander und veranlaßte endlich einen Mann, ihr auf seinem Stuhl auch noch Platz zu machen. Ein Lied beendete die Feier, und wir zogen heim — eigentlich wider unsern Willen, da wir dem Häuptling noch einen Besuch zgedacht hatten. Aber da er uns die Ehre antat, uns bis an die Dorfgrenze zu geleiten, mußten wir schon nach Hause gehen. Nun, so hatten wir



Abraham und Nifodemo.

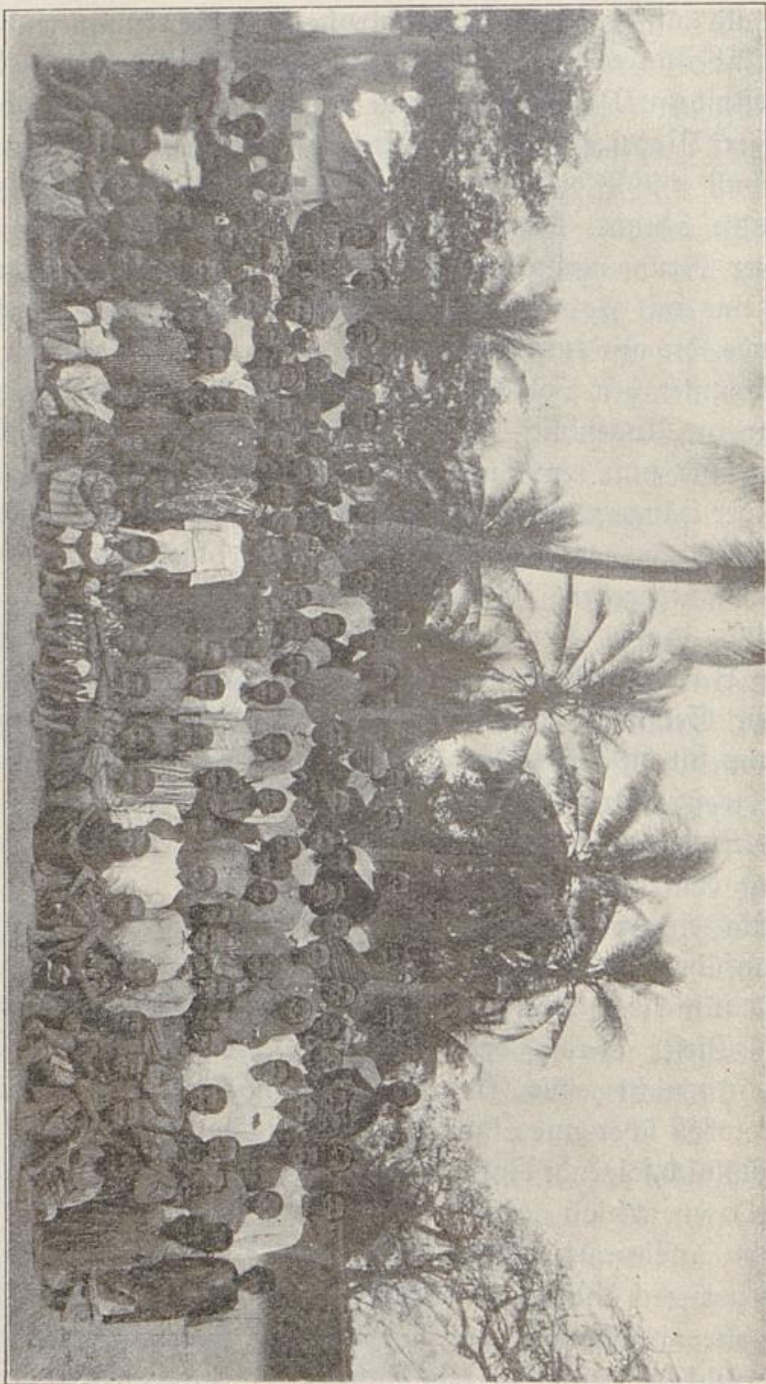
Gelegenheit, durch den Nyigblahain zu wandern, den vielleicht noch kein weißer Mann betreten hatte, und auf einem Umwege durch die interessante Stadt zu unserm Ziel, dem Häuptlingsgehöft, zu gelangen. Wir mußten uns ja noch für das Gastgeschenk des Häuptlings, einen stattlichen Puter, durch ein Geschenk von Bildern und Tabak erkenntlich zeigen. Dann prüfte ich noch die Schule, freute mich unserer Erstlinge Abraham und Nifodemo und trat befriedigt die Heimreise an.

Ein völlig anderes Gepräge als diese junge, in den allerersten Anfängen stehende Außenstation, bot

nir am nächsten Tage, am 9. Oktober 1910, Anyako. Schon der Weg dorthin so ganz anders, mitten durch die flache Lagune hindurch, bald durch das warme, schlammige Wasser, bald über den glühend heißen Sand, bald auf festgetrockneter Salzkruste, bald über kümmerlichen Grasboden. Aber immer in der dumpfheißen Luft, die sich bildet, wo die Sonne über stehendem Wasser brüdet, und überall der durchdringende Geruch von Meer, Moder und Fischen. Nur gut, daß heute der Seewind kräftig weht, sonst müßte die Tour in der Hängematte, sie dauerte zwei und eine halbe Stunde, kaum erträglich sein. Endlich nähern wir uns der unter Grün versteckten Stadt. Da tauchen in der Ferne Große und Kleine mit Fahnen und wehenden Tüchern auf — Schule und Gemeinde, die mir entgegenkommen. Weil der Sand meinen Trägern förmlich unter den Sohlen brennt, eilen sie im Geschwindschritt. So sind wir im Augenblick bei der grüßenden Schar, aber auch im Nu vorüber, und nun rennt und stürzt die Schar der Kinder jubelnd und singend der Hängematte nach und ihr voraus, und wie der Wind sind wir in Anyako, von den Erinnerungen an jahrzehntelange vergebliche und dann fast aufgegebenen Missionsarbeit unringt.

Und heut? Heute hat Anyako einen Kindergarten, den Mercy Baëta nicht mehr allein regieren kann. Sie muß in kürzester Zeit eine Gehilfin bekommen. Und ein Lehrer reicht längst nicht mehr aus für die Fülle der Schüler. Und in den Gottesdiensten ist die große Kapelle oft zu klein! Was ist das für ein Wandel. Die alte Stadt, die Stätte vieler Tränen, der Gegenstand vieler Gebete, steht vor dem Anbruch einer neuen Zeit!

Ein einziges, überaus charakteristisches Beispiel darf hier ich wohl anführen. Anyako hat wie Keta seinen Schulverein, in dem die führenden Männer der neuen Zeit sich zusammengeschlossen haben. Dieser Verein bringt das Gehalt der Kinderlehrerin auf. Doch damit nicht genug, kümmert er sich noch um mancherlei anderes. Im Protokoll über eine Sitzung des Vereins vom 29. August 1909 fand ich buchstäblich folgende Notiz: „In the first place he talked of the dirt in the Town, which needs to be swept; and in this way to escape from the infectious disease breaking in. The members support it; and assured that it is expedient to lay this complain before the chiefs, and if they are not able to perform it, then a petition should be made for His Majesty, to see to it.“ (Zuerst sprach er — nämlich der Vorsitzende — vom Schmutz in der Stadt, der beseitigt werden müsse, um so vor dem Ausbruch ansteckender Krank-



Schule und Schülerverein in Znyafu.



Schule und Schulverein in Anyako.

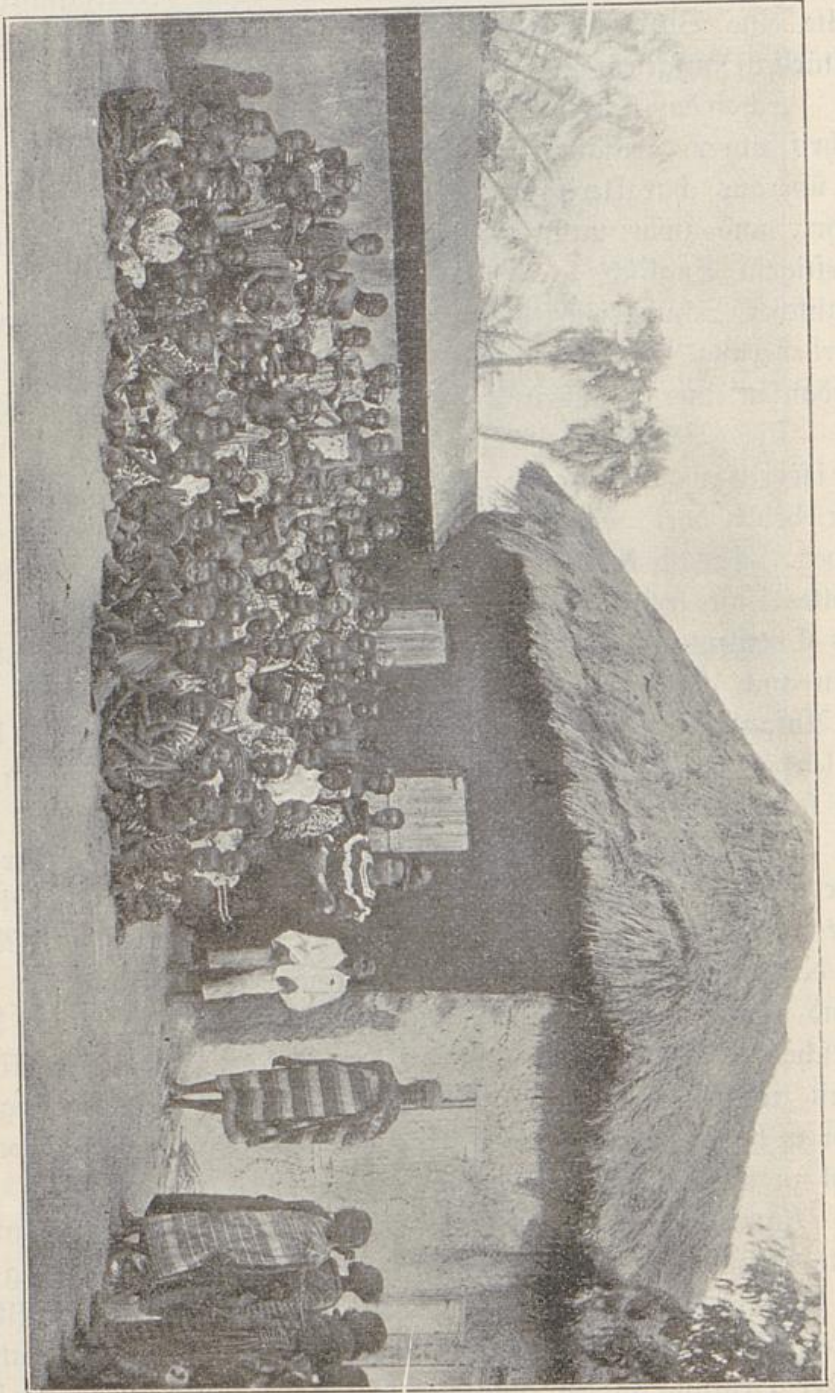
heiten gesichert zu sein. Die Mitglieder stimmen zu und erklärten, es sei richtig, die Sache zuerst vor die Häuptlinge zu bringen, und wenn sie nicht instande wären, eine Änderung herbeizuführen, dann sollte eine Bittschrift an seine Majestät (den König von England natürlich) aufgesetzt werden, damit er danach sehe.)

Schon daß sich ein regelrechter Verein gebildet hat mit Vorsitzendem, Schriftführer, Schatzmeister und noch etlichen „Vorstandsherren,“ ist überaus charakteristisch; mehr noch, daß der Verein ein Protokoll führt, und zwar natürlich nicht in gutem Ewe, sondern lieber in dürftigem Englisch, so ist's moderner; und noch mehr, daß die mit englischer Schulweisheit angefüllten Herren sich die gesundheitliche Verbesserung ihrer Stadt zur Aufgabe machen, von dem grotesken Gedanken einer Bittschrift an die britische Majestät ganz zu schweigen.

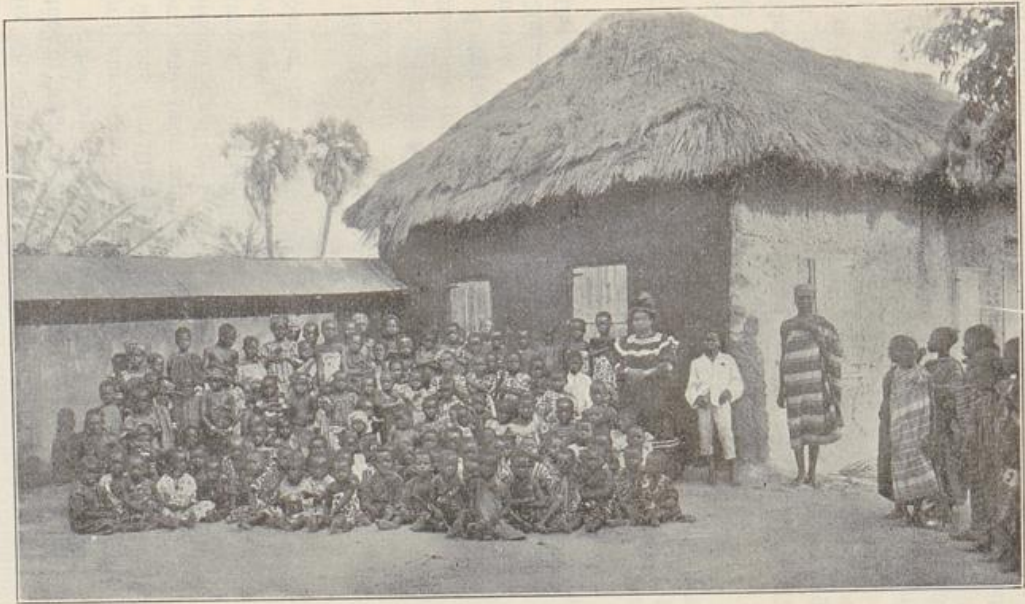
Dies Beispiel halte ich für wichtig zur Beurteilung der christlichen Bewegung, die jetzt durch Anyako geht. Modern sein heißt dort, die Schule besucht und das Heidentum abgelegt haben. So ist der Grund, der die Leute in Taufunterricht und Gottesdienst treibt, keineswegs immer ganz lauter. Man versteht das Christentum noch nicht, indem man sich ihm anschließt. Das kann auch gar nicht anders sein. Für uns aber entspringt daraus die Aufgabe, die Bewegung mit aller Weisheit in die rechten Bahnen zu lenken, das Heilsbedürfnis und Heilsverständnis zu wecken, damit wir so zu unserem eigentlichen Missionsziel kommen.

Ich glaube, wir müssen sogar noch einen Schritt weiter gehen. Wir müssen von Anyako zurückschließen auf den ganzen Ketabezirk. Alles, was man heute im Ketabezirk hört und sieht, ist eine Bestätigung für das bekannte Wort des alten Tamaklo: „Es weht ein anderer Wind heut!“ Und wenn wir uns auch darüber klar sind, daß die herrschende Windrichtung nicht auf das Ziel der eigentlichen Missionsarbeit zuführt, so dürfen wir uns doch freuen, keinen Gegenwind mehr zu haben, sondern einen Wind, der einem geschickten Bootsmann wohl zu seinem Ziel weiter helfen kann.

Kaum war ich in Anyako angelangt, so umwirbelte mich das bunte Leben dort. Was war's für eine Lust, im Kindergarten der Mercy Baëta zuzuhören! Wie nett sangen und spielten die kleinen Gesellen und wie flink und fröhlich kamen die Antworten bei der Prüfung in der biblischen Geschichte. Auch die Schule war in musterhaftem Zuge. Als am andern Morgen, dem 10. Oktober, der Sonntagsgottesdienst anhub, drängten sich wohl 600 Menschen



Kindergarten in Zinyate.



Kindergarten in Anyato.

in den nicht sehr großen Kapellenraum, und viele mußten mit einem Platz vor dem Fenster vorlieb nehmen.

Wer hätte das noch vor wenig Jahren geglaubt! Mir wurde das Herz warm und ich gedachte des Wortes vom sterbenden Weizenkorn, das nur durch Sterben Früchte bringen kann, und knüpfte daran an, als ich zur Predigt selbst das Wort ergriff. Einer unter den Zuhörern hatte es mir besonders angetan. Er saß ganz dicht am Eingang, wie ein Fremdling, der sich doch nicht von der Schwelle weisen lassen möchte. Und ein Fremdling war er hier. Das sah man an den Schnüren, die er um Hals und Arme trug. Er war ein Zauberer, war alt geworden im Dienst des Heidentums. Aber nun fühlte er die Inhaltslosigkeit seines Lebens in ganzer Schwere. Nun wollte er los vom alten Wesen und bat um Taufunterricht und Taufe. Und das Bemerkenswerteste: er gehörte nicht nach Anyako, sondern stammte aus einem fernen Dorf Dekpo, wo vor zwanzig Jahren und noch früher wohl einmal Heidenpredigt getrieben war, aber seitdem nicht mehr! Auch da war einst Saat ausgesät, aber scheinbar erstorben. Erst jetzt zeigten sich die leisen Spuren eines neuen Lebens! Ob sie zum Halm und zu reifer Frucht ausgewachsen werden?

Jedenfalls gehört die Gestalt dieses Taufbewerbers für mich hinein in das Bild der neuen Zeit in Anyako als ein Unterpfeiler dafür, daß bei dieser Bewegung zum Christentum der religiöse Einschlag nicht fehlt. Er fehlt auch nicht bei dem so modern gerichteten Schulverein. Das zeigte mir die Bitte — eine der wenigen, die ich als berechtigt anerkannt habe und daher der Heimatgemeinde weitergebe: — „Schenkt uns für Anyako eine größere Glocke, als wir jetzt haben. Der Klang der Glocke muß über die ganze Heidenstadt Anyako reichen, damit die Heiden keine Entschuldigung haben, sondern den Ruf ins Gotteshaus hören und ihm folgen. Anyako muß christlich werden.“

III. Lome, das Haupt unserer Arbeit.

1. Die Hauptstadt Lome.

Daß Lome als Stadt kaum zwei Jahrzehnte alt sein soll, scheint einem beim Wandern durch die schönen breiten Straßen nahezu unmöglich. Man kann sich's nicht denken, daß alles, was man hier sieht, Straßen und Plätze, Häuser und Kirchen, Landungsbrücke und Eisenbahnen in so kurzer Frist entstanden ist und der Handel in dieser kurzen Spanne Zeit einen solchen Aufschwung genommen hat. Zu weisagen hätte das jedenfalls niemand gewagt, und jetzt sehens die Nachbarcolonien mit Neid, daß die soviel jüngere deutsche Schwester sich zu einer bemerkenswerten Rivalin entwickelt hat. So ist Lome schon durch sein bloßes Dasein ein Denkmal deutscher Tatkraft und deutschen Fleißes.



Beamtenhaus in Lome.

Die Stadt zerfällt deutlich in vier Quartiere.

In scharfer Abgrenzung von der übrigen Stadt finden wir westlich von der Eisenbahn und Landungsbrücke das Viertel der Regierungsbeamten, eine Villenstadt mit schönen Wegen und Alleen und mit Häusern, die sich recht malerisch aus der tropisch grünen Umgebung herausheben. Zu meinem Erstaunen ist man neuerdings bei diesen Häusern von dem hergebrachten Stil, nach dem das nur ein Zimmer tiefe Haus mit einer ringsumlaufenden Veranda umgeben ist, abgewichen. Dreierlei Erwägungen mögen dabei maßgebend gewesen sein, das Verlangen nach Schutz vor dem heftigen, alles zerstörenden Seewind, der Wunsch nach einer etwas heimeligern Anordnung der Wohnung und das Bestreben, die Eintönigkeit des bisherigen Stils zu vermeiden. Ich habe leider bisher nicht erfahren, wie sich die Neuerung bewährt. Ich fürchte, die neuen Villen werden dumpf und heiß sein und man wird bald wieder zu dem alten Stil zurückkehren müssen, so unbequem es sein mag, wenn alle Zimmer in einer Flucht liegen.

Östlich von der Eisenbahn erstreckt sich längs des Meeres, den Süden der Stadt ausmachend, das Viertel der Kaufmannschaft, im wesentlichen die Hamburger und Bremer Straße mit ihren Kaufhäusern umfassend und nach beiden Seiten charakteristisch abgegrenzt im Westen durch unsere Christuskirche und das daran stoßende Anwesen unserer Mission, im Osten durch die gotische Herz-Jesu-Kirche und das Riesengrundstück der katholischen Mission.

Nördlich von der Europäerstadt, aber gleichfalls mit schönen, breiten, schattigen Straßen versehen, finden wir die Eingebornenstadt, und ganz im Norden und abgetrennt von den übrigen Quartieren das Haussaviertel.

So ist Lome verhältnismäßig sehr ausgedehnt, sowohl von Osten nach Westen, vom Friedhof bis zum Gouverneurshaus, wie von Norden nach Süden, von der Haussastadt bis an die Landungsbrücke. Aber das gibt der Stadt etwas freundliches und, ich möchte sagen, Gemütliches, das in einem seltsamen Gegensatz steht zu dem rasch pulsierenden Leben in den Straßen. Und es trägt wesentlich dazu bei, daß man überall frische, freie Luft hat und damit die Grundbedingung für ein gesundes Leben in den Tropen.

Allerdings bleibt Afrika immer Afrika, und wenn auch ein sorgfältiger Moskitoschutz und manche peinlich durchgeführte sanitäre Maßregel Lome mit Recht in den Ruf gebracht haben, einer der

in soll,
nahezu
an hier
ke und
t dieser
t. Zu
ens die
ster sich
e schon
entschen



gesundesten Plätze an der westafrikanischen Küste zu sein, es kommen doch immer wieder Zeiten, wo das Fieber durch die Reihen geht und Afrika seine Opfer fordert. Davon gibt der Friedhof ein deutliches Zeugnis. Eigentlich müßte ich sagen die Friedhöfe, denn da jede der beiden christlichen Konfessionen für ihre Gemeindemitglieder einen besonderen Friedhof hat, und die Regierung daneben einen allgemeinen, muß man drei Friedhöfe zählen. Ich habe sie alle drei besucht. Auf dem katholischen Friedhof fiel mir auf, daß die katholischen Missionare und Schwestern alle ein gleiches Grab mit gleichem Kreuz und ohne Namen bekommen, ein schönes Sinnbild dessen, daß vor Gott Ansehen der Person nicht gilt, sondern wir alle offenbar werden müssen vor dem Richtstuhl unseres Herrn. Und welche ernste Sprache reden jene vier Gräber, teils auf dem katholischen, teils auf dem Regierungsfriedhof, in denen vier Beamte der Bohrgesellschaft Erkelenz im Rheinland ihre letzte Ruhestatt gefunden haben, die in



Denkmal von Dr. Wolf in Lome.



Salzmarkt in Lome.

einem Jahr innerhalb von zehn Tagen dem Fieber erlagen. Auf dem Regierungsfriedhof stand ich am Grabe des Gouverneurs Köhler, des Reichstagsabgeordneten Fries, den der Tod ereilte, noch ehe er auf seiner Studienreise bis Togo gekommen war, des bekannten Togoforschers Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf und manches anderen, der hier im fernen und doch deutschen Lande sein Leben gelassen hat. Auf unserm Friedhof weilte ich lange an Missionar Oßwalds Grab und von dort zog's mich hin zu den Gräbern der kriegsgefangenen Witbois, und wie im Augenblick zog die Erinnerung an jene ernste Zeit deutscher Missions- und Kolonialgeschichte an meiner Seele vorüber.

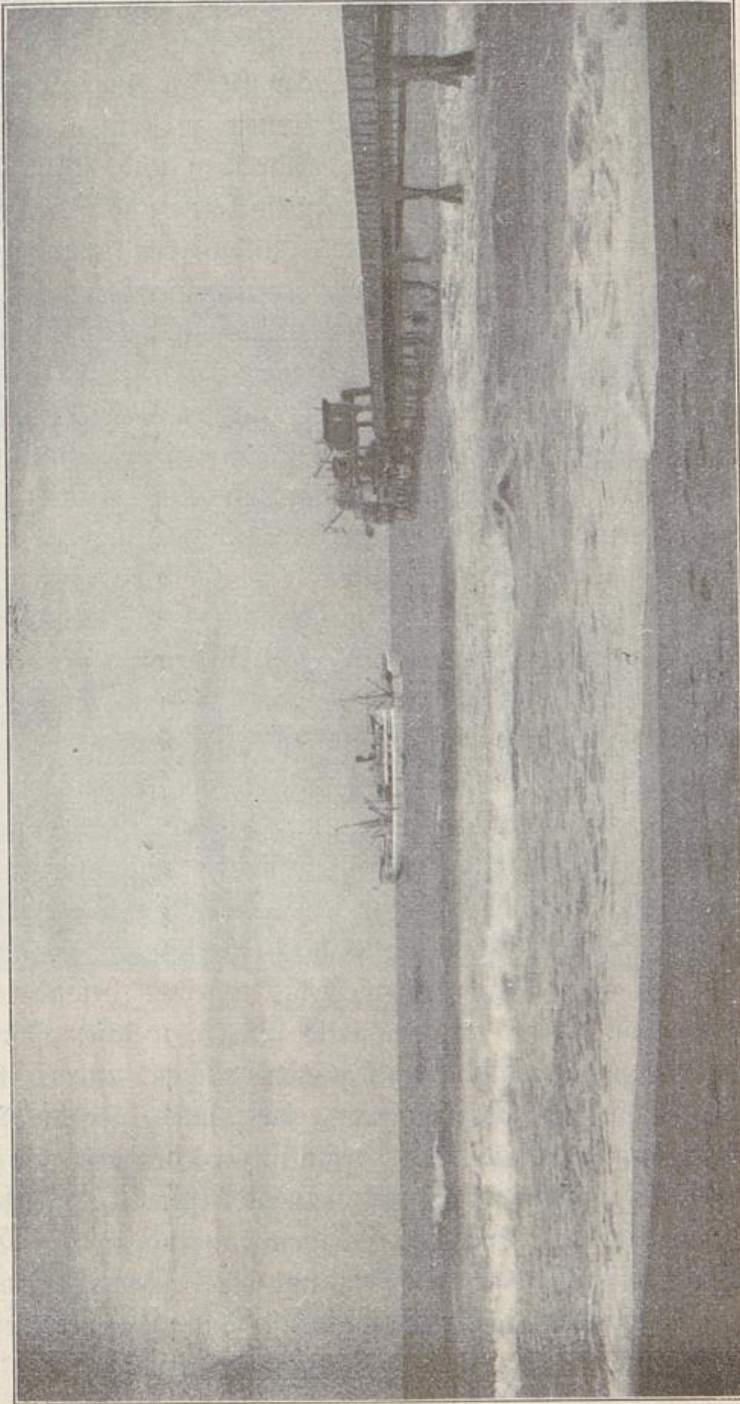
Doch von der Stätte des Todes zurück zu den Stätten des Lebens!

Rasch, vielleicht allzu rasch pulsiert das Leben in Lome. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht ein neuer Dampfer sich vor Lome vor Anker legt, bald um Ladung zu löschen, bald um neue einzunehmen. Die fünf großen Kräne der Landungsbrücke müssen wochentags ununterbrochen und leider mitunter auch Sonntags ihre Arbeit tun. Mit unwiderstehlicher Gewalt dringt die deutsche Kultur über die Brücke ins Land hinein. Noch ist der Handel in den Händen der großen Faktoreien, die in drei, vier und mehr Läden in der Stadt alles absetzen, was die

Europäer gebrauchen, und was die Kauflust der Neger reizt, und die umgekehrt alles aufkaufen, was Togo für den Weltmarkt produziert. Es ist ein eigenartiges Gefühl, das einen beschleicht, wenn man durch die Faktoreiläden geht und ihre Waren mustert. Man darf schon heute kaum fragen, was sie führen, sondern muß fragen, was sie nicht führen. Da finden wir Perlen und Schießgewehre, Stoffe und Konserven, Garne und Fahrräder, Odol und Nähmaschinen, Tabak und Solinger Stahlwaren, kurz alles, was sich hält und Absatz verspricht. Wer weiß, wie lange es noch dauert, bis Spezialgeschäfte sich aufstun. Der Anfang ist schon gemacht. Schneider, Photograph und Goldschmied üben schon ihre Künste. Lome ist zurzeit der Zentralhandelsplatz für Togo. Alles Ein- und Ausfuhrgut muß die Brücke passieren. Und von der Brücke führen die Schienenstränge der Küste entlang nach Aneho, ins Innere nach Palime und auf der neuen Strecke nach Atakpame heute schon 56 Kilometer bis an den Lili. Und was nicht per Eisenbahn befördert wird, das wird auf den Köpfen der Eingeborenen überall hin getragen. Der Neger ist scheinbar ein passionierter Händler. Man kann kaum drei Neger sehen, ohne daß sich ein Markt entspinnt und gehandelt und gefeilscht wird. Und wenn gar Markttag ist, dann kommen sie zu



Holzmarkt in Lome.



Landungsbrücke in Lome.

die
ziert.
durch
schon
s sie
und
abaf
ver=
häfte
raph
der
muß
änge
auf
s an
wird
Der
drei
und
ie zu





Die
gier.
durch
chon
s fe
und
abat
der
hätte
raph
ber
muf
änge
auf
wird
Der
drei
und
te zu



Landungsbrücke in Lome.

Hundertern zusammen und dann hebt ein Lärm an, gegenüber dem der Bremer Freimarkt eben noch aufkommt.

Man kann sich fragen, ob alles, was der Handel dem Neger bietet, ihm Segen bringt. Um so erfreulicher ist es, daß die Regierung sich mit allem Ernst bemüht, der Gefahr einer Scheinkultur entgegen zu arbeiten und die Eingeborenen zu ernster Arbeit zu erziehen. Nicht nur deutsch Sprechen, Schreiben und Lesen lehrt sie ihre Schüler auf den Regierungsschulen in Lome und Sebbe, sondern sie bemüht sich, in ihren Werkstätten Handwerker heran zu bilden, deren Kunst das Lieblingswort des Gouverneurs Graf Zech: „Made in Togo“ zu Ehren bringen soll. In lebenswürdiger Aufmerksamkeit ließ es sich Graf Zech nicht nehmen, mich selbst durch die Regierungswerkstätten zu führen. Wenn auch die Betriebe durchweg noch klein sind, liegen doch in ihnen die Keime einer gesunden Entwicklung. Was will es doch heißen, wenn mir Lastwagen und Rikschahs gezeigt werden konnten, die lediglich von Eingeborenen hergestellt sind. Jedes Brett ist hier gehobelt, jede Feder hier geschmiedet und alles hier zusammengefügt. Und daß in den Wohnungen der Beamten nur noch Möbel „Made in Togo“ verwendet werden, die von ebensoviel Handwerkerfahrung wie von gutem Geschmack Zeugnis ablegen, ist wohl auch ein Grund zu berechtigtem Stolz. Ja, man repariert in den Regierungswerkstätten selbst Fahrräder, Automobile und elektrische Installationen, man schneidert dort die fleidsamen Uniformen der schwarzen Polizeisoldaten und man setzt und druckt das Amtsblatt von Togo mit seinen für das Schutzgebiet so schwerwiegenden Erlassen! Ich verstehe es, warum der Gouverneur es hervorhob, daß diese Regierungswerkstätten seines besonderen Interesses sich erfreuten. Man wird es bald spüren, welchen Vorteil sie dem Lande und vor allen den Eingeborenen bringen, und es ist wohl kein Zufall, daß die englische Regierung das, was hier die deutsche in gesunder, langsamer Entwicklung organisch werden läßt, in großen Training Instituts im Augenblick für die Goldküsten-Kolonie schaffen will. Die Eingeborenen sind und bleiben dauernd in den Tropen die unentbehrlichen Helfer der Weißen, und sie in der rechten Weise zu erziehen und zu bilden, bleibt die wichtigste Aufgabe einer gesunden Eingeborenenpolitik.

2. Die Missionsarbeit in Lome.

Lome ist Landeshauptstadt, wichtigster Handels- und Hafenplatz der Kolonie und als Stadt eine Schöpfung der letzten beiden Jahrzehnte. Die Folge für die Missionsarbeit ist die, daß man es mit einer Bevölkerung zu tun hat, die ohne bodenständig zu sein, in Handelsinteressen fast aufgeht, und das ist für die Mission keine günstige Lebensbedingung; Hafenstädte sind in der Regel sehr unfruchtbare Missionsplätze. Ferner sieht man in der Missionsarbeit,



Präseshaus in Lome.

wie sie sich in der Landeshauptstadt abspielt, wenn auch nicht immer mit Recht, eine Verkörperung der gesamten Arbeit. Diese Beurteilung wirkt in Lome auch auf die Arbeit ein, und vielleicht auch nicht immer in erwünschter Weise. Weiter ist Lome Zentrale für eine angespannte Tätigkeit der katholischen Mission. Eine Art Rivalität beider Missionen ist die unausbleibliche Folge und durch sie wird wieder unsere Arbeit unwillkürlich beeinflusst, und wieder nicht immer in gutem Sinne.

Das mußte ich mir gegenwärtig halten, als ich am 15. Oktober wieder in Lome einzog, denn nur so konnte ich das, was erreicht worden ist und erreicht werden kann, gerecht beurteilen. Um so

freudiger war ich überrascht, als ich mich von einem regen Gemeindeleben umgeben fand. Gleich am Abend des ersten Visitationstages, an dem ich unsere siebenklassige Knabenschule eingehend geprüft hatte, erschien unaufgefordert eine Abordnung von angesehenen Männern der Gemeinde — nicht etwa die Kirchenältesten — bei mir, um mir einige Fragen des Gemeindelebens sowie einige Bitten vorzutragen. Nachdem ich mündlich Bescheid gegeben, bat ich, mir die Ausführungen schriftlich mitzugeben. Das von den Eingeborenen selbständig aufgesetzte Schriftstück ist so charakteristisch und führt so mitten hinein in das, was die Herzen damals bewegte, daß ich es im wesentlichen hier wiedergebe.

„Bitten der Lomegemeinde, dem Herrn Missions=Inspektor Pastor Schlunk am 14. Oktober 1909 vorgelegt.

Mit freudigem Gefühl der dankbaren Anerkennung der Arbeit der Norddeutschen Mission an uns und unsern Kindern begrüßen wir Sie diesen Abend im Namen der hiesigen Gemeinde.

Wir danken Ihnen herzlich für die Mühen, die Sie gehabt haben, zu uns herüber zu kommen, um uns zu besuchen zur gegenseitigen Stärkung des Glaubens und zur Förderung der Arbeit unter unserem Volke. Im gleichen Sinne erlauben wir uns, bevor Sie Ihre Konferenz mit unsern Lehrern und Missionaren halten, Ihnen schon jetzt unsere Wünsche und Bitten vorzubringen mit der Bitte, dieselben bei Ihren Konferenzen in Afrika und in Europa berücksichtigen zu wollen.

1. Schon seit einigen Jahren ist die Gründung einer Fortbildungsschule unserer Mission hier in Lome zu einer dringenden Notwendigkeit geworden. Manche Schüler machen schon die 7. Klasse der hiesigen Stationschule durch, ohne das Alter der Arbeitsfähigkeit erreicht zu haben. Da sie dann mit mangelnder Beherrschung der deutschen Sprache zur weiteren Ausbildung nach Keta geschickt werden müssen, so verlernen sie dort die deutsche Sprache zum großen Teil und können dann weder deutsch noch englisch ordentlich. Daher die Notwendigkeit einer deutschen Fortbildungsschule.

2. Weil schon jetzt nicht alle Schüler und noch viel mehr in Zukunft Arbeit als Schreiber oder Handlungsgehilfen bei Europäern finden, so ist es sehr erwünscht, daß unsere Mission auch eine Handwerkerschule in Lome für das ganze Missionsfeld errichte, wo die Jugend auch zum Lernen verschiedener Handwerke, wie Schreinerei, Schlosserei und dergl. herangezogen werden kann. Nur wenn wir

auch selbständige Arbeiter in unseren Gemeinden haben, wird die Gemeinde auch imstande sein, die Mission so zu unterstützen, wie es sein sollte. Sind unsere Schüler darauf angewiesen, bei den Katholiken ein Handwerk zu lernen, so werden sie gezwungen, deren Kirche zu besuchen und dadurch unserer Gemeinde abwendig gemacht.

3. Wir bitten ferner, daß die Mission Vorrichtungen treffe für Sterbefälle, wie z. B. Särge sollen immer bereit sein zum Verkauf an die Gemeindeglieder, da das Erwerben solcher Sachen öfters mit Schwierigkeiten verbunden ist.

4. Der Unterschied im Begräbnis von vollen und ausgeschlossenen Gemeindegliedern sollte mit der Zeit beseitigt werden, da dies nur einen Haß gegen die Mission seitens der Ausgeschlossenen veranlaßt und viele willige Hände lässig macht.

5. Kinder von Ausgeschlossenen sollen auch getauft werden, weil sonst die Katholiken eifrig hinter ihnen her sind. Viele wurden schon von ihnen getauft und daher in ihrer Schule erzogen. Die Folgen sind Streitigkeiten, Hader und Zwietracht in der Familie zwischen den katholisch getauften Kindern und ihren evangelischen Eltern, oder zwischen den evangelischen und katholischen Kindern der gleichen Familie. Auch haben sich schon durch diese Kinder manche evangelische Eltern zum Übertritt in die katholische Kirche bringen lassen.

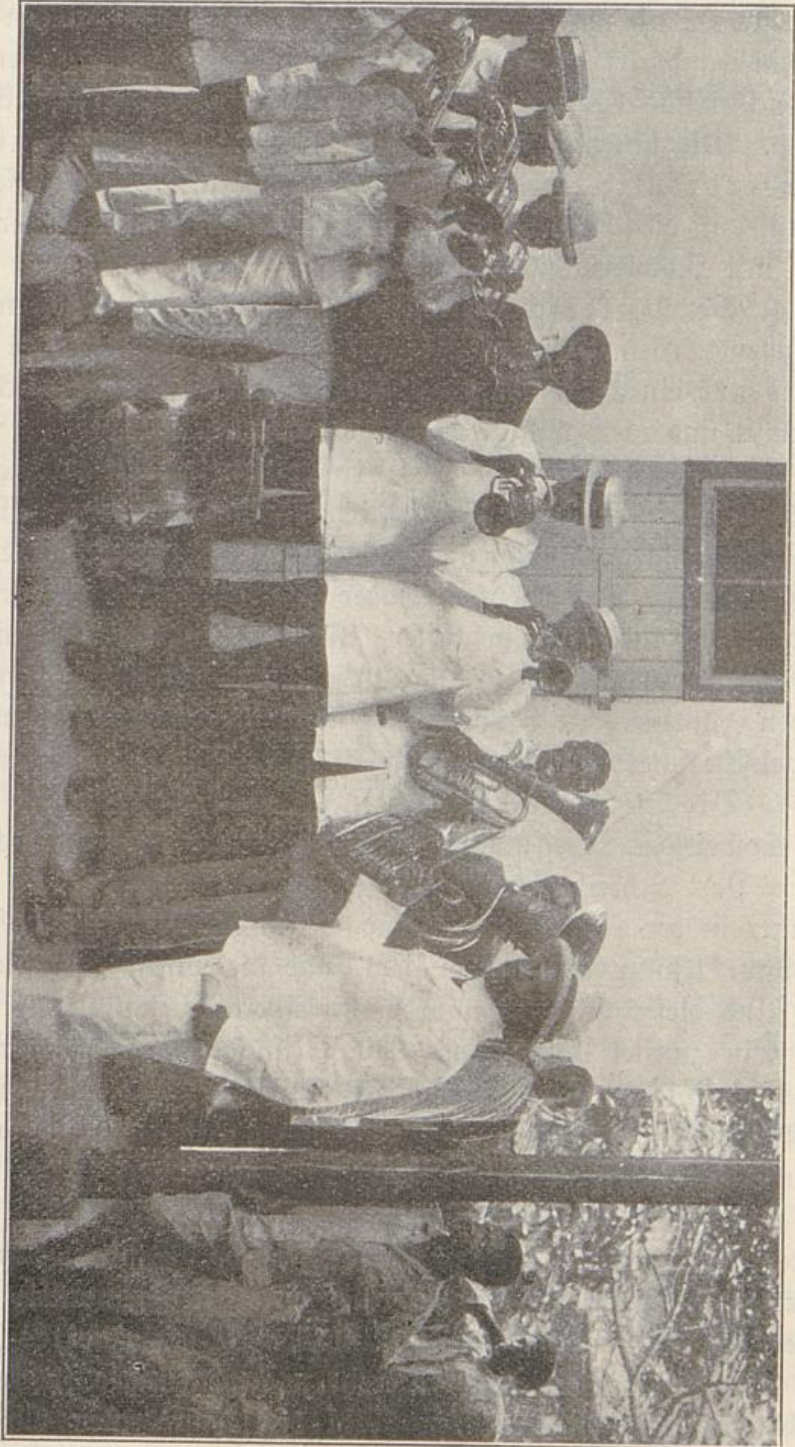
Die Vertreter der evangelischen Christen in Lome."

Soweit das Schriftstück. Ich enthalte mich hier jeder Bemerkung dazu. Das Schreiben war mir ein Beweis dafür, daß denkende Männer in der Lomegemeinde sind, denen das Wohl ihrer Gemeinde und ihrer Kinder am Herzen liegt, und die wissen, was sie wollen.

Und dieser Eindruck wurde mir überall bestätigt.

Ein zweiter kam dazu. Die Missionsleitung in der Heimat hatte sich immer schon gewundert, weshalb wohl in Lome zwei christliche Vereine existierten, ob das ein Zeichen von Spannungen in der Gemeinde, also ein Zeichen von Ungesundheit, oder eine natürliche und berechtigte Entwicklung sei. Ich habe in beiden Vereinen schöne Stunden erlebt und zu meiner Freude gefunden, daß jeder in seiner Art zu Recht besteht und beide einander harmonisch ergänzen. Der erste feierte während meiner Abwesenheit sein zweites Jahresfest. Er führt den Namen: „Verein zu gegenseitiger Stärkung“ und besteht aus einer beschränkten Zahl der gefördertesten Christen der Gemeinde, die Montags abends zu Gebet und Bibelbesprechung unter Leitung des Katechisten Andreas Afo zusammenkommen. Das

Pofannenthor des Ehriftlichen Vereins junger Männer.





Posaunenchor des Christlichen Vereins junger Männer.

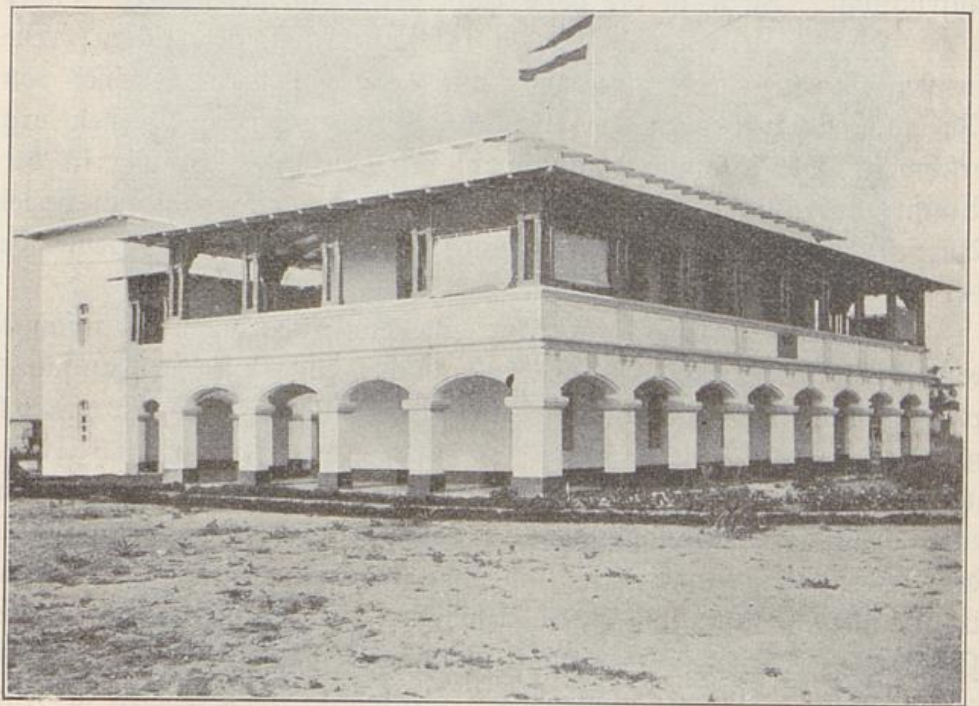
ist doch gewiß nichts „Ungefundes,“ und so nahm ich in herzlicher Freude am Vereinsfest teil in dem Wunsche, daß es der Gemeinde niemals an Männern fehlen möchte, die beten können. Und der andere Verein hat nicht minder sein Recht. Er umfaßt die jungen Männer, denen unsere Missionare durch Schriftauslegung und Vorträge Anregung und Förderung, und zwar lediglich in deutscher Sprache, zu bieten suchen. Und wo wäre das nötiger, als in einer großen Hafenstadt, die mancherlei Elemente in sich birgt und viel Zerstreungen bietet. Auch in diesem Verein weilte ich gern. Auch er war mir, wie der erste, ein Anzeichen für inneres Leben in dieser Gemeinde der Hauptstadt.

Man kann auch nicht sagen, die Arbeit in Lome sei quantitativ unfruchtbar. Zwar ist die hohe Zahl der Gemeindeglieder — über 450 — nicht allein durch Tausen in Lome selbst zu erklären. Die meisten Christen sind zugezogen, wie denn ein steter Wechsel von Zu- und Fortziehenden die kirchliche Versorgung der Christen arg erschwert, aber ich fand doch sowohl im Taufunterricht wie in der Konfirmandenstunde ganz stattliche Scharen und durfte es an mancherlei Anzeichen beobachten, welche eine angesehene Stellung unsere Gemeinde bei den Eingeborenen einnimmt.

Und das tröstete mich über eine Tatsache, die mich anfangs recht bekümmern wollte, über die Tatsache, daß neben der umfangreichen Gemeinde- und Schularbeit die eigentliche Heidenpredigt nicht zu ihrem Rechte kommt. Es ist in Lome fast unmöglich, auszugehen, um Heidenpredigt zu halten. Einmal findet man in einer großen Handelsstadt tagsüber kaum jemand, der Muße hätte, der Heidenpredigt zuzuhören, und dann ist auch hier das Heidentum im höchsten Maße unmodern geworden. Die Heiden kennen die Predigt des Evangeliums wenigstens insoweit, als sie wissen, worauf es ankommt. Und sie schämen sich gleichsam, noch Heiden zu sein und als unwissende Heiden sich durch Gesang und Trompete zusammenrufen und sich predigen zu lassen. Die Heidenpredigt findet, wo sie einmal vorgenommen wird, kaum noch Zuhörer. Und das gilt nicht nur für die „aufgeklärten“ Bewohner der Residenz, es gilt auch schon von den Bewohnern der nächsten Dörfer. Wollen wir den Heiden ans Herz kommen, so bleibt hier nichts anderes übrig, als sie zum Gottesdienst und ihre Kinder zur Schule einzuladen, und im übrigen das Wort und die Kraft des Evangeliums, die sich im Wandel der Christen bezeugt, durch sich wirken zu lassen. Das ist bei der zurück-

haltenden, abwartenden, berechnenden Art, wie sie Bewohnern von Großstädten eigen zu sein pflegt, keine leichte und keine befriedigende Aufgabe. Der Reiz des Unmittelbaren, die Romantik des Missionslebens, fehlt völlig. Der Missionar ist Gemeindepastor, der tagsüber von vielen Anliegen überlaufen wird und froh sein muß, wenn ihm abends Zeit bleibt, in die Häuser zu gehen und bei Hausbesuchen gelegentlich Mission zu treiben.

Um so höher ist infolgedessen die missionarische Wirkung der Schularbeit einzuschätzen, die denn auch im Missionsleben Lomes einen großen Raum einnimmt. Doch von unserer Schularbeit im deutschen Gebiet möchte ich in anderem Zusammenhang erzählen.



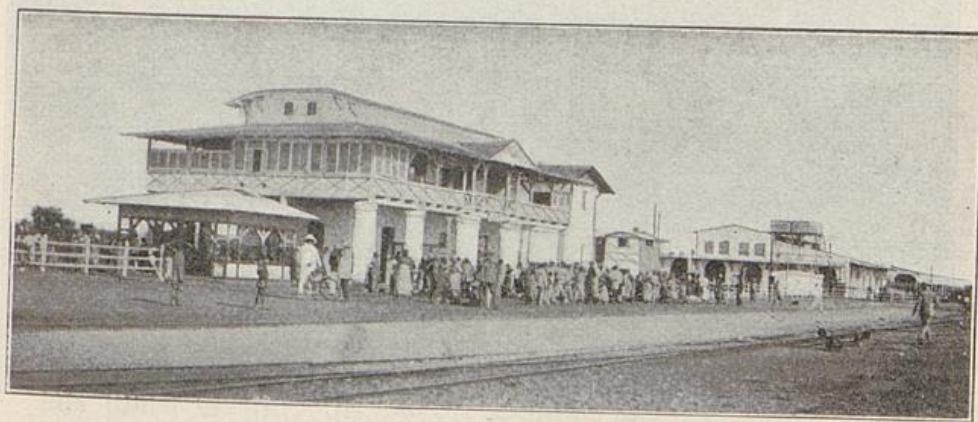
Krankenhaus in Lome.

IV. Missionarisches Neuland im Utafamebezirk.

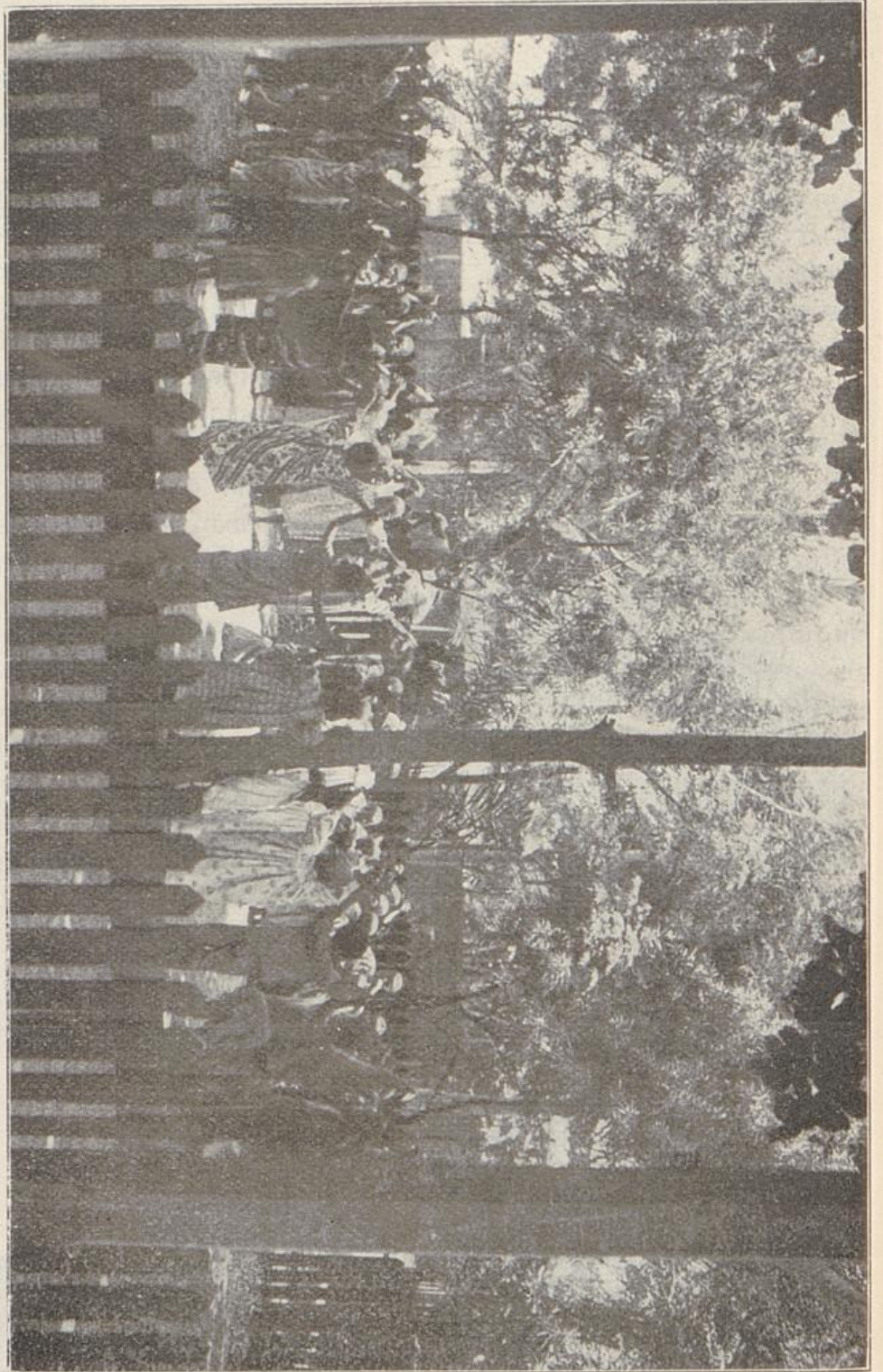
1. Ackerbauschule und Verbrecherkolonie.

Ein Ausflug nach Anecho hatte die Visitationsarbeit in Come kurz unterbrochen. Dann führte mich ein Bauzug am 26. Oktober in das Innere und öffnete mir eine neue Welt.

Ein Fahrchein für mich, 15 Begleiter und Gepäck war mir kostenfrei ausgestellt worden, und um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr waren wir vorsichtshalber schon auf dem Bahnhof Come. Man konnte nicht wissen, ob der Fahrplan eingehalten werden konnte. Missionar Sommer und Ludwig Udzaklo begleiteten mich. Missionar Sommer, um in Game wieder umzukehren, Udzaklo, um mir auf der Reise als Dolmetscher zur Seite zu bleiben. Noch drei andere Europäer wollten mit. Jeder hatte einen Stuhl, eine Kiste Proviant und einen Burschen bei sich. Wir beobachteten das bunte, harmlose Treiben auf dem Bahnhof. Der Zug von Anecho lief ein, der Zug nach Palime ging ab, der Bauzug hatte Zeit. Der Zugführer hatte augenscheinlich noch zu tun. Wir nahmen Platz. In großer Liebenswürdigkeit hatte die Verwaltung einen leeren Sandwagen zur Personenbeförderung dem Zuge angehängt. Hier machte es sich nun alles so bequem, wie es



Bahnhof Come.



Kindergarten in Sonne.



Kindergarten in Lome.

in einem leeren Sandwagen mit ca. 30 schwarzen Begleitern, zwei Rädern und Gepäck gehen wollte. Jetzt kam noch ein Europäer. Er wollte Zementsteine nach Tsevie befördern. Statt zu sagen, man sollte Platz machen, gab er Befehl, die Steine in den Wagen zu werfen, und das geschah ohne jede Rücksicht darauf, ob sie Menschen verletzten oder Gepäck verderben. Unter viel Geschrei lief schließlich alles gut ab, aber ob nicht etwas mehr Freundlichkeit ebensogut zum Ziele geführt hätte?

Um 9 Uhr endlich setzte sich der Zug in Bewegung — nordwärts, landein. Die Gegend bis Elinu war eine ziemlich menschenleere Busch- und Baumsteppe. Dennoch brachte die Fahrt allerhand Abwechslung. Ein Wagen mit Bauholz war so schlecht bepackt, daß ein Balken verloren ging und der Zug auf freier Strecke halten mußte, bis der Missetäter wiedergebracht war. Einmal war die Baustrecke reparaturbedürftig, und man sah die Leute vor der Lokomotive eifrig arbeiten, bis nach einer Viertelstunde der Schaden ausgeflückt war. In Tsevie war die Bahnhofsanlage fertig und man sah, wie nach einem großzügigen Plan um den Bahnhof ein neuer Markt angelegt wurde. Dort stiegen die Europäer aus. Wir näherten uns immer mehr der Bauspitze. Prachtvolle, dunkelfarbige Gestalten, fast alle nur mit einem Lendenschurz bekleidet und alle mit einer Blechnummer am Halse, verrichteten gezwungen der Kolonie den Liebesdienst des Bahnbaus. Etwas südlich der Bauspitze erwartete uns Missionar Dettmann. Es war inzwischen Mittag geworden. Ein Butterbrot tat gut, eine Tafel Schokolade war leider zu einem dicken, heißen, zähen Teig geworden, den zu genießen Überwindung kostete. Endlich nach mancherlei Rangieren und Halten waren wir um 2 Uhr an der Bauspitze. Wir mußten eilen, wenn wir vor Dunkelheit noch die Raststation Game erreichen wollten. Schnell wurde die Hängematte gerüstet, meine Gefährten bestiegen ihre Räder, und mich trugen die Träger, selbst müde von der langen Fahrt doch unverdrossen durch die einförmige Landschaft nach Norden. Unterwegs gab es noch eine kleine Störung. Eins der Räder wurde unbrauchbar und mußte, statt seinen Reiter zu tragen, geschoben werden. Das ist an sich keine Freude, am allerwenigsten im tropischen Afrika. So waren wir alle froh, als wir in Game ausruhen konnten von des Tages Last und Hitze.

Auch am nächsten Vormittag behielt die Gegend ihren Charakter, nur schien es mir, als ob die Bäume und das Gras höher wären

als an der Küste. Aber was bedeutete doch der prachtvolle breite Weg, auf dem Automobile bequem fortkämen, aber die Lastwagen immer noch von Menschen geschoben und gezogen werden müssen, für einen Kulturfortschritt! Alle Achtung vor der kolonialisatorischen Arbeit, die hier geleistet worden ist!

Etwa um Mittag waren wir in Notsie oder Nuatjä, wie die Regierung schreibt, einer unserer jüngsten Außenstationen, wo seit vier Wochen Lehrer Samuel Quißt mit seiner Tochter hauste. Notsie ist ein Komplex von mehreren Dörfern. Die wichtigsten sind Allinu, Kli, Agbaladome, Adime, Tegbi und Kpedome. Es ist ein Hauptsitz des Fetischismus, der Wahrsagerei, der Zauberei und des Jwedienstes. Samuel Quißt hatte hier eine provisorische, ziemlich dürftige Wohnung gefunden. Er hatte bereits einige Schulkinder gesammelt, deren er sich an den Vormittagen annimmt, während er am Nachmittag neue Schüler zu gewinnen sucht. Die wenigen Schulkinder stellten sich mir vor. Mit ihnen schon jetzt eine Prüfung anzustellen hätte keinen Zweck gehabt.

So verwandten wir den Nachmittag lieber zu einem Besuch in der von der Regierung geleiteten Ackerbauschule. Zuerst begrüßte



Pflugkultur in Afrika.

uns dort einer unserer früheren Lehrer Chrysostomus Böhm, der uns zum Leiter der Schule, Herrn Pape brachte. Herr Pape hatte die Liebenswürdigkeit, uns selbst die Schule und ihre Arbeiten zu zeigen und zu erklären. Die Anstalt verfolgt einen dreifachen Zweck. Erstens bildet sie Schüler in dreijährigem Kursus zu Landwirten aus. Jeder Schüler bekommt im ersten Jahr 12 *M* monatlich, später 15 *M*, und im letzten Jahre noch den Ertrag eines Versuchsfeldes. Zweitens wird die Schule als Versuchsgarten benutzt. Und drittens sucht sie sich durch ihren landwirtschaftlichen Betrieb selbst zu erhalten. Es sind jetzt 120 ha unter dem Pfluge. Wir sahen weite, sorgfältig gehaltene Baumwollfelder, eine kleine Entfernungsanlage und Presse,



Rinderherde in Kotsie.

Maisfelder und Maisbehälter, die stattliche Viehherde, die Pferde und Ziegen und schließlich die Werkstätten, und freuten uns zu hören, daß die Schule schon manchen Erfolg in ihren Bestrebungen erreicht habe. Im Sommer hatte ein Kursus für Lehrer stattgefunden, an dem auch eine Zahl unserer Lehrer mit Erfolg teilgenommen hat. Ich habe mich später wiederholt überzeugt, wie die Anregungen dieses Kursus bei den Lehrern nachwirkten. Da erfreulicherweise eine regelmäßige Wiederholung des Kursus in Aussicht genommen ist, dürfen wir hoffen, noch einer größeren Anzahl unserer Lehrer die Teilnahme daran zu ermöglichen, in der Gewißheit, daß die Lehrer ihre Kenntnisse auch auf ihre Schulplantagen anwenden und so an ihre Schüler

weiter geben werden. Das Nötigste, was Togo jetzt braucht, scheint mir ein fleißiger, rationell wirtschaftender Bauernstand, und ich stütze mich dabei u. a. auf das Urteil des Herrn J. K. Vietor; wir können nur dankbar sein, wenn die Regierung zur Erziehung eines solchen Standes so wirksame Hilfe leistet.

Für uns ist die Aussicht, daß sich jährlich eine Anzahl unserer Lehrer in Notsie einfinden werden, eine Rechtfertigung mehr für die Besetzung dieses Platzes, dem als einem Verkehrszentrum an sich schon hohe Bedeutung zukommt. In welchem Maße aber Notsie schon jetzt Sammelplatz für Leute aus allen Himmelsstrichen Togos ist, erfuhr ich zu meiner freudigen Überraschung am Abend, als plötzlich eine Schar von etwa 20 meist jungen Männern und Frauen erschien — lauter Christen aus unseren Gemeinden, — die mir ihre Lieder sangen und ein Opfer von 10 *M* brachten. Da hat sich also ohne unser Zutun an einem Platz, den vor Jahren die Missionare Hornberger und Bürgi bereist haben, eine kleine Gemeinde gebildet, die der Versorgung bedarf. Ein Grund mehr für uns, in Notsie kräftig einzusetzen.

Von Notsie nach Chra, unserer nächsten Außenstation, ist nur ein kurzer Weg von 28 Kilometern. Wir brachen infolgedessen erst ziemlich spät auf und kamen so eben vor Ausbruch eines heftigen Gewitterregens im Rasthause von Chra an. Welch eine Erfrischung brachte doch diese Abkühlung nach der tropischen Hitze des Vormittages!

Chra ist die Verbrecherkolonie Togos. Schwere Verbrecher, z. B. solche, die in Zauberei oder Blutrache einen Mord begangen haben, werden hier mit ihren Familien angesiedelt und dürfen den Ort nie wieder verlassen. Daher finden wir hier eine Musterkarte von Leuten aus allen Stämmen der Kolonie, je nach Stämmen zusammenwohnend. Sie haben es gut dort in Chra und können treiben, was sie wollen. Aber das Heimweh zehrt an ihren Herzen. Sie konnten es sich nicht versagen, als ich durch den Ort von Hütte zu Hütte ging, vor den „großen Weißen“ noch die Bitte zu bringen: „Mach, daß wir nach Hause gehen dürfen!“

Das Interessanteste in Chra war dann die Prüfung der 24 Schulkinder auf offener Heerstraße vor dem Rasthause. Merkwürdig, wie diese Verbrecherkinder die Lieder des Heimwehs mit besonderer Vorliebe sangen: „Wenn ich den Wand'rer frage,“ „O Straßburg,“ „Dort unten in der Mühle,“ „Nun ade, du mein lieb



Schulprüfung auf offener Straße.

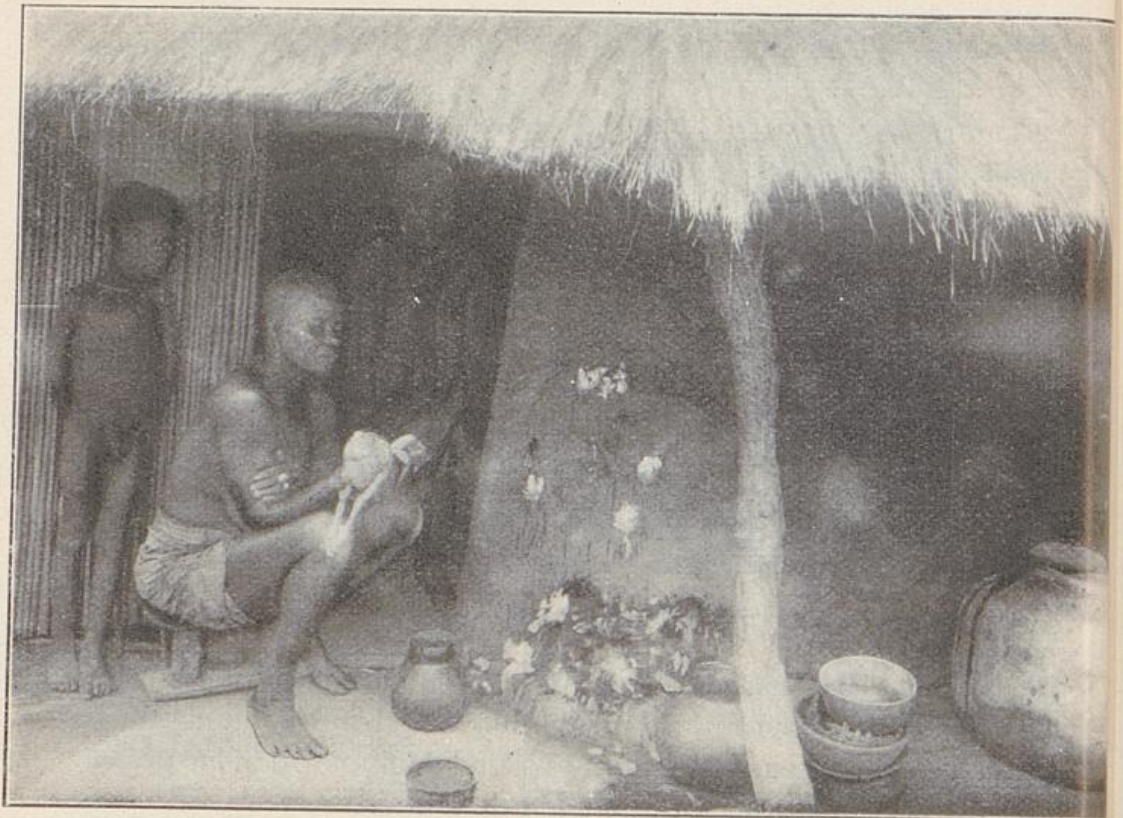
Heimatland," das war so ihr Schatz an deutschen Liedern. Ich ließ sie auch deutsch rechnen, wobei sie selbst längeren Aufgaben gut zu folgen vermochten, und ließ zuletzt in der biblischen Geschichte prüfen, wobei alle Antworten musterhaft schnell kamen.

Die Nacht schliefen wir im Rasthause, das weder Fenster noch Türen hatte, und fühlten uns hier sicherer als in mancher Großstadt Europas. Nur das eine Bedauern ließ mich nicht wieder los, daß die Regierung meint, nicht erlauben zu dürfen, daß die Verbrecherfinder aus Chra, wenn sie dort in der Schule ausgelernt haben, in eine unserer Stationschulen übernommen werden. Meinem Empfinden nach würde der heilsamen Zucht der Internierung in Chra dadurch ein wenig von ihrer Härte genommen, und außerdem den Kindern, die an den Verbrechen der Eltern nicht schuld sind, die Möglichkeit geboten, etwas Tüchtiges zu werden. Doch wird die Regierung ihre Gründe haben, warum sie unserer Bitte dauernd widerstrebt.

2. Utafpame.

Von Chra waren es noch 42 Kilometer bis nach Utafpame, unserm Ziel am 29. Oktober 1909.

Wie kalt es doch in der Morgenfrühe sein kann, wenn die Sonne noch unter dem Horizont steht und die Regentropfen schwer



Zauberin beim Opfern.

an Blättern und Gräsern hängen! Nur gut, daß unser Weg so breit ist und uns die Nässe nichts anhaben kann. Erst um acht Uhr wird es warm und dann immer heißer.

Vom Amutsu an beginnt der Weg interessant zu werden. Dorf um Dorf zeigt sich. Links sieht man zuerst in blauer Ferne und dann näher und näher Bergzüge, vor allem den schönen Loboto, die Erholungsstation für die Regierungsbeamten in Utafpame. Und je näher wir der Stadt kommen, um so mehr entfalten die Tropen ihre Pracht. Laubbäume und Palmen, rauschendes Wasser, Blumen von köstlicher Farbe und drüber der tiefblaue, wolkenlose Himmel, das alles vereint sich zu einem Bilde, dessen harmonische Schönheit wunderbar absticht gegen die graugrüne Eintönigkeit der Baumsteppe. Endlich sehen wir in weiter Ferne weiße Dächer schimmern. Das muß die Regierungsstation sein! Und dort links oben weht ja die schwarz-weiß-rote Fahne, also dort ist unsere Ansgariihöhe.

Gespannt schaue ich in die Ferne. Plötzlich sehe ich unsere Schüler; mit Fahne und roten Schärpen haben sie sich zur Parade

längs des von einer Art Nußbäumen beschatteten Weges aufgestellt. „Willkommen, Herr Inspektor,“ schallt es mir entgegen, und hinter der Hängematte ordnet sich der Zug, um mich mit Gesang durch die Stadt und bis zu dem prächtig gelegenen Missionshaus zu geleiten. Wo die Treppe für die Hängematte zu steil wird, empfängt mich Missionar Pfisterer, und oben Missionar Dettmann, der mir vorausgeradelt war, mit seiner Frau.

Was ist das für eine wunderbare Aussicht von der Veranda des kleinen Häuschens hinüber auf die Regierungsstation, hinunter in die Heidenstadt mit ihren regelmäßigen Straßen und ihren, vom Rot des Laterit sich so charakteristisch abhebenden weißen Prellsteinen, hinein in die grünen Berge und hinaus in die weite blaue Ebene. Ein wundervolles Fleckchen Erde. Und wie wohl es tut, wieder ein ordentliches Zimmer zu haben und unter der Obhut einer deutschen Hausfrau zu stehen.

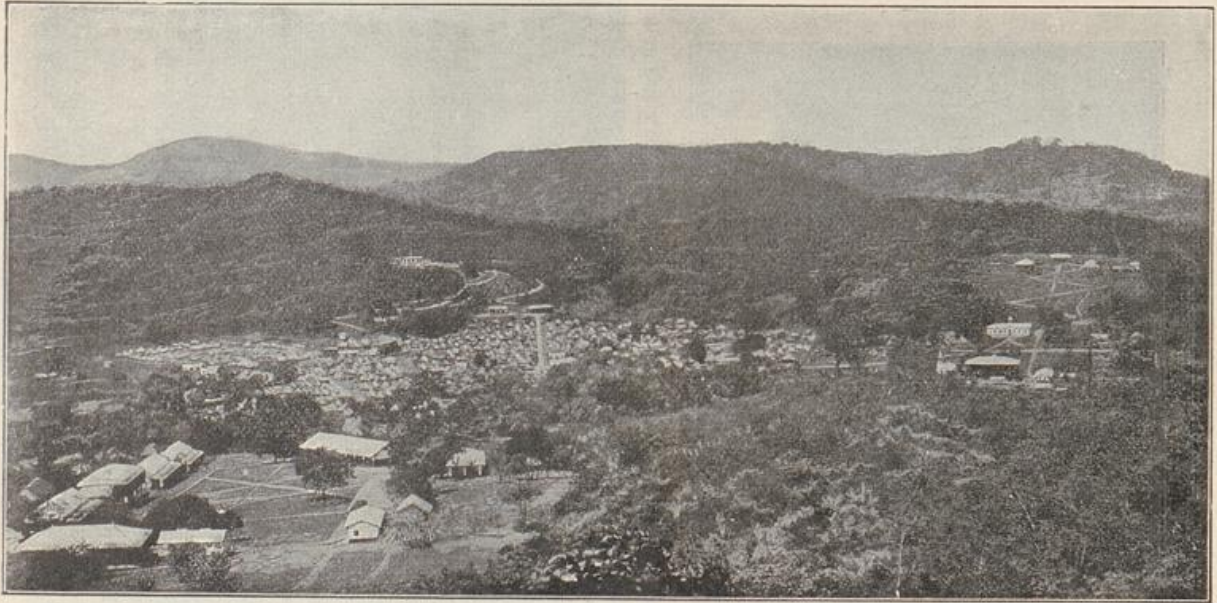
Atakpame ist unsre jüngste Hauptstation (1904). Alles ist hier noch im Werden, und darum stand für mich hier alles in einem auffallenden Gegensatz zu Keta und Lome. Die eben aus- gebaute Missionsstation liegt getrennt von der Eingeborenenstadt auf der Spitze eines kleinen Hügels. Hübsche Wege, deren Anlegung aber manchen Tropfen Schweiß gekostet haben mag, führen hinunter



Ansichthöhe.



Bild über Itatpame.



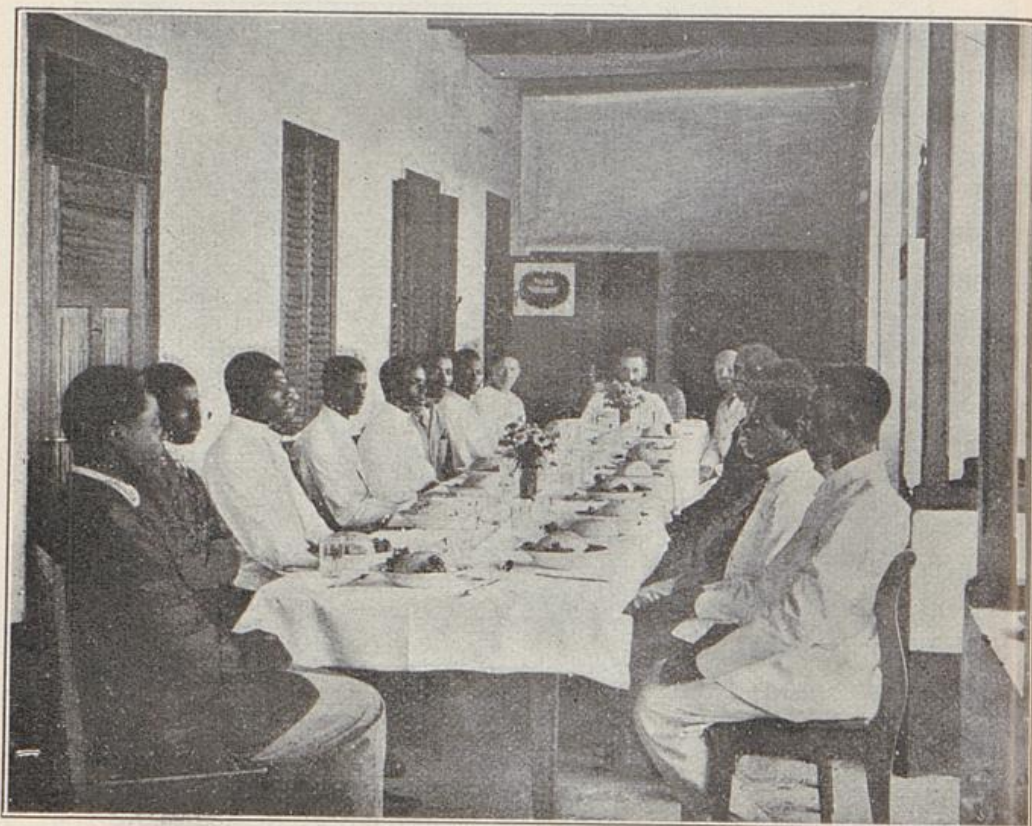
Blick über Matfame.

zum Schul- und Lehrer-
hause. Mühsam werden
rings am Hügel kleine
Terrassenbeete angelegt,
auf denen europäisches
Gemüse und afrikanische
Früchte, Papaja und
Apfelsinen, Bananen und
Ananas ihr Fortkommen
finden sollen. Jede Mis-
sionsstation bedeutet eine
Kulturtat, zu der sich
europäischer Geist und
eingeborene Arbeitskraft
vereint haben. Wenn man
die fertigen Anlagen sieht,
dann ahnt man kaum
noch, was für Anstren-
gungen nötig waren, bis
die Felsen gesprengt, die
Löcher ausgefüllt, die Ab-
hänge geschützt und die Häuser gebaut waren.



Im Missionsgarten von Atakpame.

Und wieviel mühsamer ist die Missionsarbeit. Wieviel mehr Geduld und Hingebung kostet es, bis sich eine Gemeinde sammelt! Und in Atakpame ist der Boden besonders hart, stellen sich dem Werben der Missionare besonders viele Schwierigkeiten entgegen. Die eingefessene Bevölkerung von Atakpame spricht eine dem Ewe nicht verwandte Sprache, einen Yorubadialekt, wenn auch das Ewe sich schon jetzt als Verkehrssprache deutlich durchsetzt. Ferner ist die Atakpamebevölkerung — ich rede von der Stadt und der nächsten Umgebung der Missionsstation — so in die Handelsinteressen der Stadt verwickelt, daß schon deshalb die religiösen Bedürfnisse in den Hintergrund treten. Es mag auch auf die Leute höchst eigenartig wirken, wenn sowohl die katholische Mission wie die evangelische sich um ihre Gunst bemühen und daneben eine große Haussaansiedlung, von der der fünfmalige Gebetsruf Tag für Tag deutlich zur evangelischen Mission hinaufklingt, von einer dritten Glaubensform Zeugnis ablegt, die vom Katholizismus und vom Evangelium noch wieder grundverschieden ist. Und noch eins kommt hinzu. In einer



Festessen nach der Lehrer - Konferenz.

Handelsstadt sammeln sich selbstverständlich die für den Handel begabtesten Leute. Beide Konfessionen leiden gleichmäßig unter der Tatsache, daß die führenden eingeborenen Kaufleute, die Angestellten der großen Faktoreien, Männer, deren Stellung und Einkommen ihnen unwillkürlich den Respekt des Volkes verschafft, zwar dem Namen nach Christen sind, aber mit verschwindenden Ausnahmen ein Leben führen, wie es sich mit dem Geiste Christi nicht verträgt. Da sich diese Leute zum Gottesdienst halten, auch gerne Opfer für die Mission bringen und man kein Recht hat, sie zurückzuweisen, so lange sie das Evangelium noch hören wollen, gelten sie in ihren eignen Augen und in den Augen der Heiden als Christen und sind doch nur ein Hindernis für andere, weil ihnen die Kraft fehlt, im entscheidenden Punkt mit dem Heidentum zu brechen.

So kann die Gemeinde nur klein sein. Trotzdem war der bescheidene Schulsaal, dem noch alles zur kirchlichen Würde fehlte — Kanzel, Abendmahlstisch und Harmonium — zum Festgottesdienst am Reformationssonntag abends bis auf den letzten Platz gefüllt.



Markt in Itapeme.

be-
der
lften
men
dem
men
ägt.
für
, so
pren
find
im
der
—
enft
illt.

fe-
ber
llen
men
den
men
äst.
für
ren
mb
im
ber
nft
ille.



Markt in Atafame.

Am Vormittagsgottesdienst, obwohl er auf 8 Uhr früh verlegt worden war, hatte allerdings der Besuch recht zu wünschen übrig gelassen. Es war gerade Markttag, und vergebens hatten die Klerks ihre Firmen in Lome gebeten, die Faktoreien schließen zu dürfen. Daher fehlten früh sowohl die Verkäufer wie die Käufer. Aber am Abend waren sie alle da und außerdem wohl noch mancher Heide, den die Neugier zu uns getrieben hatte. Es war mir eine große Überraschung und Freude, als mir von der kleinen Gemeinde 500 M überreicht wurden. Sie wurden sofort für ein Harmonium bestimmt. Und dann suchten wir es uns klar zu machen, wie ein unverletztes Gewissen zu haben der größte Vorzug der Kinder der Reformation sei und wie wenig sich ein Wandel ohne sittliche Kraft mit einem unverletzten Gewissen vertrage, ein Thema, das bei dem konfessionellen Wetteifer, der die Gemeinde Utahpame fast täglich bewegt und oft tief erregt, jeden Hörer reizen sollte, sich auf sein Bestes zu besinnen und des Evangeliums würdig zu wandeln.

Wie die Gemeinde, so war auch die Schule noch klein. Sie umfaßte nur 64 Schüler und führte bisher nur bis zur fünften Klasse. Sie war in zwei Abteilungen geteilt. In dem engen Schulzimmer des Lehrerhauses unterrichtete Lehrer Siegfried die drei Unterklassen, in der ausreichend großen Kapelle Lehrer Mallet die übrigen. Man merkte es hier wie dort, wie die Fremdsprache den Unterricht erschwerte und wie die Inlandkinder an Regsamkeit des Geistes und Auffassungskraft hinter den Kindern an der Küste zurückblieben. Und daß eine ganze Anzahl Kinder zu spät kamen und etliche ganz fortblieben, waren mir Anzeichen dafür, wie schwer es ist, Ordnung und Zucht bei diesen Naturkindern einzuführen.



Hausa am Bahnhof.

Eins hatten Gemeinde und Schule gemeinsam, nämlich daß die eingeborene Utafpamebevölkerung sich noch von ihnen völlig fern hielt. In der Schule befand sich ein einziger Utafpameknabe und die Gemeinde bestand ausschließlich aus Zugezogenen.

Ich habe des Haussalagers Erwähnung getan. Wohin man reist in Westafrika, überall trifft man die langen, hageren Gestalten der Haussa, überall haben sie ihre Niederlassungen, überall hört man ihren Gruß: Sannu, sannu, alafia, und überall sind sie



Imam und Serkin der Haussa in Utafpame.

die gewiegtesten Händler. Deshalb lohnt es sich wohl, hier einige Bemerkungen über sie einzuschalten.

Obwohl untereinander verwandt in der äußeren Erscheinung, — die dunklen Gesichtszüge haben fast etwas Semitisches — gehören sie dennoch zu den verschiedensten Hinterlandstämmen. Nur die wenigsten bleiben dauernd an einem Platz, die meisten führen ein unstetes Wanderleben. Wo sie in größere Ortschaften kommen, hat die Regierung ihnen besondere Bezirke für ihre Niederlassungen an-

gewiesen. J. B. hat Atakpame eine Haussastadt mit etwa 70 Hütten. Sie führt bei der Regierung den Namen Herberge und steht unter Aufsicht eines von der Regierung eingesetzten Herbergsvaters oder Serkin. Oft findet man im Lager auch einen Lehrer, hier Simam genannt, der dann die Gebetsübung leitet. Jede Haussakolonie hat nämlich ihre Gebetshütte, an der der Ausrufer täglich fünfmal zum Gebet ruft. Dann eilt, wer Zeit hat, herbei und nachdem die vorgeschriebenen Waschungen vollzogen sind, halten sie mit bloßen Füßen dort drinnen ihre Gebete.

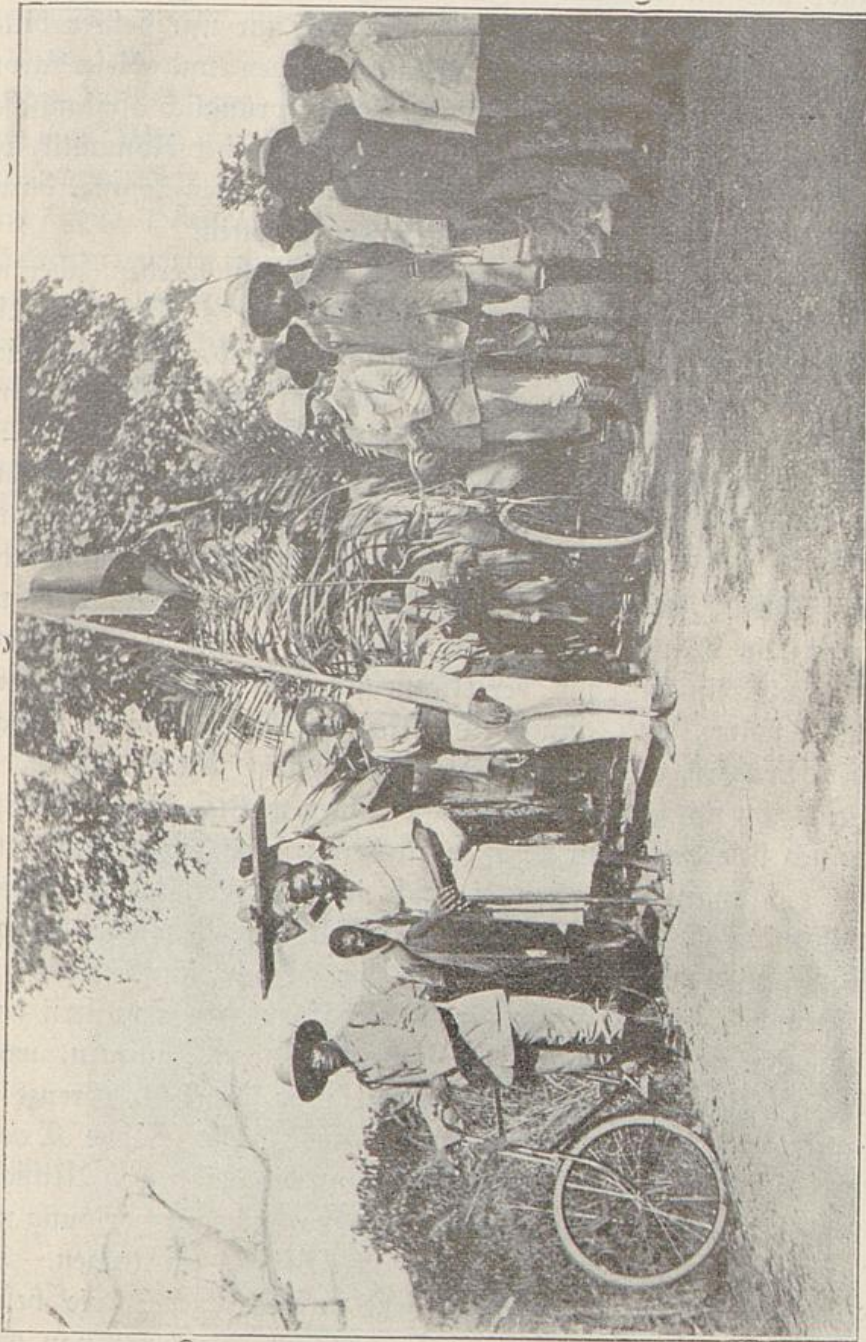
Politisch und religiös scheinen sie bis jetzt keine Gefahr für die Kolonie zu sein. Sie scheinen eine direkte Missionspropaganda nicht zu treiben, wenn auch einige Fälle von Übertritten zum Islam angeführt werden könnten. Wohl aber heiraten die Haussamänner Ewefrauen, nur die Männer des Kano- und Sokodestammes angeblich nicht, und dann werden die Kinder meist ohne weiteres Islamiten. Die Leute wissen auch von Besuchen durch Hadshi (Mekkapilger), geben aber keine klare Auskunft über das, was die Hadshi treiben.

Wirtschaftlich haben die Haussa zweifellos eine große Bedeutung. Offenbar sind sie Zwischenträger für allen Handel in das Innere Afrikas hinein. Aber auch an der Küste, in Südtogo, bilden sie wirtschaftlich eine Macht. Vor allen Dingen legen sie Wert darauf, den Vieh- und Fleischhandel an sich zu ziehen.

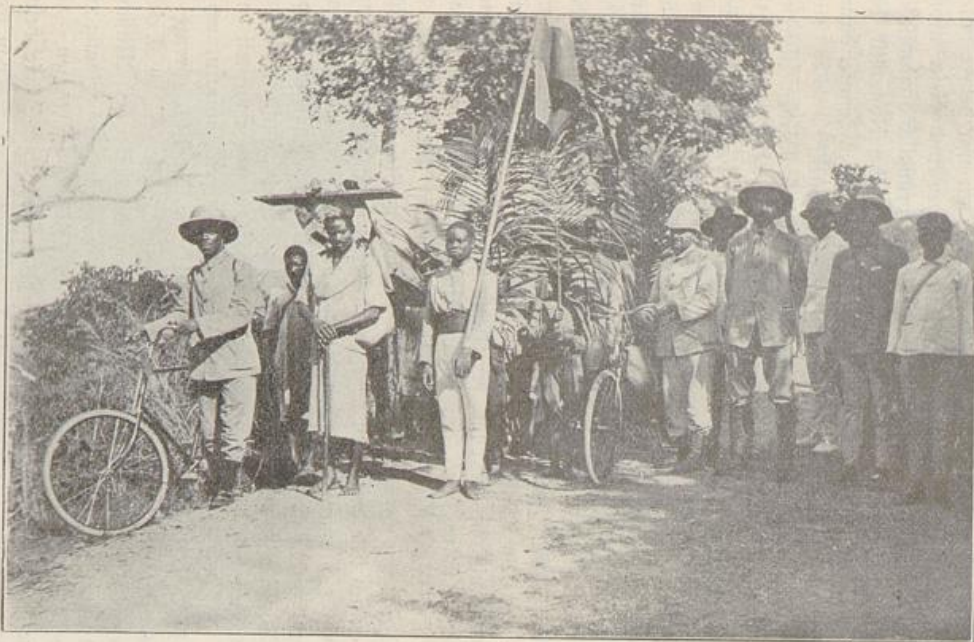
Im Verkehr mit den Missionaren sind sie immer freundlich und hilfsbereit, aber den Versuchen, sie selbst zum Christentum zu bekehren oder ihre Kinder in unsere Schulen zu ziehen, setzen sie, überzeugt von der Überlegenheit ihres Glaubens über den unseren, passiven Widerstand entgegen. Und damit bilden sie vor allem in neuem Missionsgebiet doch ein bedeutsames Hindernis für den Missionserfolg, und so ist das Haussalager in Atakpame trotz mancher Beziehung hinüber und herüber eine Erschwerung für die Missionsarbeit auf der Ansgariihöhe.

3. Das Hochland von Kebu und Akposso.

Die Tage vom 6.—10. Dezember gehörten zu den interessantesten meiner ganzen Reise, weil sie mich in ein von der Kultur noch fast völlig unberührtes Gebiet, auf missionarisches Neuland führten. Nordwestlich von Atakpame erhebt sich bis zu einer Durchschnittshöhe von



Abschied von Matpame.



Abchied von Itakpame.

600—800 Metern das Hochland von Kebu und Akposso. Volklich und sprachlich sind die Leute, die dort wohnen, von den Leuten im Ewelande und im Utafpamebezirk völlig verschieden. Aber weil sie nach dem Evangelium fragen, weil sie nicht nur um Lehrer bitten, sondern aus eigenem Antrieb Schulhäuser bauen und dieser große, weite Bezirk mir zugleich einen Eindruck von ursprünglich afrikanischem Leben, von der Macht des Heidentums und von der Romantik, von der alte Missionsberichte so oft Zeugnis ablegen, geben konnte, darum glaubte ich die Reise dorthin unternehmen zu sollen.

Zuerst konnte die Hängematte noch gebraucht werden, aber nur bis Epahue. Von da ab ging es auf Schusters Rappen. Und wie froh war ich, daß ich, kundigem Rat folgend, feste Bergstiefel mitgenommen hatte! Nun ging es bald steil bergauf, bald schnell wieder hinab an den rauschenden und reißenden Amutsu, den wir achtmal zu durchqueren hatten. Zum Teil war der Fluß so flach, daß ich, von Stein zu Stein springend, zu Fuß hinüber kommen konnte, zum Teil so tief, daß mich die Träger auf ihrem Rücken hinübertragen mußten. Immer höher und höher führte der Weg. Weit und breit war kein Mensch, kein Haus, kein Dorf zu sehen. Nur einmal begegnete uns ein Ehepaar, der Mann mit einer alten rostigen Flinte auf der Schulter, und einmal ein Mensch, der Palmwein gemacht und den Trägern abgegeben hatte, aber voller Angst fortlief, als der Weiße ihn für seinen Palmwein bezahlen wollte. Nur mit Mühe ließ er sich bewegen, zum Weißen zu kommen und das Geld anzunehmen. Stundenlang blieb die sich immer herrlicher entfaltende afrikanische Berglandschaft totenstill. Nur selten drang von der Talsohle das Rauschen des Amutsu an unser Ohr. Noch einmal trafen wir einen Menschen, einen Mann, der ein Schaf auf den Schultern hatte.

Endlich waren wir auf der ersten Höhe angekommen, wo in Klabe ein Rasthaus für Europäer vorläufig die letzte Grenze der Kultur bildete. Hier erwartete man uns. Die Söhne Teofil Usieni's waren aus Gobe gekommen, um die Räder von Missionar Dettmann und Ludwig Adzaklo, die von nun an vorläufig nicht mehr gebraucht werden konnten, nach Esime zu tragen. Und einige Jungen, die früher unsere jetzt aufgegebene Schule besucht hatten, waren eifrig bemüht, die Treppe zum Rasthaus von Gras und Unkraut zu reinigen. Während nun unsere Jungen Feuer anmachten, um fufu und fetrisuppe zu kochen, und die Betten aufschlugen, gingen wir durch das Dorf. Es war von Menschen fast

verlassen. Zwischen den einzelnen Gehöften wuchs hohes Gras. Nur hier und da trafen wir Menschen. Das Haus, das früher unsere Schule beherbergt hatte, war verfallen und der Hof mit dickem Unkraut bewachsen. Nur wenige deutsche Pappbuchstaben, die der säumige Lehrer hatte liegen lassen, erinnerten an die einstige Bestimmung dieses Hauses! — Wie war das alles zu erklären? Die Gegend um das Dorf war bergig und unfruchtbar. Daher war die Mehrzahl der Dorfbewohner fortgezogen und hatte sich in Klabe-fokpa eine neue Heimat gegründet. Nur der Oberhäuptling und seine Getreuen waren zurückgeblieben, aber unzufrieden mit der Einsamkeit und unzufrieden vor allem, daß der Lehrer, der so schön die Briefe der Regierung zu lesen verstand, nicht mehr bei ihnen war. Und so bestürmten mich die Leutchen: ‚Amega medekuku, amega medekuku,‘ ich möchte ihnen wieder einen Lehrer geben. Sie wollten die nötigen Schulkinder sogar vom schwarzen Polizeisoldaten jeden Morgen in die Schule bringen lassen. Allein ein Lehrer ohne Schüler ist genau soviel wert wie ein Messer ohne Klinge, und da Schüler nicht da waren, mußte die Bitte des alten Häuptlings im Winde verhallen.

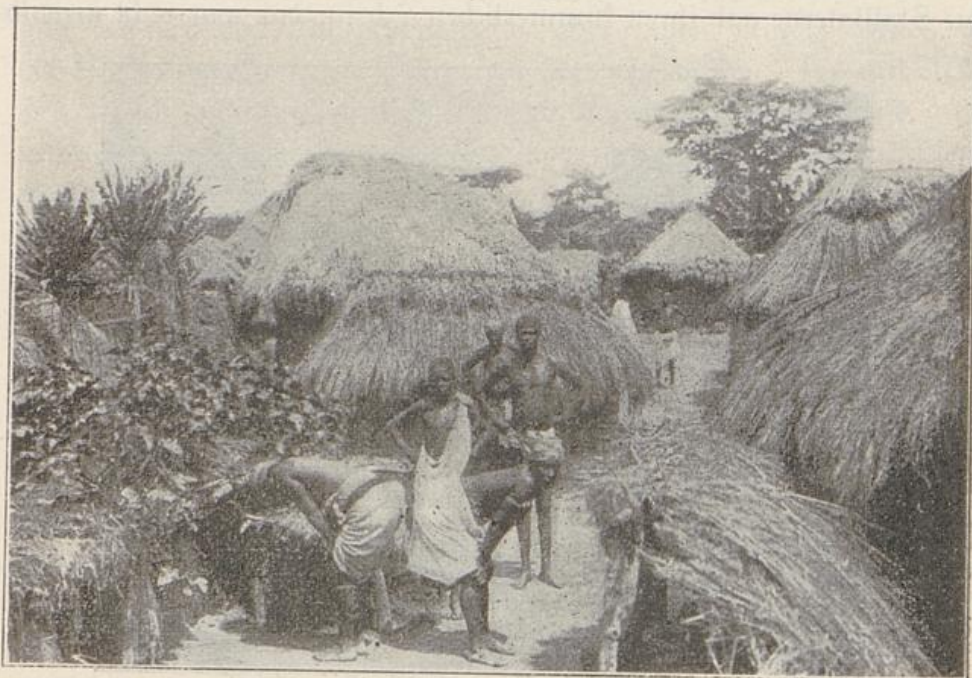
Inzwischen hatten unsere Burschen das Essen angerichtet. Zwei Kisten dienten als Stühle, zwei andere aufeinander gestellt als Tisch, die Stalllaterne gab ihren kümmerlichen Schein, das war recht urwald-



Kebu-Kinder aus Tsagbedji.

mäßig, und doch schmeckte es uns an dem Abend ganz vortrefflich. Wir waren froh, ein Dach über unserm Haupt zu haben und vor dem Gewitter geschützt zu sein, das bald hereinbrach und die Luft herrlich abkühlte für den anstrengenden Marsch, den wir am nächsten Morgen vorhatten.

Da ging es steil in die Höhe auf schmalen, nassem Felsenpfad, bis endlich die Hochebene uns aufnahm und das fünf bis sechs Meter hohe Elefantengras über unsern Köpfen zusammenschlug und wir auf dem schmalen, in Schlangenwindungen sich durch das Dickicht zwängenden Negerpfad uns vorwärts kämpften, oft ungewiß, ob wir noch auf dem rechten Wege wären. Und dabei trotz verdeckter Sonne eine Hitze, als ob man in einem russischen Dampfbade steckte! Man merkt, man ist in der rechten afrikanischen Wildnis. Links ist das Riesengras an einer Stelle niedergestampft. Ob ein Elefant hier gelagert hat? Möglich wäre es schon! Die vielen Raubtierfallen seitlich am Wege sind ein Beweis, wie mancherlei Wild hier noch haust. Außerdem fallen mir die sauberen runden Tennen auf, in denen der Grassame gedroschen wird, von dem die Eingeborenen leben. Zuerst sammeln sie den Samen und speichern ihn in riesigen runden Lehmbehältern auf, bis sie ihn brauchen. Dann wird er



Wie die Frauen im Innern grüßen

durch Stoßen und Schütteln notdürftig gereinigt und endlich über dem Feuer geröstet.

Da der Marsch sehr anstrengend war, beschlossen wir in Assave zu bleiben, wo wir etwa um Mittag anlangten und in unserer Schule bei unserm Lehrer Ehrhardt Quartier nahmen. Von den 18 Schülern, die im Schulregister standen, waren 15 angetreten. Die Schule sowie das ganze Schulgehöft machte einen sauberen, ordentlichen Eindruck. Die Schule bestand noch nicht lange, doch zeugte die Prüfung von fleißiger Arbeit. Bei der Wanderung durchs Dorf sah ich eine niedrige lange Hütte. Zum Wohnen war sie zu niedrig, als Götzenhütte zu lang. Ich schaute unter das Dach und fand eine wohl 3 Meter lange und 1 Meter breite Tonplatte, die mit Kaurimuscheln verziert war und auf der einige leere Schnapsflaschen, das gewöhnliche Zeichen einer Opferstätte, standen. Handelte es sich um eine solche? Der Platz unmittelbar neben den Hütten des Dorfes und im Schatten eines mächtigen Laubbaumes ließen es fast vermuten, doch ergaben Erkundigungen, daß es sich um das Grab eines alten Mannes handelte, über den weiter nichts zu ermitteln war, als daß er sehr alt geworden wäre. Die runden Kebabhütten fielen mir nicht nur durch ihre Form, sondern auch durch die Sauberkeit und Ordnung, die in ihnen herrschte, wohlthuend auf. Innen führte rings an der Mauer eine Art Bank um die Hütte. Darauf standen die großen Tontöpfe sorgfältig aufgeschichtet und mitten in den Hütten wurde nachts ein Feuer angezündet, wohl zum Schutz gegen die Kälte und gegen die Angriffe wilder Tiere.

Ich selbst hatte in der Nacht recht angenehme Schlafkameraden. Unter meinem Bett hatte sich ein Hahn seinen Platz gesucht, der als Geschenk des Häuptlings mit zusammengebundenen Beinen vom Nachbardorf mit hergeschleppt worden war. Oben auf der Mauer gurrten zwei Tauben und schauten verwundert auf den Fremdling, und als der Morgen graute, suchten einige Schweine mit List und Tücke mein Gemach auf, um zu sehen, ob sie etwas Greif- und Genießbares fänden.

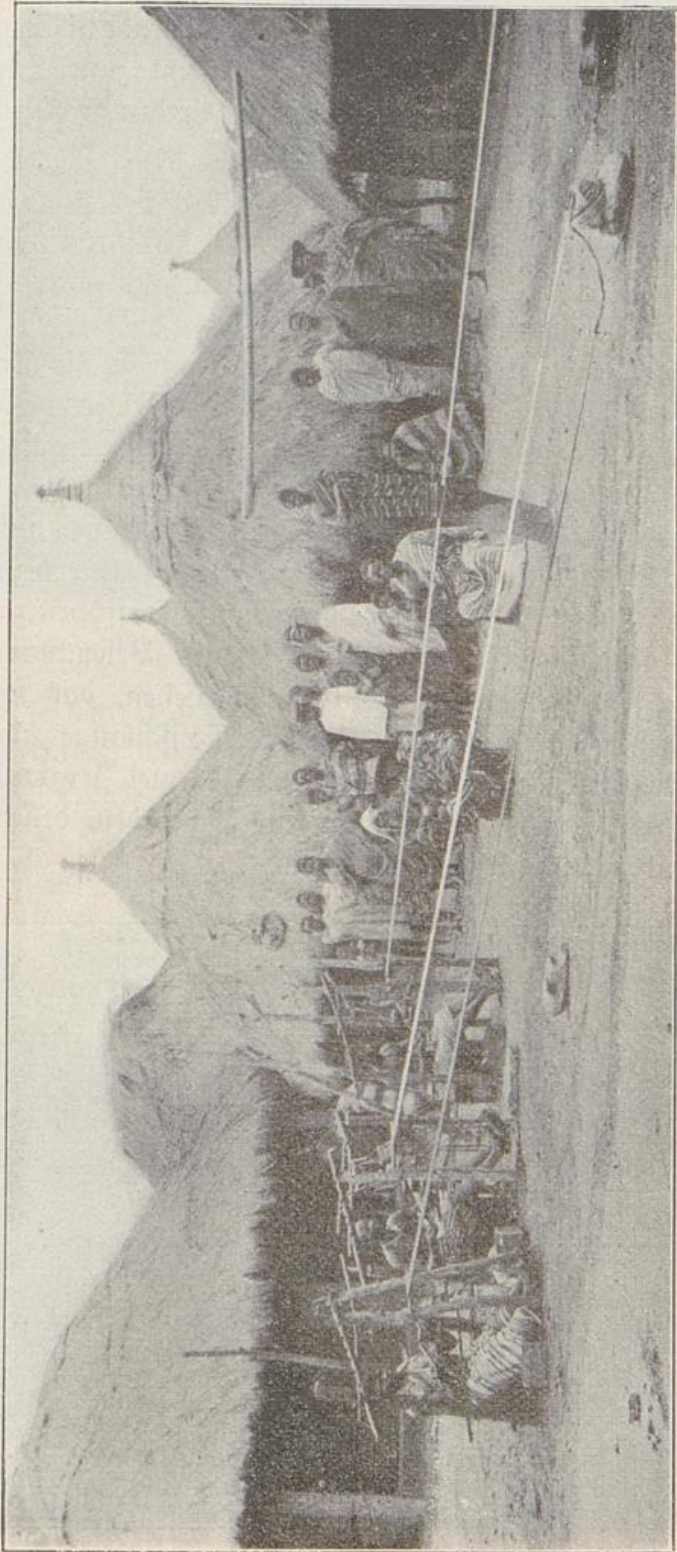
Nach kurzer Heidenpredigt, bei der mir von neuem klar ward, wie schwer es sein muß, einer mit Rauchen und Schwätzen, mit Lachen und sich Streiten völlig ausgefüllten Gesellschaft die Botschaft vom Reich Gottes nahezubringen, wandern wir nordwärts nach Tsagbedji. Hier, zwischen dem siebenten und achten Grad nördlicher Breite, erreichte meine Inlandreise in Togo ihren nördlichsten

Punkt. Tsagbedji, das von der katholischen Mission besetzt ist, wollte ich deshalb sehen, weil wir dort bis vor kurzem auch einen Lehrer hatten, der aber vor vier Monaten gestorben war. So war auch hier das Haus am Verfall und der Hof mit Unkraut überwuchert, ja, selbst der Weg dahin so mit dichtem Gras bestanden, daß man ihn kaum noch passieren konnte. Nur weil wir kamen, machten sich die Leute daran, den Schulplatz wieder etwas zu säubern. Nach kurzem Aufenthalt kamen wir in das Häuptlingsdorf Dzon, wo die Leute, nachdem wir uns den Besitz von Land zur Anlegung einer Schule gesichert hatten, einen katholischen Lehrer aufgenommen und ihm vor uns ein Haus gebaut hatten; wie sie selbst sagen, weil sie sich vor den Weißen gefürchtet hätten. Wie traurig, daß dem Lande die konfessionelle Zerrissenheit nicht erspart bleiben konnte!



Häuptling von Kunjowu.

Nach kurzer Rast gingen wir an diesem Tage noch bis Kunjowu. Schon weithin schallte uns merkwürdige Musik entgegen. Zum Gesang der Schüler gaben eine Trommel und eine Glocke den Takt; dazwischen tönte disharmonisch eine Trompete und eine Pflöcke. Es war die Schulkapelle, die mich einholte. Den Lehrer, der mit hohem, weißem Kragen und Manschetten antrat, hätte ich mir einfacher gewünscht. Aber seine Schar hatte er in guter Zucht, besonders als er sie abends mir zu Ehren allerhand schöne, deutsche Chöre, teils dreistimmig, teils einstimmig vortragen ließ. Das war mir eine große Freude, die erheblich abgefühlt wurde, als hier in



Weber in Kunjowu.

ist,
ten
par
er-
en,
en,
rn.
n,
ng
ten
heil
em
te!

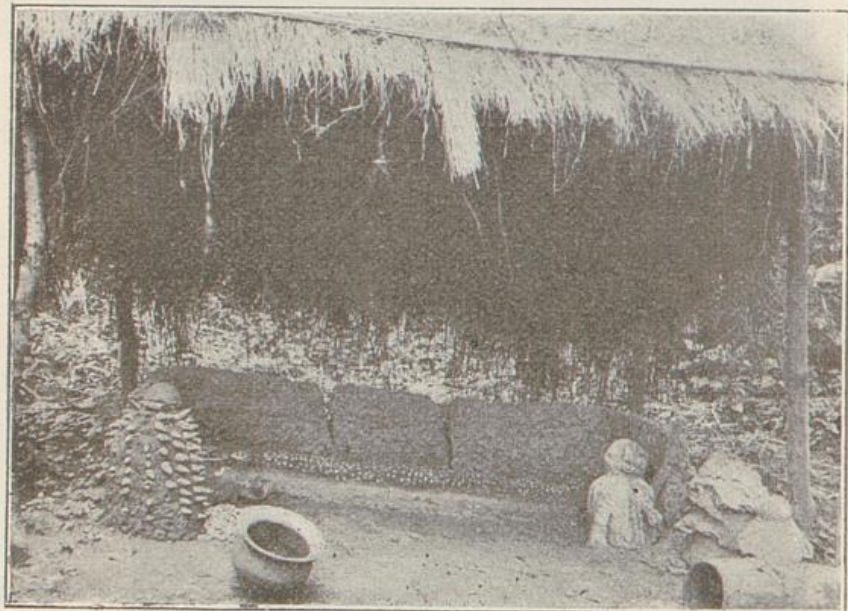
bis
nt-
ine
und
er,
ich
cht,
iche
par
in



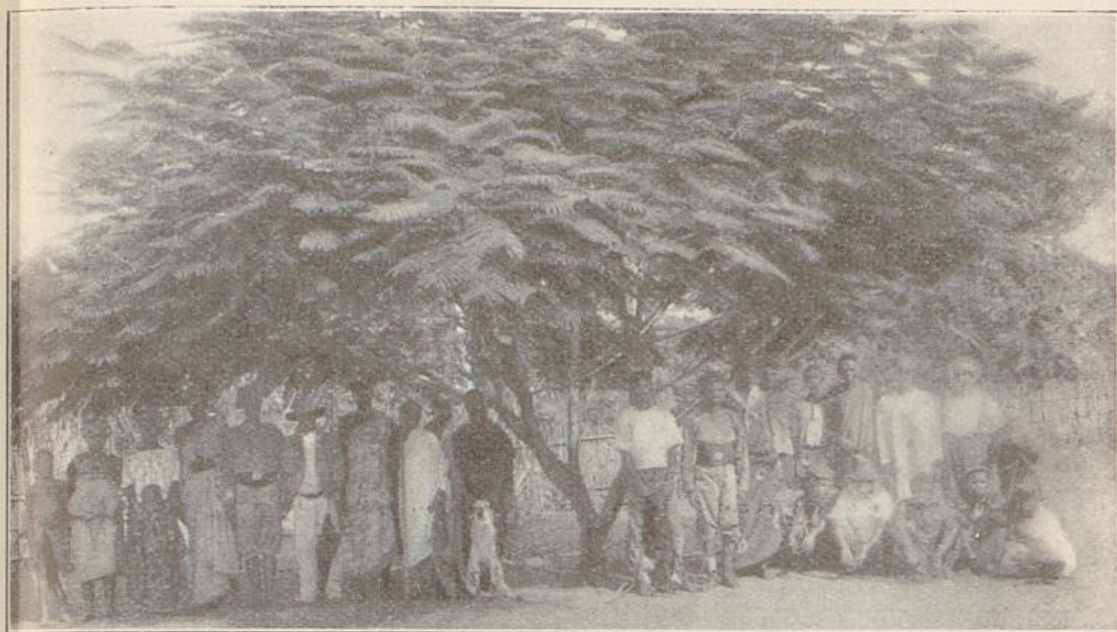
Weber in Kunjowu.

der Wildnis Afrikas ein Eingeborener ein Riesengrammophon herbeischleppte und uns die Klänge der Berliner Wachtparade in Erinnerung rief. Möglichst bald brachte ich das Instrument zum Schweigen, um abends noch lange den Leuten zuzuschauen, die den großen Weißen durch Vorführung ihrer eigenartigen, halb wild grotesken, halb zierlich graziösen Tänze meinten unterhalten zu müssen.

Das Ziel des nächsten Tages war Klabe-fokpa, ein Komplex von vier Dörfern Nyogbotu, fogbega, Eliasa und Anyigbe, mir deshalb von vornherein interessant, weil ich hier die ausgewanderten Bewohner jenes Dorfes Klabe fand, in dem wir zuerst auf unserer Reise übernachtet hatten. Einen ganz besonderen Wert bekam aber der Besuch dieses Dorfes mit einer guten Schule für mich dadurch, daß ich hier den geheimnisvollen Jweorden genauer zu beobachten Gelegenheit fand. Nicht nur, daß die Jwepriesterinnen mit ihrem halbgeschorenen Schädel und ihrem weißen Gürtel über dem kurzen blauen Schurz ungescheut vor mir ihre Tänze aufführten, sowohl bei Tag wie abends, bei der unsicher schönen Beleuchtung eines mächtigen Strohfeuers; sie ließen es sogar geschehen, daß wir ihren heiligen Bezirk betraten, wo eine mächtige Tonschlange und etliche Götzzeichen die Opferstätte kennzeichneten. Wieviel Irrglaube, wieviel Unsittlichkeit verbirgt sich hinter diesem Jweorden, dessen Macht sich scheinbar über ganz Südtogo erstreckt.



Heiligtum des Jweordens.

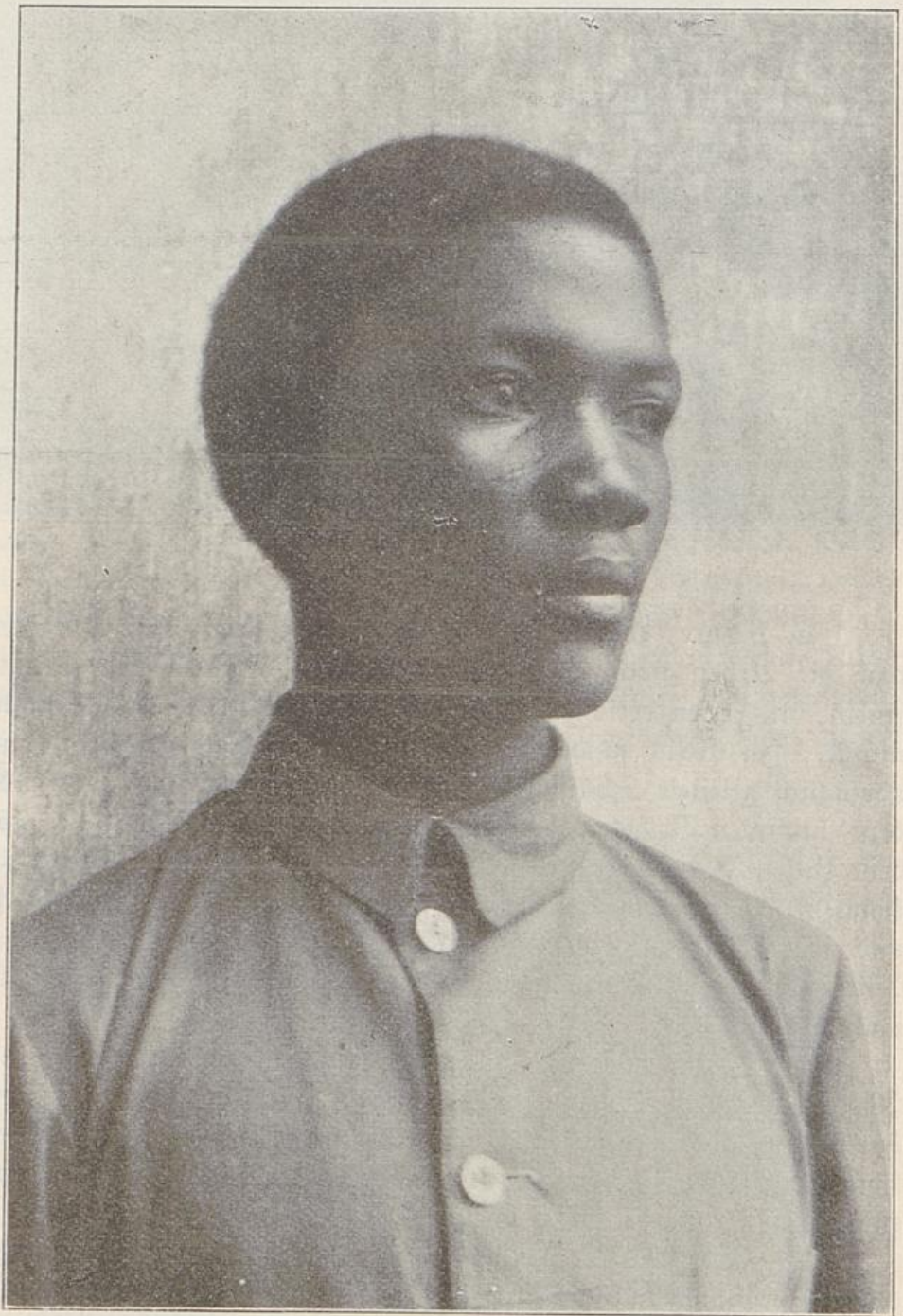


Empfang in Gobe.

In Dume, wohin wir am nächsten Tage zuerst gelangten, war die Arbeit noch so in den Anfängen, daß der Lehrer unter einem im freien errichteten Dach von Palmblättern Schule halten mußte. In Gobe fanden wir dann eine von Teofil Usieni ganz vorzüglich geleitete Schulstation und bedauerten nur, daß wir weder dem vereinten Drängen der Häuptlinge von Oku und Gobe, noch den Bitten des Lehrers entsprechen und hier die Nacht zubringen konnten. Wir hatten schon jetzt mehr Zeit gebraucht, als wir gedacht, und wenn wir nicht allzu spät nach dem verabredeten Tage zu Missionar Diehl stoßen wollten, mußten wir heut noch weiter bis nach Bena.

Dort nahmen wir Abschied vom Hochland, von Kebu und Akposso, um auf einem sehr beschwerlichen Wege, aber entschädigt durch ganz überraschend schöne Blicke in die Täler und in die Ebene hinein, Esime zu erreichen und von dort auf der nach Palime führenden Straße dem Ugu zuzueilen.

Missionarisches Neuland hatte ich gesehen, Dörfer, die anfangen nach dem Evangelium zu fragen. Sollen wir es andern überlassen, hier als Pioniere der Kultur vorzugehen, oder sollen wir es tun, weil wir mehr als Kultur, weil wir das Evangelium bringen?



Mein Bursche Adolf Adzra.



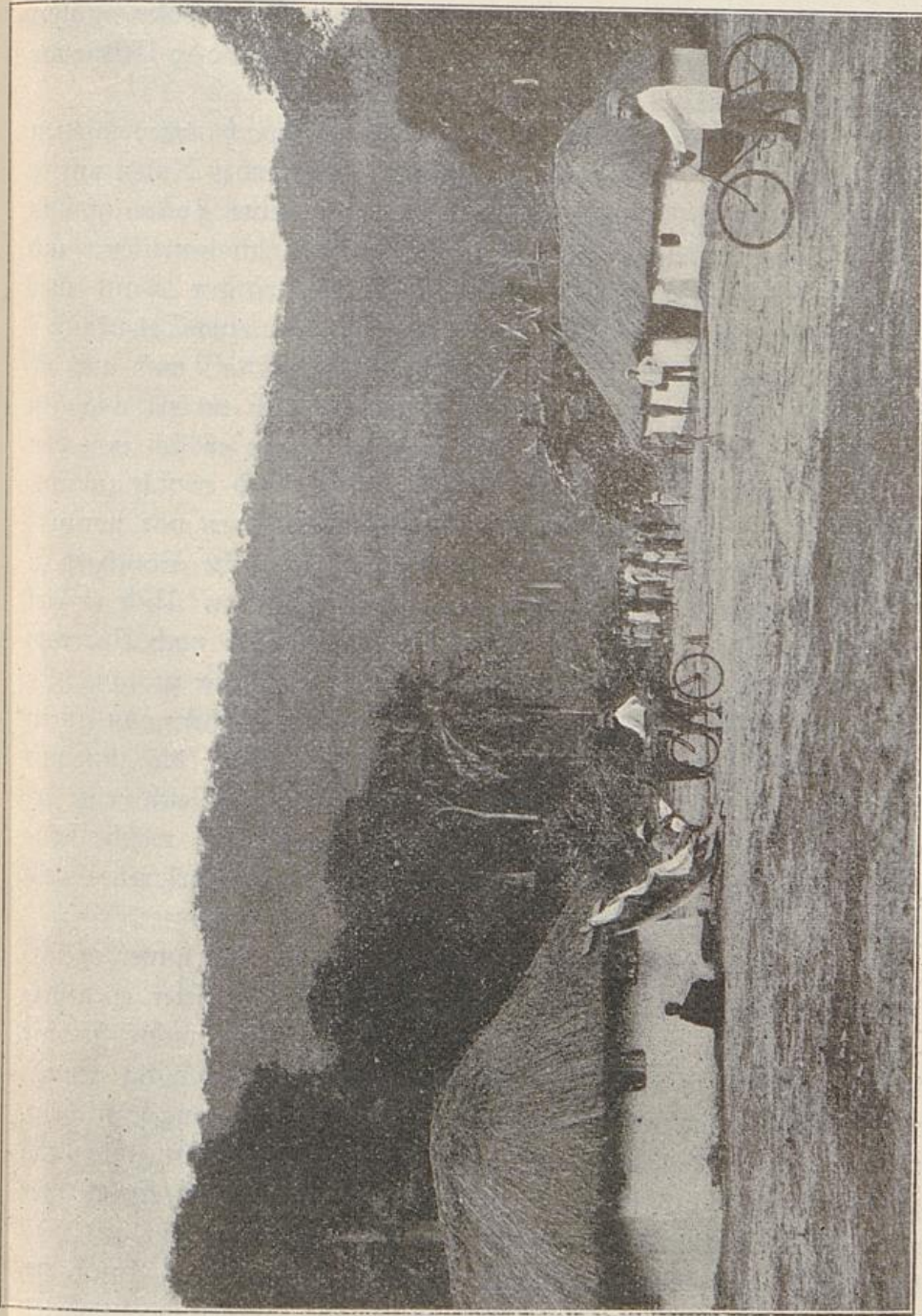
Lehrer Ludwig Adzaflo.

V. Agou, eine Stadt auf dem Berge.

1. Von Esime zum Agou.

Vom fast unberührten Missionsboden führte mich jetzt der Weg längs der grünen Höhen des Togogebirges in der heißen Tiefebene über Außenstationen im Kindesalter zur schönen Agoustation. Daher gab es jetzt nicht nur Schulen zu prüfen, sondern auch Taufbewerber und kleine Gemeinden zu grüßen, ihre Wünsche zu hören und sie zum Ernst und zur Treue zu mahnen.

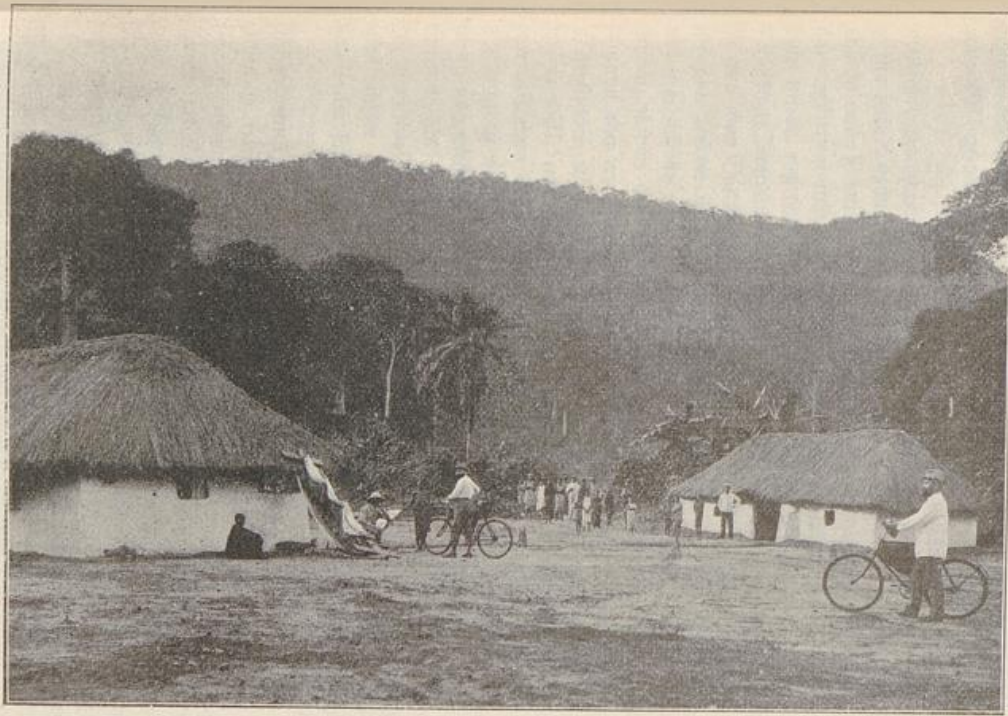
Das wurde mir, nachdem ich mich in Amlame auf eine Schulprüfung hatte beschränken müssen, zuerst in Oblo beim Lehrer Stefano Gboschi zur Pflicht, und noch mehr in Sodo, wo die Leute 25 *M* gesammelt hatten und meinten, für dieses Geld eine recht schöne Glocke erhalten zu können, und außerdem um eine Unterstützung baten, weil sie das Schulhaus unentgeltlich gebaut hätten. Da stand ich unmittelbar unter dem Eindruck des Gegensatzes alter und neuer Missionspraxis. Dort oben im Akpoffohochlande bauen die Leute die Schulhäuser und sehen das als ihre selbstverständliche Pflicht an, und hier bitten sie um eine Belohnung für die getane Arbeit. Und doch, was ist das schon wieder für ein Fortschritt gegen jene Zeit, wo es die Mission als ihre selbstverständliche Pflicht ansah und ansehen mußte, ihren Gemeinden alles zu schenken, was sie für Kirche und Schule bedurften. Die Erinnerung an jene erste Zeit ist noch heute bei den Alten lebendig, und sie können sich gar nicht drein finden, daß jetzt ein so völlig anderer Wind weht. Hier schien es den Christen aber doch Eindruck zu machen, als ich sie fragte, für wen sie denn eigentlich ihr Schulhaus gebaut hätten und ob es denn bei ihnen Sitte sei, denen Geld zu schenken, die reich genug wären, sich ein schönes Haus zu bauen. Unwillkürlich knüpfte sich daran die Mahnung, dafür zu sorgen, daß die Gemeinde zur Zeit der Not eine Einnahmequelle für ihre dauernden Bedürfnisse erhalte. Der Weg dazu sei die Anlegung von Gemeindeplantagen. Ich habe seitdem



Amstame,

Weg
ebene
Daher
erber
id sie

eine
ehrer
o die
eine
nter-
itten.
alter
auen
liche
etane
egen
nshah
für
it ist
drein
n es
wen
bei
sich
die
eine
Weg
dem



Zimfame.

den Weg eine
fich bei
men
n es
Dyem
it if
fir
ntab
egen
ntab
sliche
anen
alter
itten
mer-
eine
e die
sprer
eine

diese Mahnung noch oft wiederholen müssen, aber auch oft meine Freude gehabt an dem schönen Anfang, der mit Schul- und Gemeindeplantagen hin und her auf unserm Missionsfeld gemacht worden ist.

In Le (Ele), der ersten Außenstation des Agubezirktes, nahm Missionar Dettmann von uns Abschied, nachdem in Sodo Missionar Diehl die Führung übernommen hatte.

Hier hatten wir kaum unter dem Schattendach einer schönen Pointiana regia Platz genommen, als ein auffallendes Rufen unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Sehr bald stürzte eine Frau an uns vorüber, lebhaft die Arme schwenkend, immer vor sich hinrufend und offenbar in der allerhöchsten Erregung. Hatten wir es mit einer Geistesgestörten zu tun? Oder handelte es sich um eine Totenklage? Keines von beiden. Ein Mann aus der Nachbarschaft war auf die Jagd in den Busch gegangen. Dort hatte er sich verirrt und den Weg zurück nicht finden können. Sieben Tage hatte er sich von den Wurzeln genährt, die er fand. Dann endlich fand er sich zurecht. Und jetzt war er auf dem Heimwege. Die Frau aber war vorausgeschickt, um den Angehörigen des Mannes die frohe Botschaft zu bringen. Er war verloren, aber er ist wiedergefunden. Und so rief sie die Freudenkunde immer vor sich her und brauchte nach Negerart auch beide Arme dazu, um das, was sie bewegte, kund zu tun. Es dauerte auch nicht lange, dann kam der Mann hinterher, von einem großen Troß Männer, Weiber und Kinder geleitet, die ihn mit Freudengesängen in seine Heimat zurückführten. Welch ein ergreifendes Zeugnis von Liebe und Teilnahme und welch feine Anknüpfung für die Predigt von dem, der das Verlorene sucht und das Verirrte wiederbringt.

Noch ein anderes Erlebnis machte mir diesen Tag unvergeßlich: die erste Heidentaufe, deren ich Zeuge war. Die Feier entbehrte jeglichen Prunkes, aber gerade durch ihre Schlichtheit machte sie mir tiefen Eindruck. Die Kirche, in der sie stattfand, war dürftig genug: vier Lehmwände mit einem Schilfdach darüber, der Eingang so niedrig, daß man ihn nur gebückt passieren konnte, und drinnen einige roh gezimmerte Schulbänke, ein Tisch und ein Holzstuhl. Ein Emailteller vertrat die Tausschale und eine Matte mit dem Kopfkissen aus dem Lehrerbett die Kniebank. Missionar Diehl hielt eine kurze Ansprache, die Tauf liturgie wurde gelesen, die Tauf fragen wurden beantwortet, und dann knieten die beiden, Lina We, die einzige Frau eines Heiden, und Luise Tenumge, die Frau eines Christen, nieder zur Taufe.

Nachdem sie getauft waren, kamen ihre beiden Kinder an die Reihe. Wie gern benutzte ich die Gelegenheit, nach der Feier die jungen und die alten Christen mit allem Ernst zu einem christlichen Wandel aufzurufen und die anwesenden Heiden zu bitten, dem Vorbild der Christen zu folgen und sich auch dem Herrn zu ergeben.

Wie jede Christengemeinde sich morgens und abends zur Andacht im Schulhause sammelt, so auch die Gemeinde von Le. Die Leute ließen es sich trotz der vorgerückten Stunde nicht nehmen, auch diesen Tag mit gemeinsamer Andacht zu beschließen, und dann zogen sie singend gemeinsam im Dunkeln zurück ins Christendorf. Als da die Töne unserer christlichen Lieder so voll und schön durch die Nacht erklangen, im seltsamen Gegensatz zu dem sonst so gewohnten Lärm der Trommel und dem einförmigen Singsang der Heiden, da lernte ich die Macht des Gesanges für die Mission verstehen und begreifen, daß man von der Familie eines unserer alten Lehrer sagt, sie habe das Evangelium in die Herzen der Pefier hinein gesungen.

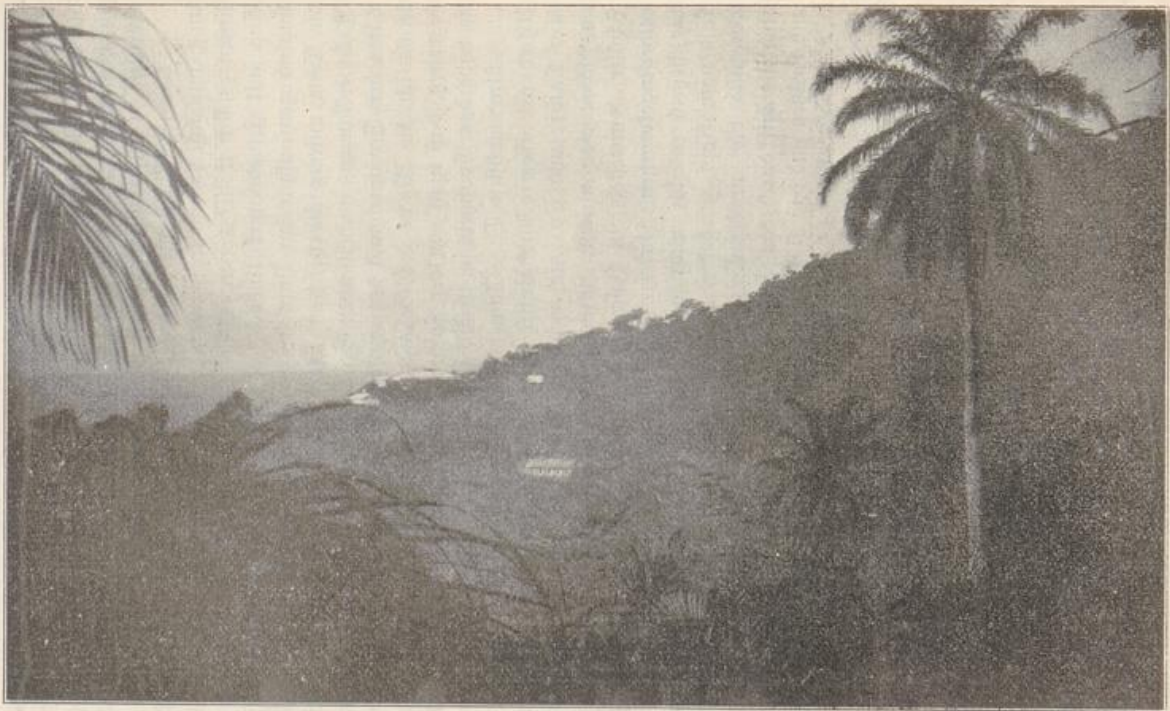
Am nächsten Tage kamen wir durch unsere Außenstationen Agudeve, Govie und Beme und am übernächsten (15. November) über Lawie und Palime nach dem Agu, dessen prachtvolle Gestalt uns schon von weitem entzückt hatte. Hier waren nicht nur die Schüler, denen stolz ein Posaunenchor voranzog, mir zum Empfang entgegengekommen, sondern auch viele Christen aus der Gemeinde. Sie ließen es sich nicht nehmen, meinen Hängemattträgern ihre Last vom Kopf zu heben und mich selbst den oft ziemlich steilen Bergpfad bis an die Treppe des Missionshauses hinaufzutragen. Und als wir durch das Christendorf kamen, da wollte das Winken und Grüßen und das „Dza, dza, dza“ (Willkommen) kein Ende finden.

2. Auf den Höhen des Agu.

Weithin schweift der Blick von der Hauptstation Agu über die Ebene, nach Norden hin zum Togogebirge mit seinem hellblitzenden Crednerfall, nach Westen hin zu den Höhen von Amedzowe und dahinter von Pefi, nach Südosten zum sagenumwobenen Adaklu und nach Süden in das schier unendliche Flachland. Ich weiß nicht, wann dieser Blick schöner ist, des Morgens, wenn die Sonne noch von der hohen Baumannsspitze verdeckt wird und in der Tiefe die Nebel wie weiße Wolken schweben, oder abends, wenn die Sonne

Bild auf die Signifikation.





Blick auf die Agultation.

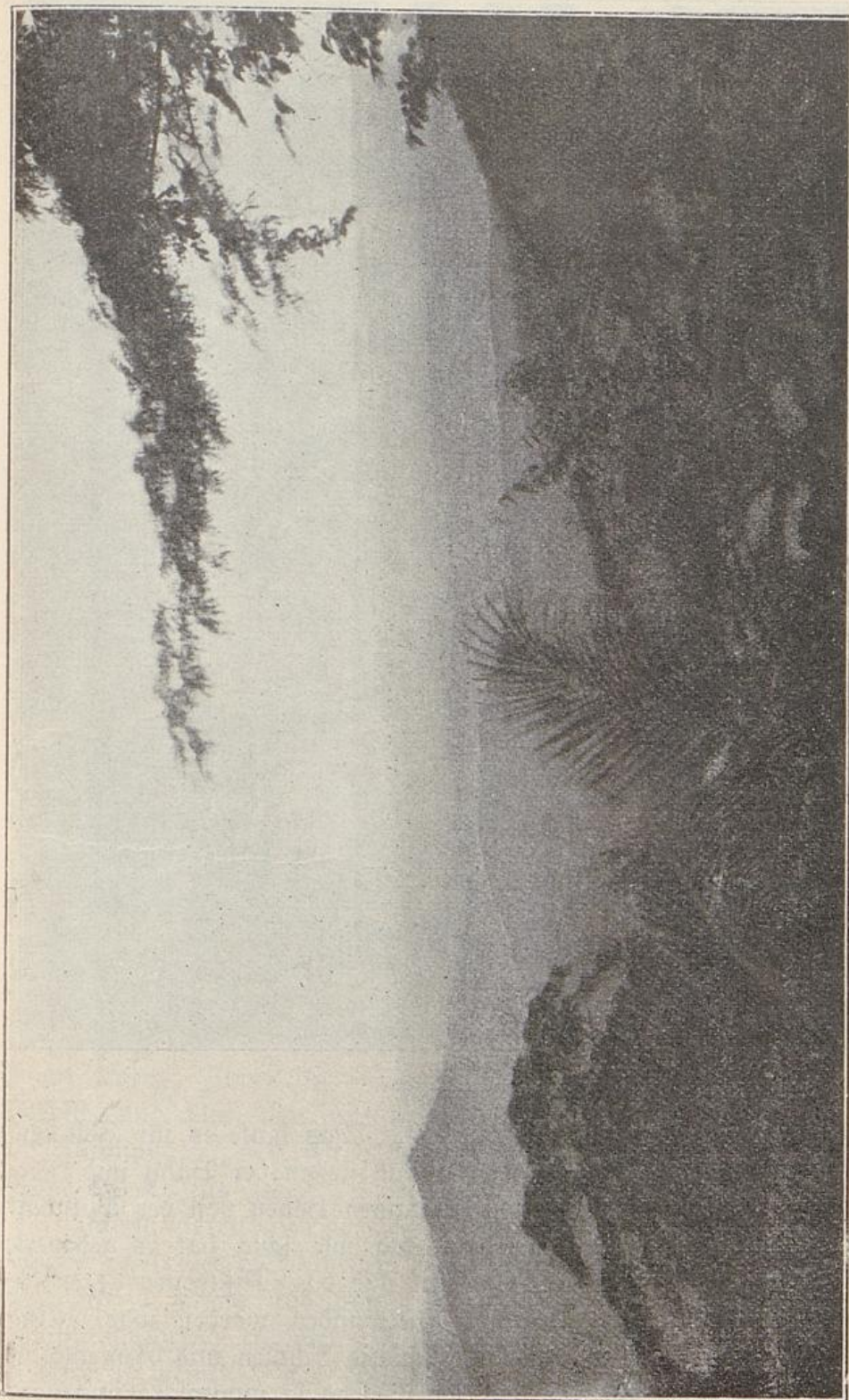
den Himmel in wunderbar sattes Violet und die Ebene in geheimnisvolles Blau taucht, oder endlich des Nachts, wenn die Gewitterstürme um das wohlverwahrte Haus wehen und die Blitze in greller Schönheit über den Himmel flammen und die weite Ebene mit fahlem Licht aufhellen. Wenn nur der scharfe Aguwind nicht wäre, der jeden Abend mit Sonnenuntergang einsetzt und denen, die droben wohnen, schon manche Erkältung eingetragen hat! Wohl reinigt er die Luft und bringt das Thermometer auf 31° — 25° Celsius herunter, eine wohlthuende Kühle nach der Hitze des Tages, aber er macht doch empfindlichen Menschen den Aufenthalt droben unmöglich. Traf ich doch sogar Frau Missionar Diehl als Refonwaleszentin nach einer ernsteren Erkrankung.

Die 1895 gegründete Station Agu war als Hauptstation bei der Visitation im Jahre 1901 eben vollendet. Seitdem ist sie durch Schule und Kirche völlig ausgebaut, und zwar liegt die Schule unmittelbar unter dem Missionshaus auf der nächsten Terrasse des Bergabhanges, während für die Kirche ein Platz etwa in der Mitte zwischen dem Christendorf und dem Missionshaus mühsam aus der Berglehne herausgearbeitet worden ist. Bequem kann man den Verkehr zwischen dem Christendorf und dem Missionshaus nicht nennen. Denn wenn in den Tropen jeder Schritt eine Anstrengung bedeutet, so noch viel mehr jedes Steigen und Klettern. Der Nachteil wird aber reichlich aufgewogen durch die deutliche Scheidung der Eingebornensiedelung von der Missionsstation. Und daß den Eingebornen der Weg nach oben nicht zu viel ist, davon habe ich mich täglich von neuem überzeugt.

Was kam doch für Volk in der kurzen Zeit hier zusammen, Kinder, die ihre weißen, in der Heimat gebliebenen Gespielen vermißten, aber trotzdem fröhlich singend die Veranda umzogen, und alte Weiblein, die gern in der Kunst des Nähens und Lesens weiterkommen wollten, Schüler mit allerhand kleinen Anliegen des Schullebens und Große mit Fragen des Gemeindelebens, Gesunde, die Rat, und Kranke, die Medizin brauchten. Es war ein stetes Kommen und Gehen, oft eine Geduldsprobe für nervöse Menschen. Und doch habe ich mich an diesem Umtrieb gefreut, denn ich sah, wie hier die Fäden des ganzen Stationsbezirkes zusammenliefen, wie die Missionspionierarbeit sich verwandelt hatte in den Missionsgemeindedienst, oder besser wie Pionierdienst und Gemeindedienst sich untrennbar miteinander verbunden hatten.

Am Nachmittag des ersten Sonntags zogen wir mit den Posaunenbläsern und der ganzen Christengemeinde, soviel ihrer abkommen konnten, hinunter nach Agbetiko. Die Bewohner dieses Dorfes und die von Nyongbo nämlich hatten unlängst ein Abkommen getroffen, daß in ihren Dörfern kein Schnaps verkauft und getrunken werden dürfe. Da war es uns eine erwünschte Gelegenheit, vor diesen Menschen von den Gefahren des Alkohols zu reden, um sie in ihren Bestrebungen zu bestärken. Und es war geradezu überraschend, welch eine Menge Volks zu unserer Versammlung zusammenströmte. Ein Lehrer zählte 480 Erwachsene und 170 Kinder, also zusammen 650 Menschen, und eine beträchtliche Menge mag nach der Zählung noch gekommen sein. Nur eins habe ich unendlich bedauert, nämlich, daß ein Vorwitziger in einem unbewachten Augenblick sich meines photographischen Apparats bemächtigt und die Kassette geöffnet hat, auf der das Bild dieser Riesen=Antialkoholversammlung in Agbetiko festgehalten war.

In der folgenden Woche statteten wir eines Tages den romantisch am Abhang des Aguberges gelegenen Kebudörfern einen Besuch ab. Auf schmalen Bergpfaden über Steine und Geröll, glücklicherweise bei bedeckter Sonne, kletterten wir bergauf und bergab, oft überwältigt durch den prachtvollen Blick in die weite, leicht verschleierte Ebene, oder auf die hinten unter uns liegende Station oder auf die hochragenden, mit Palmen bestandenen Berge. Unser erstes Ziel war Kebu=Kpeta, wo ein als Hilfslehrer angestellter Schüler aus der sechsten Klasse der Aguschule seine 36 Schüler nett im Zuge hatte und wo in dem Dorf sich eine erfreuliche Hinneigung zum Christentum zeigt. Von dort ging es hinauf nach dem malerisch an den Felshang gebauten, aber nur unendlich mühsam zu erreichenden Kebu=Dzigbe. Die Leute müssen dort wie die Gamsen klettern können, wo man nur von Stein zu Stein springend oder kletternd mit Ausbietung aller Kraft und stets in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren, von einer Hütte zur andern kommen kann. Spasig war hier, daß der Dorfhäuptling, ein junger Bursche, sich noch auf die Schulbank gesetzt hatte, so daß wir ihn erst prüften wie jeden anderen Schulbuben, um ihn dann in seinem Schlosse aufzusuchen und uns feierlich von ihm und seinen Würdenträgern begrüßen zu lassen. Nun folgte ein recht schwieriger Abstieg bis Kebu=Toi, wo ich wieder an der Schule und ihrem jungen Hilfslehrer meine helle Freude hatte und wieder einen lebhaften Eindruck von der



Blick in die Ebene

den
ab=
fes
nen
fen
vor
sie
ver=
en=
also
ach
lich
en=
die
hol=

isch
uch
per=
oft
erte
die
Ziel
aus
uge
um
isch
den
ern
rnd
icht
fig
auf
den
hen
zu
oi,
eine
der

den
ath-
nen
fen
vor
fe
ver-
er-
ach
lich
ren-
die
pole



Blick in die Ebene



Kebu - Dzigbe.

Siegesmacht des Evangeliums erhielt. Was hatte es für Zeit und Mühe gekostet, bis diese Dörfer, so nah sie an der Bahn und Heerstraße auch liegen, auf ihren unwegsamen Höhen von der Botschaft des Evangeliums erreicht wurden, und wie lang hat es gedauert, bis die Furcht vor der Überlegenheit und das Mißtrauen gegen die Absichten des weißen Mannes überwunden worden war! Und nun haben wir dort in einsamer Wildnis Schulen und Gemeindlein und müssen nur bedauern, daß die Gegend so unwegsam und vom Agu aus so schwer zu erreichen ist!

Einen willkommenen Abschluß der recht anstrengenden Bergtour bot ein Plauderstündchen im Kreise der Familie Woeckel und ein Gang durch die musterhaften Anlagen der großen Pflanzung der deutschen Togogesellschaft, die Herr Woeckel verwaltet, und in der ich zum erstenmal Kakao- und Ölgewinnung in größerem Umfange zu beobachten Gelegenheit hatte. Ich war's dann recht zufrieden, daß mich die Hängemattträger den übrigen Weg trugen; der arme Missionar Diehl hatte nach dem anstrengenden Tage noch den Rest des Weges mit dem Rade zu bewältigen.

Den Höhepunkt der Tage am Ugu bildete zweifellos der Gottesdienst am Totensonntag, mit dem ich meine Visitationsarbeit auf dieser schönen Station abschloß. Mancherlei Klänge tönten von selbst durch diese Feier, aber sie stimmten trotz ihrer Verschiedenartigkeit wundervoll harmonisch zueinander. Der letzte Sonntag des Kirchenjahres lenkt die Gedanken rückwärts und ruft zur Rechenschaft auf über Versäumtes und Versehenes. Wie paßte schon das zu der Aufgabe, den Betrieb der Station von Grund auf zu prüfen. Die Ugugemeinde konnte aber nicht aus dem alten Kirchenjahr ins neue hinübergehen, ohne noch einmal ihres treuen, kürzlich abgerufenen freundes, des Pastors Börner aus Norderney, zu gedenken. So wurde, während unten im Heidendorfe Trommel und Totenklage einen angesehenen Heiden des Dorfes noch nach dem Tode ehrte, hier oben die schlichte stille Feier zu einem Dankgebet für die Liebe eines treuen Missionsbeters und zu einer Bitte, daß Gott unserer Mission mehr solcher Männer voll hingebender Tatkraft schenken möchte. Unter der Kanzel saßen Konfirmanden und Täuflinge, die sich freuten, daß ihr Ehrentag mit der Visitation zusammenfiel, und sich's erbeten hatten, ich möchte ihnen segnend mit die Hand aufs Haupt legen. Ihnen wurde das Bild des Heimgegangenen zum Vorbild, und alles, was uns bewegte, faßte sich uns zusammen in der Mahnung: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“

„Mede Mawutsi ta na wo de Fofola kple Vi la kple Gbogbo Kokoe we nyi ko me“ lautet in Ewe die Taufformel. Ich hatte versucht, sie zu lernen und von Ludwig Adzaflo wenigstens einen Hauch annähernd richtiger Aussprache zu erhaschen, um verstanden zu werden, wenn ich die drei Kinder und die acht Schüler taufte. Ich war aber doch froh, die krausen Ewelaute nur bei dieser einen Formel brauchen zu müssen. Dank des guten Unterrichts, den unsre

Schüler auf den Stationschulen erhalten, konnte ich es wagen, ihnen die Konfirmationsprüche in deutscher Sprache zu sagen. Wenn die Gemeinde, die das weite, schöne Gotteshaus bis auf den letzten Platz füllte, diese Sprüche auch nicht verstanden hat, so hielt sie doch sichtlich gespannt und offenbar mit innerer Teilnahme bis zum Ende der ziemlich lange währenden Feier aus. Es gibt ja in der Heidenchristenheit keinen größeren Freudentag, als wenn die Schar der Bekenner durch die Taufe größer wird! Und wie wäre das mein Wunsch, daß die Täuflinge und die 19 Konfirmanden rechte Bekenner würden, getreu bis an den Tod.



Lehrerkonferenz am Agu.

Ich sollte von Agu nicht scheiden ohne eine wichtige, mir neue Erfahrung. Der Gottesdienst hatte Missionar Diehl so angestrengt, daß er, der am Morgen noch völlig frisch gewesen war, am Nachmittag schwach wurde, zu Bett mußte und schließlich Fieber bekam. Da sah ich denn mit eignen Augen, wie dieser unheimliche Gast ganz unversehens die Menschen packt und niederwirft und entkräftet, und wie mit einem Mal das Leben im Hause ein völlig anderes Gepräge annimmt! Bei alten Afrikanern sieht man ein solches Fieber mit ziemlicher Ruhe an, aber dem Neuling, der dies Krankwerden ohne äußere Ursache beobachtet, kommt doch ins Bewußtsein was für Gefahren ein Tropenaufenthalt mit sich bringt und weshalb Westafrika früher „das Grab des weißen Mannes“ genannt wurde.

VI. Eine Jubilarin.

1. Ho im Alltagsgewand.

„Ja, Herr Inspektor, das ist aber ganz anders,“ so begrüßte mich Missionar Spieß am 23. November nachmittags auf dem Wege zwischen Nyive und Ho, als ich, um wenigstens etwas von dem Alltagsstreiben in Ho zu sehen, nach einem kurzen Abstecher nach Palime und Misahöhe im Geschwindmarsch auf Ho zueilte und infolgedessen weit eher kam, als man erwartet. Wenn ich durch mein früheres Eintreffen den mir zgedachten Empfang gestört habe, so reut es mich nicht. Missionar Spieß benutzte sofort sein schnelles Rad, um vor mir herzueilen, überall die heidnischen Häuptlinge und die Christen zu meiner Begrüßung auf die Beine zu bringen und selbst in Ho seine Anordnungen zu treffen. Dazu blieb ihm Zeit genug. Ich freute mich indessen, wie das große Ereignis des fünfzigjährigen Jubiläums seine Schatten vorauswarf, indem überall die Leute damit beschäftigt waren, die schönen, breiten Wege wieder ganz in Ordnung zu bringen, da sowohl der Gouverneur wie Regierungsrat Dr. Bruner ihr Erscheinen zum fest zugesagt hatten.

Eh' wir in Ho eintrafen, hatte ich in Akuëwe noch einen seltsamen Anblick. Zwei Zauberer bemühten sich, einer Frau von ihrer Krankheit zu helfen. Einer hatte eine mit Steinen oder Erbsen gefüllte Kalebasse. Die schwang er und klapperte und sang dazu in einförmigem Ton. Sein Gefährte, dessen auffallendsten Schmuck eine mit Hörnern verzierte Mütze bildete, leistete ihm mit tieferer Stimme Gesellschaft. Beide liefen hinter der Frau her. Der mit der Mütze riß Blätter vom Wege, legte sie auf einen Stein, den er in der Hand trug, spie darauf und meinte so, der Krankheit Herr zu werden. Die Kranke trug auf Brust und Rücken je eine dicke mit Kaurimuscheln besetzte Kugel und in der Hand eine Schale mit Flüssigkeit. So bewegte sich der Zug durch die Dorfstraße, im Abenddunkel doppelt geheimnisvoll für die umstehenden Heiden, für die Christen ein Gegenstand des Gelächters, für uns eine drastische Darstellung heidnischer Kurpfuscherei unter einem bemitleidenswerten Volke.

Es wurde Abend, ehe wir uns der Station näherten. Und gerade dadurch wurde Empfang und Einzug dort so besonders schön, denn schnell entschlossen hatten die überraschten Missionsgeschwister die bunten Papierlaternen hervorgesucht und an die Schüler ausgegeben, und so holte man mich in einem glänzenden Fackelzuge ab, und Knaben und Mädchen wetteiferten, „wer wohl am schönsten fänge“ dem Omega aus Deutschland zu Ehren. Der kleine Otto Awuma aber, der muntere Sohn unseres braven Katechisten Elia Awuma, begrüßte mich mit einem Blumenstrauß und dem kleinen Gedichtchen:

Willkommen in Ho!	Der Blümelein Zier
Wir freuen uns so,	Wir bringen sie dir,
Daß du bist da,	Wir Kinder von Ho
Und rufen Hurra!	Mit Herzen so froh!

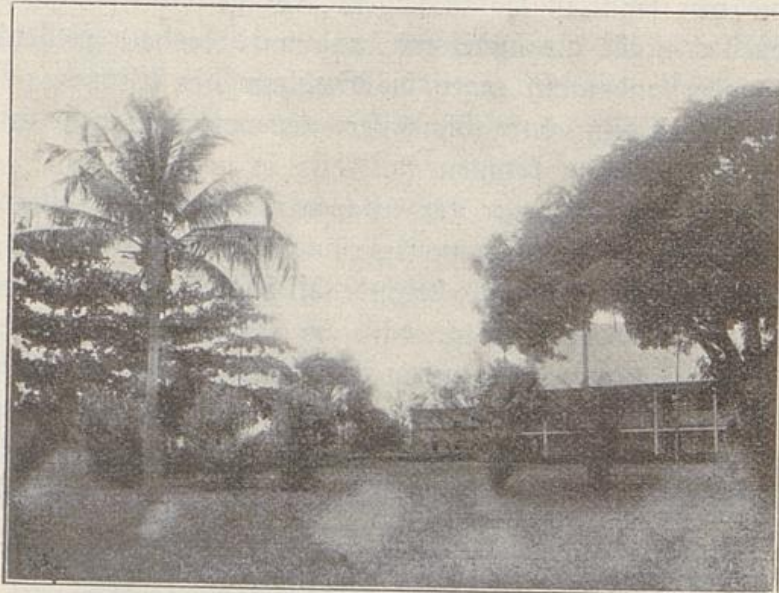
Zum Schluß vereinigten sich noch Knaben und Mädchen zu einem gemischten Chor, und sie sangen so rein und so zart, daß ich ihnen das Lob ausstellen durfte, so guten Gesang hätte ich in Afrika bisher nicht gehört, nicht einmal in Keta.

Ho ist in jeder Beziehung unter unsern Hauptstationen einzigartig. Sie ist die einzige tiefgelegene Station im Innern, die einzige, die sich durch weiten Platz auszeichnet, die einzige mit ausreichend Gebäuden, die einzige, bei der die Kapelle mit einem Wohnhaus organisch verbunden ist, und schließlich die einzige, die eine Mädchen-



Ho von der Kapelle aus.

anstalt mit Internat besitzt. Bewundernswert ist die Anlage nach einheitlichem Plan, übersichtlich und mit prächtigen Anpflanzungen. Zwar hat ein Teil der hohen Palmen und Schattenbäume fallen müssen, aber ich kann mir nicht denken, daß das Stationsbild dadurch verloren haben könnte. Der weite grüne Rasenplatz zwischen den drei Europäerhäusern gibt dem Ganzen etwas Lustiges und freies, und das tut bei der schwebenden Hitze, die in Ho herrscht, besonders gut. Und mir scheint's, die schönen schlanken Eukalypten bei den beiden Wohnhäusern kämen erst durch das Grün der freien Rasenplätze recht zur Geltung, und der Blick von der Veranda der Schwesternwohnung und umgekehrt aus dem Schatten der Bäume auf die Kapelle



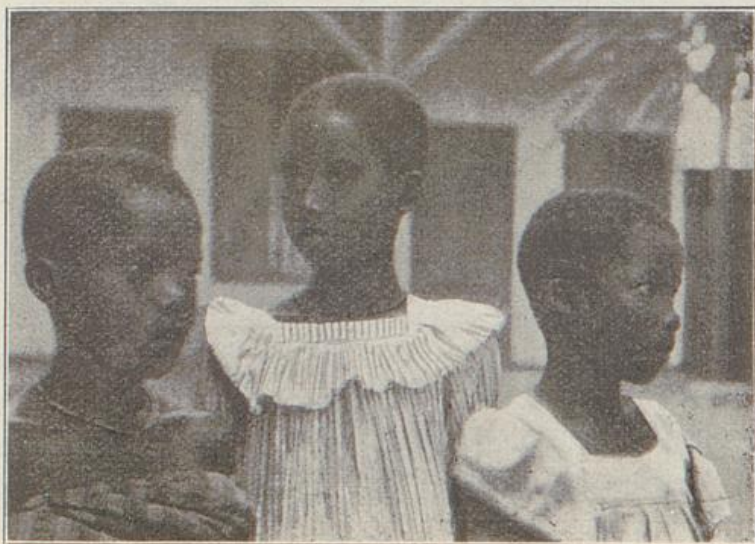
Blick von der Schule über die Station Ho.

müßte jetzt noch schöner sein, als zu der Zeit, wo die mächtigen Palmen noch standen und ihren Schatten gaben. Ich jedenfalls bin mit Entzücken durch die Station gewandert, die trotz aller Symmetrie nichts Langweiliges hat. Kommt man durch die große Mangoallee in das Stationsgehöft hinein, so hat man zur Rechten und Linken sofort die Schul- und Lehrerhäuser. Nachdem man den weiten Platz bis zur Mitte, zum Brunnen, durchschritten hat, sieht man gerade vor sich Kapelle und Mädchenanstalt und links und rechts die beiden Missionshäuser, und wenn man dem Querweg, der den Platz in der Mitte durchschneidet, folgen wollte, so käme man rechts zum Festplatz und links zum stillen, schönen Friedhof, einem Platz, der zum

Ruhen und ernstem Sinnen immer von neuem einlädt. Die Anlage ist gleichzeitig weit genug, um jeden störenden Lärm fernzuhalten, und eng genug, daß man durch Rufen von einem Hause zum andern Botschaft schicken kann. So hätte die Station in jeder Beziehung für die Anlage anderer Stationen zum Muster dienen können, wenn unsere Mission je wieder in die Lage gekommen wäre, auf weitem Gelände und in der Tiefebene eine Hauptstation zu bauen.

Aber Ho ist ungesund? Es gilt dafür, obwohl der Gesundheitszustand der Missionsleute in Ho im Durchschnitt niemals schlimmer gewesen ist, als auf den andern Stationen. Nur weil die Hitze hier so gleichmäßig drückend ist und der erfrischende, reinigende See- oder Bergwind hier fehlt, ist Ho zu seinem Ruf gekommen. Man wird dort schneller müde als anderswo, und wird deshalb vielleicht auch weniger widerstandsfähig gegen die Gefahren des Klimas. Deshalb dürfen wir froh sein, daß alle unsere neueren Stationen auf Berg-
höhen angelegt werden konnten.

Das eigenartigste war für mich in Ho die mit Internat verbundene und unter Leitung von Fräulein Henriette Bläser und Schwester Auguste Schrade stehende Mädchenanstalt. Schon in Keta war mir klar geworden, daß die Erziehung des weiblichen Geschlechts eine unserer wichtigsten Missionsaufgaben ist. Hier wird die Erziehung in einer Anstalt versucht, und da liegt bei europäischer Leitung immer die Gefahr nahe, über das Bedürfnis afrikanischer Verhältnisse hinauszugehen. Geschah das hier? Ich verfolgte den



Schulmädchen.

Tageslauf der jungen Mädchen. Um halb sechs Uhr morgens müssen sie aufstehen und bis sieben Uhr das ganze Haus und Gehöft der Mädchenanstalt in Ordnung bringen. Dabei wechselt alle vier Wochen die Beschäftigung, und es ist dafür gesorgt, daß die Arbeit bei ordentlicher Ausnützung der Zeit eben bewältigt werden kann. Von sieben bis acht ist freie Zeit zum Baden, Essen und Lernen des Tagesgespruches. Von acht bis zwölf Uhr ist Unterricht, dann bis zwei Uhr freie Zeit, wo die Mädchen tun können, was sie wollen, oft aber in die Stadt laufen müssen, um für ihr Essen das Nötige zusammenzuholen. Von zwei bis fünf Uhr ist wieder Schule und Handarbeitsunterricht. Der übrige Abend wird ausgefüllt mit Essen, Kochen, Schularbeit, Handarbeit, Arbeit im Garten und auf dem Felde und ausnahmsweise einmal mit Spielen. Um neun Uhr schließt eine Andacht das Tagewerk. Da ist im Grunde nichts, was über den Rahmen des Lebens einer zukünftigen christlichen Hausfrau hinausgeht, und ich habe es oft selbst erfahren, wie wohl es tut, auf einer Außenstation von einer Tochter aus Ho aufgenommen und bewirtet zu werden. Dann merkt man, wie das in Ho Gelernte angewendet wird, und wünscht nur, daß noch mehr Mädchen unter so sorgfältige Aufsicht und in so strenge Erziehung kommen möchten, als es bisher der Fall ist. Man mag im einzelnen im Lernstoff, der den Kindern zugemutet wird, etwas herabsetzen können, im Grundsatz muß man der Art, wie die Erziehung erfolgt, von Herzen zustimmen und nur das eine Ziel im Auge behalten, daß das Internat und damit die Aufsicht über die Mädchen in ihrer Freizeit, sobald das möglich sein wird, einem zuverlässigen eingeborenen Ehepaar, etwa einem Lehrer oder Katechisten, übertragen werden sollte.

Bei den Internaten der Knabenschulen ist die Aufsicht durch die eingeborenen Lehrer bereits in weiterem Umfange durchgeführt und hat sich im ganzen bewährt. Für die Mädchenanstalten bieten sich Schwierigkeiten, die aber nicht unüberwindlich sind.

Bei der ersten Inspektionsreise durch unser Missionsgebiet vor acht Jahren erfreuten die Schulknaben von Ho den Visitator durch Vorführung eines „Lutherfestspiels.“ Es gehört vielleicht auch zu dem Einzigartigen dieser Station, daß die Tradition stark genug war, dies Spiel und dazu das nicht minder lustige „David und Goliath“ durch die langen Jahre in unverfälschter Frische lebendig zu erhalten. So sah denn auch ich die Reformationszeit, wie sie sich im Hirn afrikanischer Jungen von heute spiegelt. Da wurden die

Mönche zu Haussas, die Könige zu Dorfhäuptlingen, die Schulen zu Missionschulen, die Reichstage zu Gerichtspalavern und die Kämpfe zu Schlachten mit afrikanischem Kriegsgeheul, und es gab eine so bunte, lustige Abwechslung, daß man nicht müde wurde, zuzusehen. Es hat doch sein Gutes, wenn das Bewußtsein um die Eigenart und das Sondergut der Reformation sich in diesen jungen Christen auf solche Weise fortpflanzt. Sie werden's brauchen, die evangelischen Christen von Ho. Die katholische Kirche hat ihre Hand auch nach diesem unserm alten Gebiet ausgestreckt. In Banjakoe (Bankoe) haben sie eine große Kapelle gebaut und am 12. Dezember, genau vierzehn Tage nach unserer Jubelfeier, eingeweiht. Der Häuptling hat sie gewähren lassen. Für die alte Gemeinde tut es mir leid, daß ihr die konfessionelle Entscheidung nun nicht erspart bleiben kann. In unserer Arbeit kann uns das nicht beirren. Wir wissen, warum wir evangelisch sind und daß der Sache des Evangeliums auf die Dauer der Sieg bleiben muß. Also vorwärts mit neuer, wo möglich noch größerer Treue als bisher, hinein in die Arbeit des neuen Halbjahrhunderts. „Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ, die Sach', an der wir stehn, und weil es deine Sache ist, kann sie nicht untergehn.“

2. Die Jubeltage in Ho.

Auf das Jubiläum in Ho war ich sehr gespannt. Fünfzig Jahre evangelischer Missionsarbeit an einer und derselben Stätte, das ist immer ein Grund zu jubeln, an dieser Stätte aber ganz besonders, wo unter unsäglichen Schwierigkeiten Jahrzehnte hindurch gearbeitet worden war, bis Ho zur Mutter unserer Inlandstationen und durch das fröhliche Leben, das hier herrschte, vielen zum Vorbild wurde! Dann kam mit dem letzten Jahrzehnt ein trauriger Umschwung, ein Nachlassen der Begeisterung, ein Verfallen in dumpfe Gleichgiltigkeit, ja, zuletzt ein Liebäugeln mit den Missionaren einer andern Konfession. Würde die wenig erfreuliche Lage der Gemeinde jetzt die Jubelstimmung der feier herunterdrücken? Ja, durfte sie das? Mußte man nicht alles tun, um die Festesfreude zu heben, und versuchen, durch das Fest die Launen warm zu machen, die Gleichgiltigen zu begeistern und die Treuen in ihrer Treue zu befestigen? Schon aus diesem Grunde meinten wir alles tun zu müssen, um das Fest möglichst erhebend zu gestalten.

Und ich darf wohl sagen, das ist gelungen. Ich möchte hier nicht den Festbericht wiederholen, der im Monatsblatt (1910, S. 10) gestanden hat. Ich möchte vom Feste erzählen, wie ein unbefangener Zuschauer, wie ein Missionsfreund, der eben aus Europa gekommen ist.

Der höchste Beamte der Kolonie, Gouverneur Graf Zech und der „Didula ga“ von der Misahöhe, Regierungsrat Dr. Gruner, hatten, wie schon erwähnt, zu kommen versprochen, und 42 Häuptlinge waren geladen und würden sich voraussichtlich jeder mit mindestens einem Sprecher einfinden. Es mußte also aller Glanz europäischer und afrikanischer Hoheit sich in Ho zusammenfinden. Dazu rechnete man auf 3000 Festgäste, die alle ihr Festessen haben wollten! Arme Hoer, das wird euch noch lange nachher eine bittere Erinnerung sein! Man kann sich denken, wie geschäftig man allenthalben war, wie man putzte und schmückte, kochte und schmorte bei Christen und Heiden, bei Schwarz und Weiß.

Den Blumenschmuck ließ man bis fast zuletzt! Die Hunderte und aber Hunderte von Palmenwedeln, die man herbeischleppte, wären sonst zu früh welk geworden und hätten dann einen traurigen Gegensatz gebildet zu den bunten Fahnen und Papierlaternen, die sich jetzt malerisch aus ihrem Grün abhoben.

Mit dem Sonnabend stellten sich auch die ersten Festgäste ein, aus Keta und Lome, vom Ugu und von Amedzowe, alle, die von den Missionsgeschwistern abkommen konnten. Dann meldete sich das Seminar aus Amedzowe mit hellem Posaunenton, der Jungfrauenverein aus Amedzowe erschien mit fröhlichem Gesang, Wilhelm Lemgos mächtige Stimme scholl über den Stationsplatz, er brachte seine Getreuen aus Waya, und so kamen sie von allen Seiten, bald einzeln, bald in Trupps, jeder mit seiner kleinen Last auf dem Kopf und alle bereit, sich mit zu freuen.

Da begann für den Stationsmissionar eine heiße Zeit. Er mußte die Festgaben für die Kollekte in Empfang nehmen. Es ist nämlich in Afrika Sitte geworden, daß alle Häuptlinge, alle Gemeinden, die opfern wollen, ihre Gaben möglichst zum letzten und allerletzten Termin abliefern. Das hat seinen guten Grund, denn je näher das Fest rückt, um so williger werden die Leute zum Geben, und jeder will doch seine Sammlung möglichst hoch bringen. Daher sammelt man, so lange es geht, und liefert erst ab im allerletzten Augenblick. Aber für den Missionar hat das, so sehr er daran gewöhnt sein mag, den Übelstand, daß er am Tage vor dem Fest und am fest



Lehrert Konferenz in Ho.

selbst bis zum Beginn des Gottesdienstes keine Minute Ruhe und Stille hat, sondern Deputationen empfangen, danken, nachrechnen, aufschreiben und zusammenzählen muß, bis alles stimmt. So lange sich das um kleine Summen handelt, mag es noch angehen, aber

hier, wo die Festkollekte zu aller Überraschung auf die für das Innere erstaunliche Summe von mehr als dreitausend Mark anschwell, war schon das Hinnehmen der Gaben eine Anstrengung. Aber — sie hat die Festfreude gemehrt, denn sie zeigte, wie sehr die Leute sich bemüht hatten, ihr Fest so schön wie möglich zu gestalten.

Am Abend weihten wir zuerst die Glocken, die uns Kinder aus Emden und Große aus Ostfriesland auf Bitten von Missionar Poppinga geschenkt hatten. Das war eine schöne Stunde; über uns der tiefblaue afrikanische Himmel und das dunkle Laub der Mangobäume, und um uns beim Scheine der Lampions eine vielhundertköpfige Menge von Christen. Wie anders dieser 27. November als der vor fünfzig Jahren, an dem die Missionare Steinemann und Illg hier in demselben Ho das erste Land erwarben und damit die Missionsarbeit begannen!

„Jubilate“ und „Hosianna,“ so hießen die Glocken, die wir geweiht. Die Namen gaben unserer Andacht die rechte Weisung, nachdem die Gemeinde sich in der Kapelle gesammelt und Eliu Awuma in seiner schlichten, warmen Art gesprochen hatte. Jubilate, jauchzet! Der Herr hat Großes an uns getan! Hosianna, Herr hilf! Vergib, wo wir gefehlt, gib Kraft, wo wir zu schwach. Und wir gedachten der Pioniere, gedachten derer, die draußen auf dem Friedhof schlafen, und derer daheim, deren Leben so eng mit der Geschichte Hos verbunden war. Und wir beugten die Kniee, dankend, beichtend, gelobend; Jubilate, Hosianna!

Posaunenton, Chorgesang und Glockenklänge weckten die Schläfer am Morgen des Jubeltages, am ersten Advent. Ob alle froh waren über das frühe Wecken, weiß ich nicht. Dem Zuge der Posaunen zum Friedhof, wo den Heimgegangenen zum Gedächtnis ein grünes Kreuz errichtet wurde, sind jedenfalls nicht viele gefolgt. Aber als es acht schlug, war auf der Station schon das ganze bunte Gewimmel, das großen Ereignissen voranzugehen pflegt. Der Gouverneur sollte empfangen werden. Was half es, daß Festordner die sich sammelnde Gemeinde ins Gotteshaus wiesen? Es gab ja noch draußen was zu sehen, das wollte sich keiner entgehen lassen. Da stand die Schule mit geschulterten Bambusstäben zum Präsentieren bereit. Und dort der kleine Otto mit dem Blumenstrauß, ganz stolz, schon wieder ein Gedicht aussagen zu dürfen. Das wollten doch alle miterleben. Und ich denke, es lohnte sich, zu warten. Für mich wenigstens hatte es, als jetzt die Herrschaften in ihren Wagen gefahren

kamen, fast etwas Verblüffendes, zu sehen, mit welchem Schneid und welcher Strammheit die den Wagen voranmarschierende Ehrenwache rechts und links vom Wege zur Paradedstellung abschwenkte und präsentierte. Das hätte ich unsern schwarzen Soldaten doch nicht zugetraut! Es ist also doch Disziplin in die Gesellschaft zu bringen!

Um so auffallender war das unruhige Gewoge in der Kirche, in die den Ehrengästen nach alles nachdrängte, und es währte geraume Zeit, bis der Gottesdienst mit dem Chorgesang: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn“ eröffnet werden konnte. Zuerst hatte ich selbst noch einmal das Wort zu nehmen, um im Namen des Vorstandes Ehrengäste und Gemeinde zu begrüßen und kurz zu sagen, was wir gewollt und was wir erreicht. Aber dann hatte ich während der Festpredigt von Präses Bürgi, die ja unverstanden an meinem Ohr vorüberrauschte, um so mehr Zeit, in die bunte Gemeinde hineinzublicken; auf all die Häuptlinge in ihren Prunkgewändern, auf all die Sprecher mit ihren vielen Stäben, und auf die Männer und Frauen, die dichtgedrängt in der Kirche und vor den Türen und Fenstern der Predigt lauschten, und machtvoller noch als am Abend vorher wurde mir der Gegensatz klar, den die beiden Zahlen 1859 und 1909 über der Tür der Kapelle ausdrückten! Jubilate, Hosanna!

Der Gouverneur, der mit großen Opfern an Zeit und Kraft die Reise nach Ho möglich gemacht hatte, hatte die Liebenswürdigkeit, nach dem Gottesdienst bei unserm einfachen Mittagessen unser Gast zu bleiben. Er wollte am Nachmittag zur Nachfeier noch selbst das Wort nehmen. Ich kann es mir nicht versagen, die warmen, schönen Worte, mit denen er als höchster Beamter der Kolonie dort unter den alten Mangobäumen zu Christen und Heiden, zu Missionaren und Eingeborenen gesprochen hat, hier zu wiederholen. Denn dieses Ehrenzeugnis für die Mission aus seinem Munde ist mir unendlich wichtig und wertvoll. Er sagte:

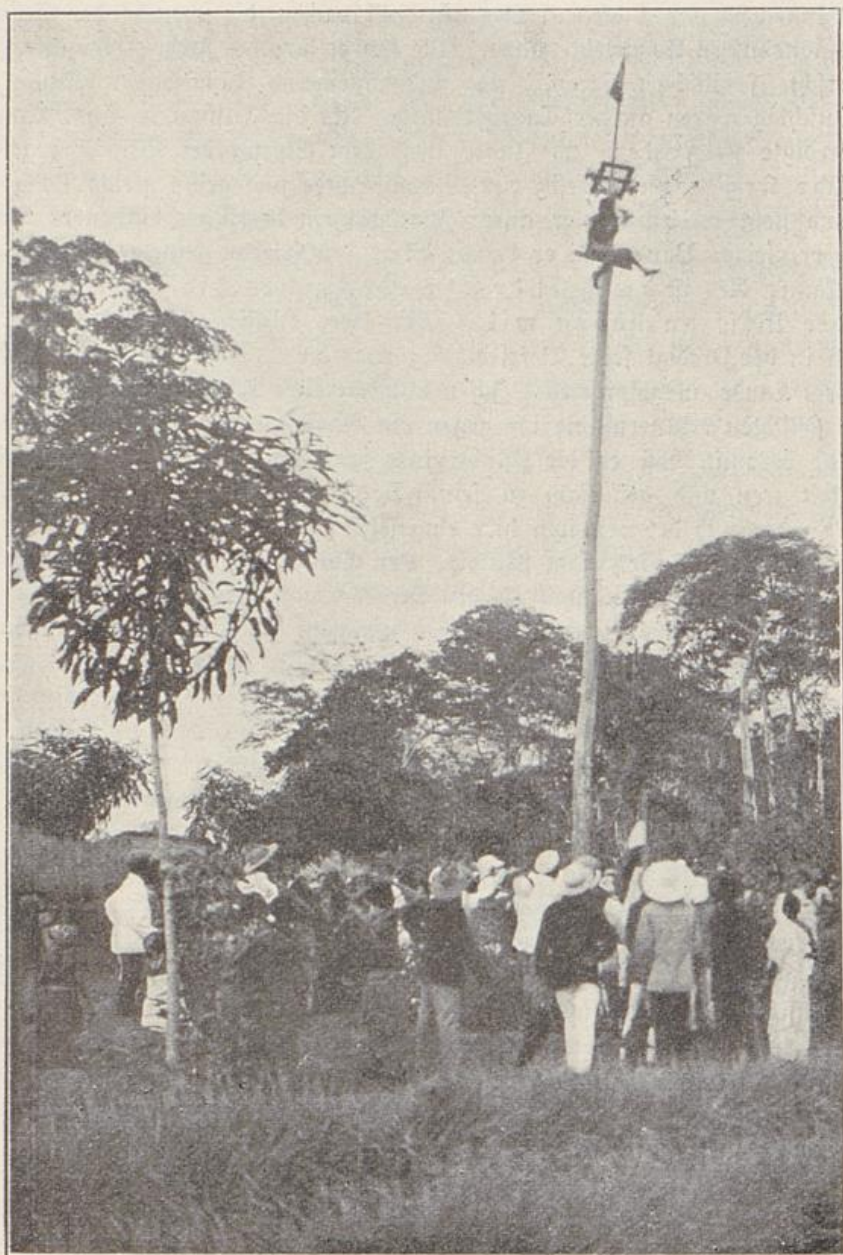
Verehrte Anwesende! Der Aufforderung des Herrn Missionsinspektors Schlunk und des Herrn Missionar Spieß, der fünfzigjährigen Jubelfeier der Missionsstation Ho beizuwohnen, bin ich gerne gefolgt, und ich danke den beiden Herren verbindlich für ihre freundliche Einladung. Es ist mir nicht allein eine persönliche Genugtuung, diesem Feste beizuwohnen zu können, sondern vielmehr eine angenehme Pflicht, als Gouverneur des Landes durch meine Anwesenheit zum Ausdruck zu bringen, daß die Regierung an der Tätigkeit der Mission das lebhafteste Interesse nimmt.

Die Norddeutsche Mission blickt hier (zu den Eingeborenen gewendet) auf eine fünfzigjährige Tätigkeit zurück. Was in dieser Zeit geschaffen worden ist, ist in Worten schwer auszudrücken. Am

besten können sich davon die von Euch ein Bild machen, die schon bei der Gründung der Missionsanstalt Ho gelebt haben. Wie sah es vor 50 Jahren hier aus. Überall herrschte Feindschaft, Streit, Krieg und allgemeine Unsicherheit. Raub, Mord und Totschlag waren an der Tagesordnung. Als die Mission in Euer Land einzog, predigte sie Frieden. 25 Jahre nach dem Einzug der Mission ergriff die deutsche Regierung Besitz von Eurem Lande und gebot gleichfalls Frieden. Und wie sieht es heute hier aus. Ihr habt ein herrliches blühendes Land, in dem jeder, sei er Bauer, sei er Handwerker, im Frieden seinem Verdienst nachgehen kann; dies ist das Ziel des Friedens, das die Regierung und das die Mission haben will. Der Herr Missions-Juspektor hat heute morgen in der Predigt seine Befriedigung über die 25 Jahre deutscher Regierung in diesem Lande ausgesprochen. Ich möchte an diese Worte anknüpfen und auch an die Pflichten erinnern, die ihr gegen die Regierung zu erfüllen habt. Euch allen ist bekannt, daß es die Pflicht eines jeden ist, der von Gott verordneten Obrigkeit treu und gehorsam zu sein. Dem deutschen Kaiser als Schirmherrn dieses Landes und der von ihm hier eingesetzten Regierung, die ich vertrete, seid Ihr also Treue und Gehorsam schuldig. Den Christen ist das von den Missionaren oft gepredigt worden, sie sind in den Schulen von den Missionaren aufgeklärt worden über alles, was zu tun und was zu lassen ist. Die Christen müssen daher den Heiden, denen diese Aufklärung vielleicht nicht in dem Maße zu teil geworden ist, in treuer Pflichterfüllung vorangehen, sie müssen den Heiden ein gutes Beispiel geben. Ich gebe mich aber auch der Hoffnung hin, daß die Heiden sich an dem Beispiel der Christen erbauen und ihnen nacheifern werden. Was die Tätigkeit der Missionare betrifft (zu den Missionaren gewendet), so ist es nicht meine Aufgabe, die Summe von Arbeit, die hier geleistet worden ist, im einzelnen zu erörtern. Das Ganze spricht für sich selbst. Nur eins möchte ich hervorheben. Die Missionare haben dem hiesigen Volke eine Schriftsprache gegeben und durch sie den Eingeborenen die Literatur in der Landessprache zugänglich gemacht. Das ist eine große Kulturtat. Ich ergreife gern die Gelegenheit, allen Missionaren für ihre selbstlose und hingebende Tätigkeit zugleich im Namen der Regierung meinen herzlichsten Dank zu sagen. Viele Missionare sind leider im Laufe der Zeit ins Grab gesunken; es ist meine Pflicht, auch ihrer heute ehrend zu gedenken. Für die Zukunft wünsche ich den Missionaren eine ebenso gesegnete Tätigkeit wie seither und weitere Erfolge.

Zum Schluß möchte ich auch der eingeborenen Gehilfen der Mission gedenken, die zu ihrem Teile an dem Werk der Mission mitgearbeitet haben; auch ihnen spreche ich meinen besten Dank für ihre Dienste aus und hoffe, daß sie auch in Zukunft treu ausharren werden in ihrer Arbeit und stets gute Vorbilder für ihre Landsleute sein werden.

Leider störte nach diesen mit begeisterter Dankbarkeit begrüßten Worten ein heftiger afrikanischer Gewitterregen die Fortsetzung des Festes, das erst am Abend in der Kirche wieder aufgenommen werden konnte, wo nur für wenige Reden noch Zeit blieb. Aber die Aussicht, daß am nächsten Morgen Schulprüfung durch den Gouverneur gehalten werden und am Nachmittag ein großes Kinder-



Festspiele beim Jubiläum.

fest auf der Regierungsstation gefeiert werden sollte, entschädigte für die Störung und ließ die Feststimmung nicht alsbald verklingen.

Zwar kann eine Schulprüfung an sich etwas recht Ungemütliches werden, aber man kannte in Togo schon die feine, geschickte Art, mit der Graf Zech prüft, fast als wäre er selbst ein Schulmeister gewesen. Daher hatten die Jungen auch keine Furcht. Ja als die



Regierungsstation Ho.

besten unter ihnen zum Schluß prachtvolle Bücher zur Erinnerung an die Prüfung erhielten, da waren sie wieder ganz in der Jubelstimmung des Sonntags, und mehr noch, als am Nachmittag die fülle der Geschenke kein Ende fand und ein spaßiges Spiel das andere ablöste.

Ob das fest gewirkt hat, was es sollte? Jedenfalls war es ein Beweis für die Macht, die das Evangelium in Togo bereits gewonnen hat und eine dankbare Anerkennung des bisher durch sie gewirkten Guten.

VII. Durchs Pefital.

Von Ho aus hatte ich, nachdem mancherlei andere Pläne verworfen worden waren, über Pefi und Kpando nach Akpafu reisen wollen. Aber eine vom Gouverneur auf den 8. Dezember nach Lome berufene Schulkonferenz durchkreuzte auch diesen Plan und zwang mich, Pefi in einem auf fünf Tage berechneten Abstecher von Ho aus zu besuchen.

Es war am 30. November nachmittags zwei Uhr, als ich mit Missionar Hürtter — Missionar Freyburger war schon tags zuvor aufgebrochen — von Ho fortkam. Der Weg war anfänglich so schön, wie überall im Süden der Kolonie. Wir kamen durch ein Gebiet, wo dunkle Fächerpalmen der Landschaft ein schwermütig ernstes Aussehen gaben. Am Himmel ballten sich hier und da Wolken zusammen und weckten die Frage, ob es möglich sein würde, trocken ans Ziel zu kommen. Es blitzte am Horizont. Gelegentlich hörte man fernen Donner. Die Träger marschierten so schnell sie konnten, sowohl meine sieben Avatimeleute, die mich seit Lome treu begleitet hatten, wie die Leute von Ho, die die übrigen Lasten trugen. Aber bald erlahmte der Eifer der Hoer. Wie ich nachträglich erfuhr, hatte das drohende Aussehen des Himmels sie so erschreckt, daß sie in Kpakple, der Zollstation nach der britischen Grenze zu, zu bleiben vorzogen. Nur meine Avatimeer, sowie die beiden Lehrer Albert Binder und Ludwig Adzaklo blieben mir treu.

Den Dzawoe, den Grenzfluß nach der Goldküstenkolonie, konnten wir noch ungefährdet überschreiten. Aber dann wurde das Wetter so drohend, daß ich aus der Hängematte stieg und meine Leute zur höchsten Eile anfeuerte. So schnell wie möglich ging es jetzt durch den dichten Wald, auf schmale, von Baumwurzeln durchzogenen, von vielem Gerank eingeengten Wege. Es wurde sechs Uhr. Das Gewitter kam näher und die Dunkelheit brach herein. Ich sah kaum noch die Hindernisse des Weges und war froh, daß mein Vordermann sich alle Augenblicke umdrehte und mich mit dem Stock auf

Wurzeln und Steine aufmerksam machte: „fi menyo“ (hier ist's nicht gut). Schließlich fielen die ersten Tropfen. Ein Regen brach los, wie ich ihn nie für möglich gehalten. In fünf Minuten waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Zuckten nicht alle zwei bis drei Sekunden schaurig-schöne Blitze auf, die notdürftig den Weg erhellen, so wäre es unmöglich gewesen, vorwärts zu kommen. Aber liegen bleiben konnten und durften wir nicht. Vorwärts, vorwärts! Rings kein Laut von Menschen zu hören, kein Lichtschimmer einer Hütte zu sehen. So ging es unter den größten Schwierigkeiten und ziemlichlichen Anstrengungen fast eine Stunde weiter. Es wurde beinahe unheimlich! Wissen die Führer auch den Weg? Sind wir wirklich auf diesem schmalen Pfade, wo einen rechts und links die Zweige am Fortkommen hindern, auf dem rechten Wege? Endlich ein Lichtschimmer! Wir sind an einem Dorf. Dort sind die ersten Hütten. Aber was kostet es hier in Anyiravasse für Mühe, einen Menschen zu bewegen, daß er sich in den Regen hinauswagt, um uns das „Schloß“ des „Königs“ zu zeigen. Endlich sind wir dort. Ein alter Mann, der schnell seinen Schurz umtut, springt von seinem Lager auf. Es ist der „König“ Adai Kwaschi.

Allerdings ist das Dach, unter dem er schläft, nicht ganz wasserdicht. Aber man hat doch wenigstens ein Dach über sich. Und wenn dem Palast auch die vierte Wand völlig fehlt, was hilft's, die nassen Kleider müssen herunter, alle, bis auf die Strümpfe. Zum Glück hat wenigstens ein Kofferträger mit mir Schritt gehalten, so daß ich alles zum Umziehen Nötige da habe. Um acht Uhr läßt der Regen nach. Eine zerbrochene Laterne und einen zerrissenen Schirm stellt Freund Kwaschi zur Verfügung. Er hat sogar eine Negerhütte ausgeräumt, falls ich in seinem Reich übernachten will. Allein da Missionar Härter mich in Tschito (Chito), der ersten Gemeinde des Pekigebietes, erwartet und der Weg gut sein soll, so gehe ich weiter. Der Regen hört auf. Blitze und Laterne erhellen den Weg. Nun ist's fast ein Vergnügen zu marschieren, und um neun Uhr bin ich am Ziel, unmittelbar am Fuß der Pekiberge. Dort treffe ich auch Missionar Härter. Aber wie! Auch er war in den Regen gekommen und bis auf die Haut naß geworden. Aber er hatte seinen Koffer nicht bei sich. So hatte er sich ein Landestuch geborgt und es malerisch um die linke Schulter geworfen, froh, nicht noch mit weniger vorlieb nehmen zu müssen. Ob die Träger wohl noch kommen werden?

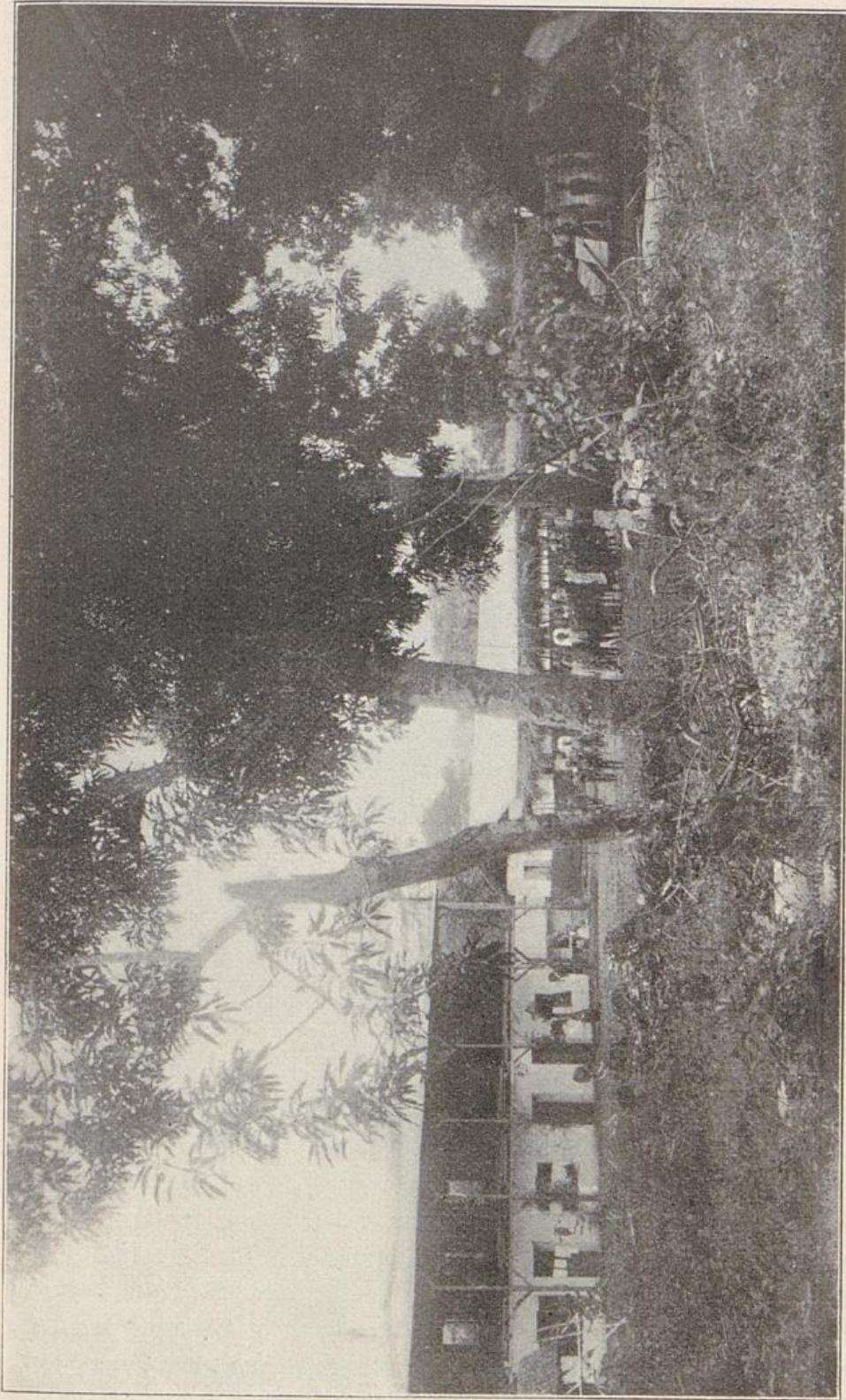
Die Lehrersfrau hat Tee gekocht. Teekanne und saubere Tassen stehen auf dem Tisch. Wie ist's doch gut, daß die Mädchenanstalt in Ho solche Lehrersfrauen ausbildet! So sitzen wir behaglich im Lehrzimmer und warten der Träger. Aber werden sie kommen? Die Eingeborenen bezweifeln es, und wir auch. Regen entschuldigt bei dem Neger alles. Also rüsten wir uns, ohne unser Gepäck auszukommen. Der Lehrer sucht zwei Langstühle, die ersetzen das Bett. Ein Landeskleid dient zum Einwickeln. Gute Nacht einstweilen! Wir sind in Afrika und wollen zufrieden sein, daß es nicht schlimmer kam.

Am nächsten Morgen findet sich die Gesellschaft der Träger wieder an, und nachdem wir die Gemeinde begrüßt haben, kann die Übersteigung des Pekibergzuges beginnen. Aber das ist heut noch weniger ein Vergnügen als sonst. Der starke Regen hat den schmalen Bergpfad teils in eine Rutschbahn, teils in ein munter rieselndes Bächlein verwandelt, und niemand wird behaupten, daß es wohl tut, solche Wege bei sengender Sonne zu erklimmen. Eine Stunde dauert der Aufstieg, nicht ganz so lange der Abstieg. Und nur weil der Lehrer Binder mit einem mächtigen Buschmesser bewaffnet die überhängenden Zweige rechts und links am Wege vor mir abschlägt, kommen wir so schnell vorwärts.

Und diesen Weg hat der Pekimissionar jedesmal zurückzulegen, so oft er von Ho aus seine Station bedienen will!

Etwas um 10 Uhr sind wir in Wudome, wo Schüler und Christen zu meiner Begrüßung bereit stehen. Dann geht es unter Gesang und Glockengeklingel weiter nach Blengo. Die „I. Class Company of the King Kwadzo Dei II, Chief of whole Krepie,“ wie auf dem mächtigen gelben Banner mit Riesenbuchstaben geschrieben steht, kommt mir mit ihrem Bimbambum entgegen, und unter großem Jubel des Volkes ziehe ich um elf Uhr in der Residenz Blengo ein.

Die Tage im Pekitale wurden zu Tagen hochgehender Begeisterung. Kwadzo Dei hielt es für nötig, seinen ganzen Pomp vor mir zu entfalten, und die Gemeinden Blengo, Uvatile, Dzake und wie sie alle heißen, wetteiferten darin, wie sie mich ehren und erfreuen konnten. Aber nicht diese äußeren Beigaben der Reise durch das Pekital waren mir das Wichtigste, sondern die Tatsache, daß hier, obwohl das Gebiet von jeher längst nicht so eifrig bearbeitet worden ist, wie es sollte, sich ein prächtiges Gemeindeleben entfaltet hat. Daß der eingeborene Pfarrer Mallet, der in Peki stationiert ist, allein die treibende Kraft dazu war, glaube ich nicht. Vielmehr eignet



Station Pefi - Biengo.



Station Pefi-Blenge.

dem Pefistamm als solchem eine erstaunliche Tatkraft und Zähigkeit. Der Volkscharakter ist der notgedrungen zugelassenen Selbständigkeit der Pefier entgegengekommen. Was war's für ein eigenartiger Gottesdienst gleich in Blengo. Man hatte aus Palmbblättern ein mächtiges Schattendach auf dem weiten Missionsgehöft errichtet. Dort strömten die Christen und Heiden zusammen. Selbst Kwadzo Dei kam mit seinen Trommlern und seiner Musik und mit großem Ge-



Kwadzo Dei II von Pefi.

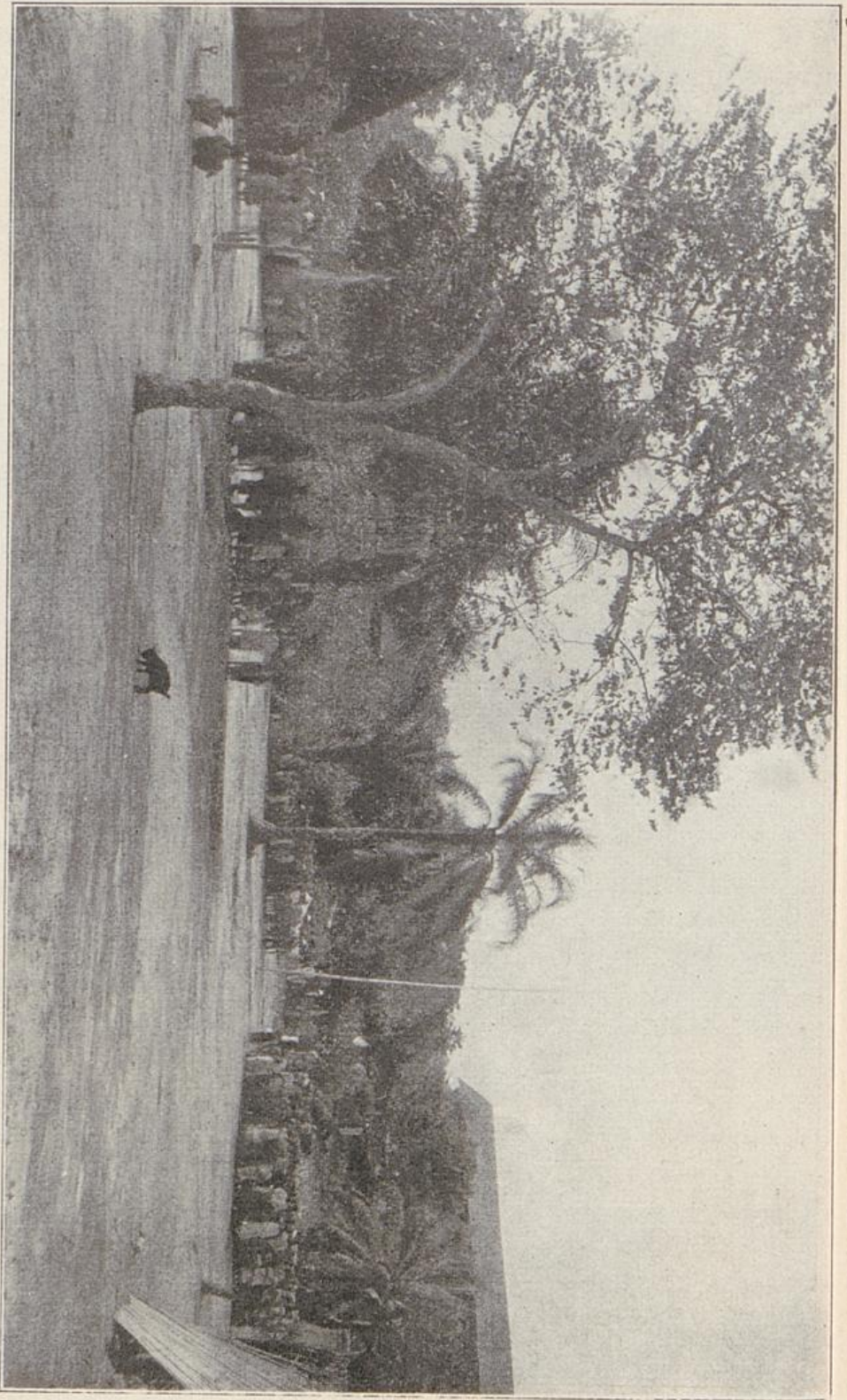
folge. Da kam mir das Wort des 77. Psalms in den Sinn: „Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre.“ Ich erzählte den Leuten von unsern ersten Missionaren, die bis nach Pefi vorgedrungen waren, und von dem einsamen Grabe, das immer neu seine Anziehungskraft übt und die Missionare hierherzieht, damit sie ihr Leben einsetzen dem Adventskönig zu Ehren.

Nachher wanderte ich durch unser Missionsgehöft. Ich sah an der Berglehne die Pflanzungen der Schüler und freute mich an den halbhohen Mauern zu einer mächtigen Kapelle, die man dort, ohne die Missionare zu fragen und ohne europäische Hilfe dazu zu erbitten, errichtet hat, wie mir gesagt wurde, nicht ohne feierliche Grundsteinlegung mit Verlesung einer Urkunde und allem, was sonst in Europa bei solchem Anlaß Brauch ist. Dann besuchte ich unsern

Pfarrer Mallet in seinem Pfarrhaus, das idyllischer aussieht als es ist, und einige der Lehrer und prüfte die Schulen. Fast merkt man es an den Lehrern am meisten, welche Tatkraft in den Pekiern steckt, und es ist sicher kein Zufall, daß eine Reihe unserer tüchtigsten Lehrer aus diesem Gebiet stammen.

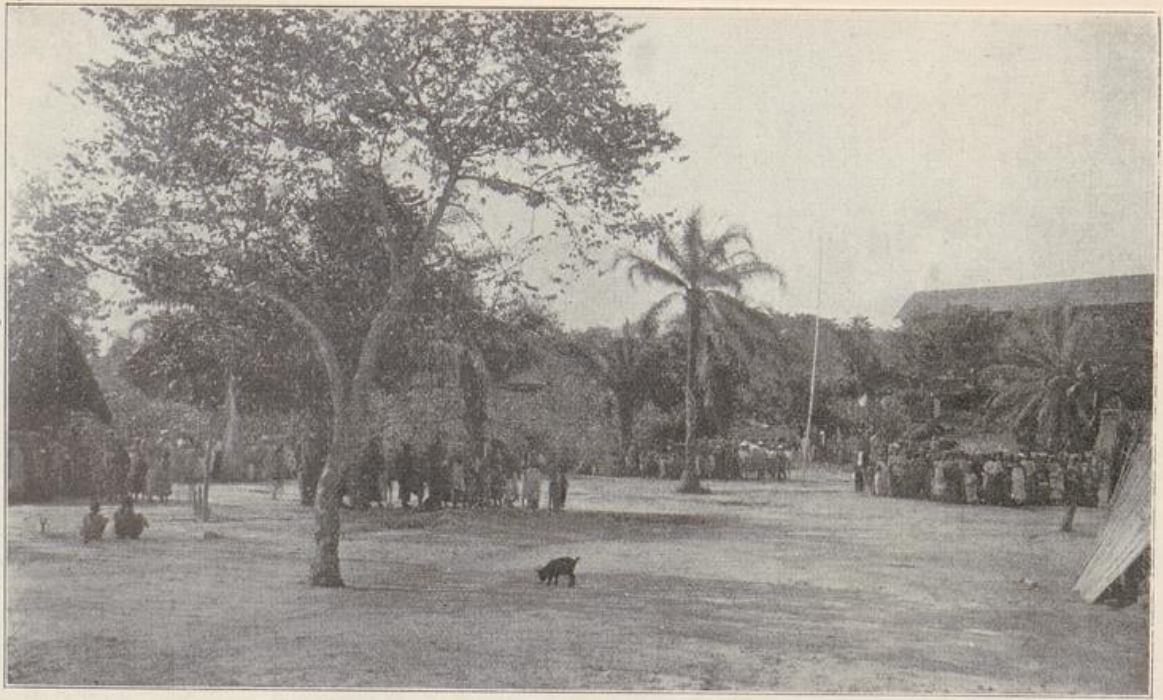


Lehrerkonferenz in Peki.



Gate.

he
ge
be
du
un
E
he
w
n
E
it
w
de
H
de
ni
he
w
U
di
w
ta
E



Djale.

Einen schlagenden Beweis für die Umsicht und praktische Klugheit der Pekier wurde mir in der dort gehaltenen Lehrerkonferenz geliefert. Die Lehrer legten mir nämlich, um unnötigen Geldausgaben bei den Hochzeiten zu steuern, einen mit den Gemeindeältesten gründlich durchgearbeiteten Entwurf zur Regelung der Hochzeitsgaben vor und baten, diesen von allen Pekiegemeinden bereits angenommenen Entwurf durch Vorstandsbeschluß für das Pekital zum Gesetz zu erheben. Da der Entwurf ebenso maßvoll wie vernünftig gehalten war, konnte ich mich über diesen neuen Beweis selbständigen Handelns nur freuen, um so mehr, als sich die Vorschläge der Pekier mit dem Entwurf für die neue Gemeindeordnung, die in Ausarbeitung begriffen ist, vielfach decken.

Fast noch fortreizender durch seine ursprüngliche Begeisterung war der Empfang in Dzake. Die weite schöne Anlage des Christendorfes stand in auffallendem Gegensatz zu der winkligen Enge der Heidendörfer. Und die im Rohbau fertige Kapelle, die oben von dem Hügel her das Christendorf beherrscht, zeigte, daß die Pekier nicht nur anfangen, sondern auch stetig fortfahren können. Alles haben sie selbst gemacht und selbst bezahlt, und nicht lange mehr wird's währen, daß dort oben regelmäßig gepredigt werden kann! Als ich die große, stolze Kapelle sah, mußte ich mich fragen: „Stellt die evangelische Mission wirklich das labora so weit hinter das ora, wie man es ihr schuld gibt?“ Die Kapelle von Dzake ist jedenfalls tausendmal mehr wert als irgend ein Gotteshaus, das man den Leuten mit fremdem Geld als ein Geschenk aufgebaut hätte!



Anum.



Bild auf den Dolta.

pe
w
ei
au
pr
fr
m
fd
zu



Blick auf den Volta.

Mein Ziel war heute das schöne Unum. Ich wollte mich persönlich überzeugen, wo die Sprachgrenze geht, um mir über die wichtige Frage der weiteren missionarischen Versorgung des Pekitales ein möglichst vollständiges Urteil bilden zu können. Und die Stunden auf dieser schönen Basler Station mit ihrer Mittelschule und dem prachtvollen Umblick in die herrliche Voltaebene waren nach den Anstrengungen der letzten Tage eine köstliche Erquickung. Schade, daß mir nur so kurze Zeit blieb, aber die Schulkonferenz zwang mich, schon am nächsten Morgen umzukehren, um im Eilmarsch Lome zu erreichen.

VIII. Eine wichtige Konferenz.

Am 24. November hatte mich in Ho ein Telegramm des Gouverneurs erreicht, das mich zu einer Schulkonferenz nach Lome einlud. Vielleicht ist's von Interesse, wenn ich das von eingeborenen Telegraphenbeamten beförderte und aufgesetzte Schriftstück zur Kennzeichnung der Bildung dieser Beamten hier im Wortlaut wiedergebe: „Missionar Inspektor Schlunk Mission Station Ho. Am 8. und 9. Dezember Konvenrenz über wichtige Schul und Mission fragen. Wäre mir sehr wertvoll wenn Sie teilnehmen könnten. G. Jech.“ Es war für mich von größter Bedeutung, mit den Herren der Regierung und mit den Vertretern der katholischen Mission über eine der wichtigsten Fragen unseres Schullebens persönlich verhandeln zu können.

Der Präfekt der katholischen Mission hatte nämlich den Antrag eingebracht: „Das Kaiserliche Gouvernement möge die für die Verbreitung der deutschen Sprache ausgesetzte Summe jährlich nach der Anzahl der Schüler, die die Abgangsprüfung vor der Prüfungskommission in Lome bestehen, verteilen.“

Bisher war es anders gewesen. Die Regierung hatte einen Betrag von 15000 M jährlich zur Verfügung „für Verbreitung der deutschen Sprache.“ Dieser Betrag wurde den Missionschulen zugewendet und zwar in der Weise, daß jede Schule, deren Schüler für die Regierungsprüfung angemeldet waren, auf der zugehörigen Hauptstation im Deutschen geprüft und dann die Summe nach dem Verhältnis der in den verschiedenen Klassen als bestanden anerkannten Schüler verteilt wurde. Jetzt sollte nach Vorschlag des Präfekten der katholischen Mission nur noch eine Prüfung für das ganze Land in Lome gehalten werden, und nur die Schüler sollten zugelassen sein, die den vorgeschriebenen fünfjährigen Kurs in der deutschen Sprache durchlaufen hatten.

Der Antrag des Präfekten Schönig stützte sich auf folgende Gründe:

1. Wie die Erfahrung zeigt, werden von allen Missionen jährlich eine große Anzahl Außenschulen dem Kaiserlichen Gouverne-

ment zur Beihilfe angemeldet. Nun erwerben sich aber nur die allerwenigsten Schüler solcher Außenschulen genügende Kenntnisse im Deutschen, so daß sie kaum für irgend einen besseren Posten verwandt werden können; dagegen genügt diese Halbheit für viele, sie der ländlichen Arbeit zu entfremden. Die Regierung zahlt daher jährlich den größten Teil des Geldes für Leute, die niemals des Deutschen mächtig werden, aber durch das zu viel oder zu wenig Gelernte vielleicht dem Lande zum Schaden gereichen. Für das Gouvernement wird es lediglich von Interesse sein, gut ausgebildete Leute zu erhalten, nicht aber ob möglichst viel junge Leute Deutsch zu lernen anfangen, um es nach zwei oder höchstens drei Jahren an den Nagel zu hängen. Ob aber Schüler etwas für das Leben Brauchbares gelernt, wird die Abgangsprüfung ausweisen.

2. Ist die Abgangsprüfung ausschlaggebend für die Schulbeihilfe, so wären auch die jährlichen Einzelprüfungen nicht so wichtig und würden den Herrn Bezirksamtännern nicht jedes Jahr eine Reihe von Arbeitstagen durch Abnahme so vieler Schulprüfungen entzogen werden, abgesehen von manchen andern Unannehmlichkeiten, die oft solche Prüfungen bringen.

3. Wird die Abgangsprüfung für die Schulbeihilfe ausschlaggebend sein, so werden die Missionen zweifellos nur die besten Elemente auf die höheren Klassen zu bringen suchen, dagegen sich nicht zwei bis drei Jahre lang abquälen, dem großen Haufen einige deutsche Brocken, die für das wahre Wohl des Volkes doch keine tiefere Bedeutung haben, beizubringen. Denn für den Zweck der Mission genügt das Lesen und Schreiben der eingeborenen Sprache vollständig.

4. Stellen aber die Missionen das Deutschlehren auf den meisten Außenschulen ein, was ohne Zweifel geschehen wird, so verschwindet nicht allein ein großer Teil sogenannter Halbgebildeter, sondern es kann auch die Kraft und Mühe, die bisher auf den Außenschulen auf das ungenügende Deutschlernen verwandt wurde, auf Anlegung von Anpflanzungen mit den Schülern verwandt werden, was zweifellos den Leuten, dem Gouvernement und auch den Missionen zu weit größerem Vorteil gereichen dürfte."

So weit die Begründung des Antrages. Ich stand, als wir in die Verhandlungen eintraten, sehr lebhaft unter dem Eindruck, vor eine fertige Tatsache gestellt zu sein, zu der man noch formell unsere Zustimmung begehrte, gewiß, daß sie nicht versagt werden könnte. Dennoch war es nicht wertlos, daß wir in eine Besprechung

des Antrages eintraten, die schließlich zu einer wesentlichen Abmilderung führte.

Ohne Zweifel enthielt die Begründung des Antrages gesunde Gedanken. Ich konnte viele Sätze Wort für Wort unterschreiben. Wozu in Dorfschulen eine Fremdsprache? Wozu die Schüler in die Anfangsgründe des Deutschen hineinführen, wo die Mehrzahl doch niemals fertig Deutsch lernen sollte und wollte? Wozu der umständliche Prüfungsapparat, nach dem jedesmal zur Prüfung Hunderte von Schülern auf den Hauptstationen zusammengezogen werden mußten, um sich über ihre Kenntnisse im Deutschen auszuweisen? Außerdem wie lästig, daß sich die Prüfung über alle Klassen erstreckte und Regierungsbeamte, die mitunter zum Examinieren nicht viel Geschick hatten, sich und die Schüler tagelang quälen mußten! Das waren so offenkundige Übelstände, daß es einer Besprechung darüber nicht bedurfte. Aber viel wichtiger waren die hier vertretenen Grundsätze. Und ich konnte es mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, wie die hier von der katholischen Mission vertretenen und von der Regierung gutgeheißenen Gedanken seit langen Jahren von uns, ja, von der gesamten evangelischen Mission immer wieder verfochten, aber immer wieder sowohl von der katholischen Mission wie von der Regierung abgewiesen worden waren. Ich verwies auf die Denkschrift, die der Ausschuß der Deutschen Missionen im Jahre 1901 an das auswärtige Amt eingereicht hatte und in der er sich grundsätzlich über die Bedeutung der Muttersprache als Grundlage für die Volksbildung in den Missionschulen ausgesprochen hatte. Ich erinnerte an die Eingabe desselben Ausschusses an die Regierung vom 1. Dezember 1904, „daß der Elementarunterricht jedenfalls in der Landessprache erteilt werden müsse und daß der Unterricht im Deutschen erst im vierten, keineswegs vor dem dritten Schuljahr beginnen könne.“

Wie hatte die Norddeutsche Mission um diese Grundsätze gekämpft, wie hatte sie nur notgedrungen, um ihren Ruf und ihr Ansehen bei dem Volke nicht zu verlieren, Schritt um Schritt nachgegeben, weil die Regierung auf deutschen Unterricht drängte und unsre Schulen im Gegensatz zu den bereitwillig das Deutsche lehrenden Schulen der Katholiken als minderwertig hingestellt wurden. Um so erstaunlicher war mir der plötzliche Umschwung, die rückhaltlose Anerkennung der von uns seit langem verfochtenen Grundsätze. Darüber konnte ich nur meine Freude aussprechen.

Und auch das war zu begrüßen, daß der lästige Zwang einer Prüfung durch alle Klassen hindurch aufhören sollte. Es hatte wirklich keinen Zweck, die Abschützen, die kaum zehn deutsche Hauptwörter gelernt hatten und einfachste Sätze bilden konnten, jedes Jahr zu prüfen. Es war völlig ausreichend, wenn das Resultat der gesamten Schularbeit in der Prüfung der fertig ausgebildeten Schüler als Maßstab für die Verteilung der Beihilfen genommen wurde. Ja, ich freute mich in dem Gedanken an die Abgangsprüfung, weil uns so ein Mittel gegeben wurde, begabte Schüler von zu frühzeitigem Abgehen von der Schule zurückzuhalten, während den Schulen in ihrem inneren Aufbau ihre volle Selbständigkeit zurückgegeben und der Charakter der Privatschulen deutlich gewahrt wurde.

Doch hatte ich sowohl gegen den Antrag wie gegen seine Begründung wie gegen die stillschweigend aus dem alten in das neue Verfahren übergehenden Grundsätze einige erhebliche Bedenken.

Ich mußte es ausdrücklich als falsch hinstellen, daß die Schulbeihilfen nur nach Maßgabe der Leistungen im Deutschen verteilt worden waren und weiter verteilt werden sollten, und stützte mich dabei u. a. auf die Resolution X des Deutschen Kolonialkongresses von 1905, die es „für wünschenswert“ erklärte: „daß die Unterstützung der Missionschulen wegen ihrer allgemeinen kulturellen Bedeutung nicht allein unter dem Gesichtspunkte der Verbreitung der deutschen Sprache erfolge.“ Die Richtigkeit meines Bedenkens war tatsächlich durch die Art der Prüfung schon zugegeben, indem die Prüfung sich nicht auf Deutsch beschränkte, sondern auch Rechnen, Geschichte, Erdkunde, Singen und Gesundheitslehre umfaßte, während dem Namen nach nur die Verbreitung der deutschen Sprache unterstützt werden sollte. Aus dem reichen Prüfungsstoff folgte ein neuer Übelstand. Damit wurde den Schulen ein Arbeitsstoff aufgezwungen, der in gar keinem Verhältnis zu der zu gewinnenden Schulbeihilfe stand. Erhielten wir doch für die zweiundzwanzig Schulen im englischen Gebiet in den letzten Jahren mehr Unterstützung von der englischen Regierung als für die 112 Schulen im deutschen Gebiet von der deutschen, so daß der Vorstand oft vor die Frage gestellt worden war, ob er die zur Erlangung der Schulbeihilfe nötige Last noch länger den Missionschulen auflegen dürfte.

Ich gebe gern zu, daß ich für diese meine Bedenken volles Verständnis bei der Regierung fand, aber ich hörte doch kein Versprechen, an diesen offenbaren Schwierigkeiten auch nur das Geringste zu ändern.

Zur Begründung des Antrages hielt ich es für meine Pflicht, zu sagen, ich zweifelte, ob die Missionen, nachdem das Verlangen nach deutschem Unterricht einmal so mächtig geworden wäre, noch dieser Zeitströmung entgegen den deutschen Unterricht in den Dorfschulen aufgeben könnten, so wünschenswert das an sich auch wäre.

Gegen den Antrag selbst hatte ich das Bedenken, daß er die Prüfung aller Schulen auf einen Ort legte. Das widerspricht aller heimatlichen Schulgewohnheit. Nur die allerhöchsten Prüfungen werden aus der Schule und dem Schulort verlegt. Gehobene Volksschulen — und das sind unsere Stationschulen, und nicht mehr — sollte man an Ort und Stelle prüfen. Zu meiner Freude wurde mir zugesagt, daß wenigstens mehrere Prüfungszentren für zusammenliegende Schulen vorgesehen werden sollten, damit nicht alle Schulen die Reise bis Lome machen müßten.

Und damit war etwas Wesentliches erreicht, mancher Übelstand beseitigt und eine für den Ausbau eines gesunden Schulbetriebes brauchbare Grundlage geschaffen.

IX. Hinter den Bergen.

1. Akpafu, die Stadt der Schmiede.

Auf dem Eilmarsch zur Schulkonferenz nach Lome hatte ich von Assahun aus die Eisenbahn benutzen können. Nach beendeter Konferenz freute ich mich, bis Palime wieder dies bequeme, moderne Beförderungsmittel zur Verfügung zu haben und nicht auf die Füße meiner Träger angewiesen zu sein. So wurde das früher Undenkbare wirklich, daß ich in 36 Stunden von Lome nach Akpafu kam. Da merkte ich an mir selbst, was die Inlandbahn von Lome nach Palime für das Land bedeutet und weshalb die Regierung mit solchem Eifer bemüht ist, überall schöne, breite Verkehrswege anzulegen. Allerdings ist das fahren in den von der Hitze durchglühten Eisenbahnwagen, die man offen hält, um, wenn auch für den Preis vielen



Eisenbahnzug in Togo.

Staubes, doch etwas frische Luft zu haben, kein Vergnügen. Nur an den Haltestellen wird es interessant, wenn die braunen Gestalten aus- und eindringen, als gelte es das Leben; und man zu seiner großen Überraschung sieht, wieviel Menschen und wieviel Gepäck in solch einen Wagen dritter Klasse verstaubt werden können. Einen Weg durch die Menge gibt es zuletzt nicht mehr; der Schaffner, der die Fahrscheine ausgibt, muß vielmehr wie ein Akrobat turnen, klettern und sich winden, um jeden Fahrgast zu erreichen. Da hatte ich's in der zweiten Klasse mit ihren Holzbänken doch etwas besser, zumal da heute kein Eingeborener einstieg und ich die meiste Zeit allein blieb. Aber ich war doch froh, als sich rechts aus der Ebene die Umrisse des Aguberges erhoben und wir unserm Ziel näher kamen. Bald fuhr der Zug in Palime ein. Und dort stand auch schon Missionar Schosser, und da meine Träger, die drei Kofi, Bli und wie sie alle hießen, und dort mein treuer Dolmetscher Ludwig Adzaklo. So konnte es nach kurzer Rast in der gastlichen Bremer Faktorei weiter gehen auf Akpafu zu.

Allerdings, so geschwind, wie ich gerechnet hatte, nämlich noch am Abend bis Kolenu zu kommen, ging's nicht. Dafür gab es eine andere, höchst erwünschte Abwechslung. Schosser, der leider den Arzt hatte konsultieren müssen, um einen hartnäckigen Husten loszuwerden, hatte uns im Schlafkrankenlager bei Herrn Dr. von Raven angemeldet. Und da er gleichzeitig, nachdem ihm das Radfahren verboten war, einem der Herren in Misahöhe das Reitpferd gleichsam unter dem Sattel weggekauft hatte, hatte ich die Annehmlichkeit, den Klutoberg hinaufreiten zu können. Überaus lebenswürdig wurden wir aufgenommen. Bald waren wir im angeregtesten Gespräch über die verheerende Schlafkrankheit und ihre Bekämpfung.



Schlafkrankenlager auf dem Kluto.

Und ich gestehe, ich habe mich gefreut, zu sehen, wie sich dort oben deutsche Gründlichkeit mit Wissenschaft und Tatkraft und mit hingebender Menschenliebe vereinigt hat, um unserer Kolonie und seinen so schwer bedrohten Einwohnern von der unheimlichen Geißel der Schlafkrankheit zu helfen. Es ist ein freundliches Dörflein, in dem die Armen, von einigen der Ihren gepflegt, dort oben hausen. Ihr Doktor ist ihr König, und er regiert in weiser Strenge, aber die Kranken fühlen es, daß hinter der Strenge ein Herz voll Erbarmen sich verbirgt, und von weit und breit kommen sie, auch mit allerlei anderen Seuchen und Gebrechen, und erbitten und erhalten Hilfe.

Es wurde dunkel, als wir uns von unserm liebenswürdigen Führer nach einem Gange durch das Schlafkrankenlager verabschiedeten, und nun ging es bei Laternenschein auf Rossesrücken die schöne, breite Straße hinunter bis Tomegbe zu kurzer Rast. Denn früh am Morgen mußten wir weiter, wenn wir vor Abend in Akpafu sein wollten. Und dies Ziel war gar verlockend. Und es gelang. Noch ehe der Morgen graute, brachen wir auf. Und als die Sonne aufging und ihre Strahlen in den Tautropfen des Grases tausendfach brach, da wandelten wir schon durch die schöne Kameschlucht, durch die jetzt mit viel Mühe eine prachtvolle Straße gebaut wird. Wir mußten noch bald bergauf, bald bergab auf steilen, steinigen, feuchtglatten Pfaden, aber bald kann man all die Pracht der Tropen, die sich in diesem Tal entfaltet, in aller Bequemlichkeit schauen, und dann hat der Handel aus dem Innern her einen guten Weg zum Markt und zum Endpunkt der Eisenbahn.

Und nun ging's hinunter in die weite Ebene, durch das schöne breite Kolenu, über den Kolesfluß und damit in das Gebiet von Akpafu. In Ewegbe, Gbedzigbe-Hohoe oder Santrokofi zu rasten, war jetzt keine Zeit. Immer weiter nordwärts trugen mich die Träger in einer von vielen Bäumen bestandene Talsohle, wo aber stundenweit kein Dorf zu sehen war. Um fünf Uhr endlich waren wir am Fuße des Akpafuberges. Da wurde wieder zu Pferde gestiegen und nun ging's bergan auf die Stadt und die Station zu, die wohl 200 bis 250 m höher liegen als das Tal. Wie gut, daß mein Kößlein von dem langen Wege müde war, sonst hätte meine Reitkunst vielleicht nicht ausgereicht. Denn nicht lange währte es, da grüßte mich die Jugend Akpafus und schloß sich den stolzen Reitern an, singend und jubelnd, und der Fahnenträger hielt es für seine Ehrenpflicht, auf dem schmalen Weg bald an uns vorbeizulaufen,

um vor uns die Fahne zu schwenken, und bald zurückzubleiben, um dort seiner Freude Ausdruck zu leihen. Dann kam Missionar Linder, mich zu begrüßen, und mit ihm die Schüler der Oberklassen, die, als ob die anderen nicht da wären, auf ihre Weise die Festmusik anstimmten. Und wieder etliche Schritt weiter hörte man Pauken und Trommeln und Pfeifen in wohlgemeinter, gräßlicher Disharmonie. Der Akpafuhäuptling hatte mir seine Kapelle zum Empfang entgegengesandt, und richtig, da steht er selbst mit seinen Sprechern, und dort öffnet sich rechts der dichte Busch und die durch ihre flachen Dächer so charakteristische Stadt liegt vor mir, und Knaben und Mädchen, Männer und Frauen, alte und junge grüßen mich: „Dza, dza, dza!“ Es herrscht eine Freude und eine Begeisterung, wie vielleicht noch auf keiner Station vorher — allein ich weiß nicht, ob sie dem Reiter gilt oder mehr dem Pferde, auf dem ich einreite. Nun noch wenig Schritte, dann sieht man rechts den 650 m hohen Utikpoberg, dessen Spitze hoch über das Schul- und Lehrerhaus von Akpafu hinwegragt. Wir sind am Ziel, von einer vielhundertköpfigen, jubelnden Menge umringt und von Frau Schosser freundlichst willkommen geheißt.

Ich habe gelegentlich die Station Ho einzigartig genannt. Ich glaube, jede unserer Stationen hat ihr ganz eigenartiges Gepräge, jede ist ganz anders als alle anderen. Das gilt ganz sicher für Akpafu.



Missionshaus in Akpafu.

Schon nach seiner Lage kann es mit keiner unserer anderen Stationen verglichen werden. Der Bergrücken, auf dem es liegt und der im Süden im Atikpo und in den Santrokosibergen charakteristisch ausläuft, auch im Norden den Horizont hübsch abschließt, fällt nach Ost und West sehr steil ab und beherrscht auf diese Weise zwei mit Laub dicht bestandene Bergtäler, deren tiefes, frisches Grün nur einmal durch das Braun eines Dorfes unterbrochen wird. Diese stille Welteinsamkeit hat etwas Wohltuendes, besonders wenn man aus dem Lärm der Hauptstadt kommt, und wohl noch keiner hat sich dem Zauber dieser von der Kultur fast unberührten Landschaft entziehen können.

Fast unberührt, sagte ich. Denn so ist der Eindruck, wenn man nach Akpafu kommt. Und doch ist Akpafu eine Stätte uralter Kultur. Akpafu ist seit alters die Stadt der Schmiede. In seinen Bergen hat es eisenhaltiges Gestein und einen merkwürdig festen Lehm. Beides verstanden die Eingeborenen seit langem zu benutzen. Sie gruben weite Schächte in die Berge, das Eisenerz zu gewinnen, und schmolzen es in selbstgefertigten Hochöfen, zu denen sie den Lehm gut verwenden konnten. Noch heute sind Hämmer aus einheimischem Eisen die Würdezeichen des Hauptes der Zauberer und Schmiede, während alle andern Waffen und Geräte jetzt aus eingeführtem Eisen geschmiedet werden. Durch ihre Kunst waren die Leute von Akpafu und Santrokosi weit bekannt, selbst bis nach Asante hin, so daß, als die Asanteer ihren letzten Einfall in die Gegend des deutschen Togogebietes machten, die Krieger von daheim die Weisung mitbekamen, mit den Leuten, die unter flachen Dächern wohnten, nicht Krieg zu führen, sondern ein Bündnis zu schließen.

An der Stätte dieser alten Kultur erhebt sich jetzt eine neue, andersartige. Und ihre Kennzeichen geben der Station das Gepräge. Hier in Akpafu sieht man, was Eingeborene leisten, wenn sie recht angeleitet werden.

Vor fünfzehn Jahren war der Stationshügel mit dichten hohen Bäumen bestanden, die ihre Wurzeln tief in die Felspalten des Bodens eingesenkt hatten. Heut ist der Wald gefällt, die Wurzeln sind ausgerodet, die Felsen Block um Block mit der Spitzhacke zerschlagen und abgetragen, Wohnhäuser und Schulhäuser gebaut, Wege angelegt, Obstbäume gepflanzt, kurz, es ist eine Europäersiedelung entstanden, der man es nicht mehr anmerkt, wie unsagbar viel Mühe und Geduld die Anlage gekostet hat. Und das alles ist die Arbeit

Bild auf die Station.



von Eingeborenen, zuerst der Stadtleute, die einen Missionar bei sich sehen wollten, dann der Schüler, die täglich zur Arbeit angehalten, in zäher Ausdauer Großes geschaffen haben.

Die Christenansiedelung, die sich in deutlicher Abgrenzung von der Heidenstadt zu bilden anfängt, ist auch so ein Zeichen der neuen Kultur. Man braucht sie nur zu sehen, um das zu verstehen.

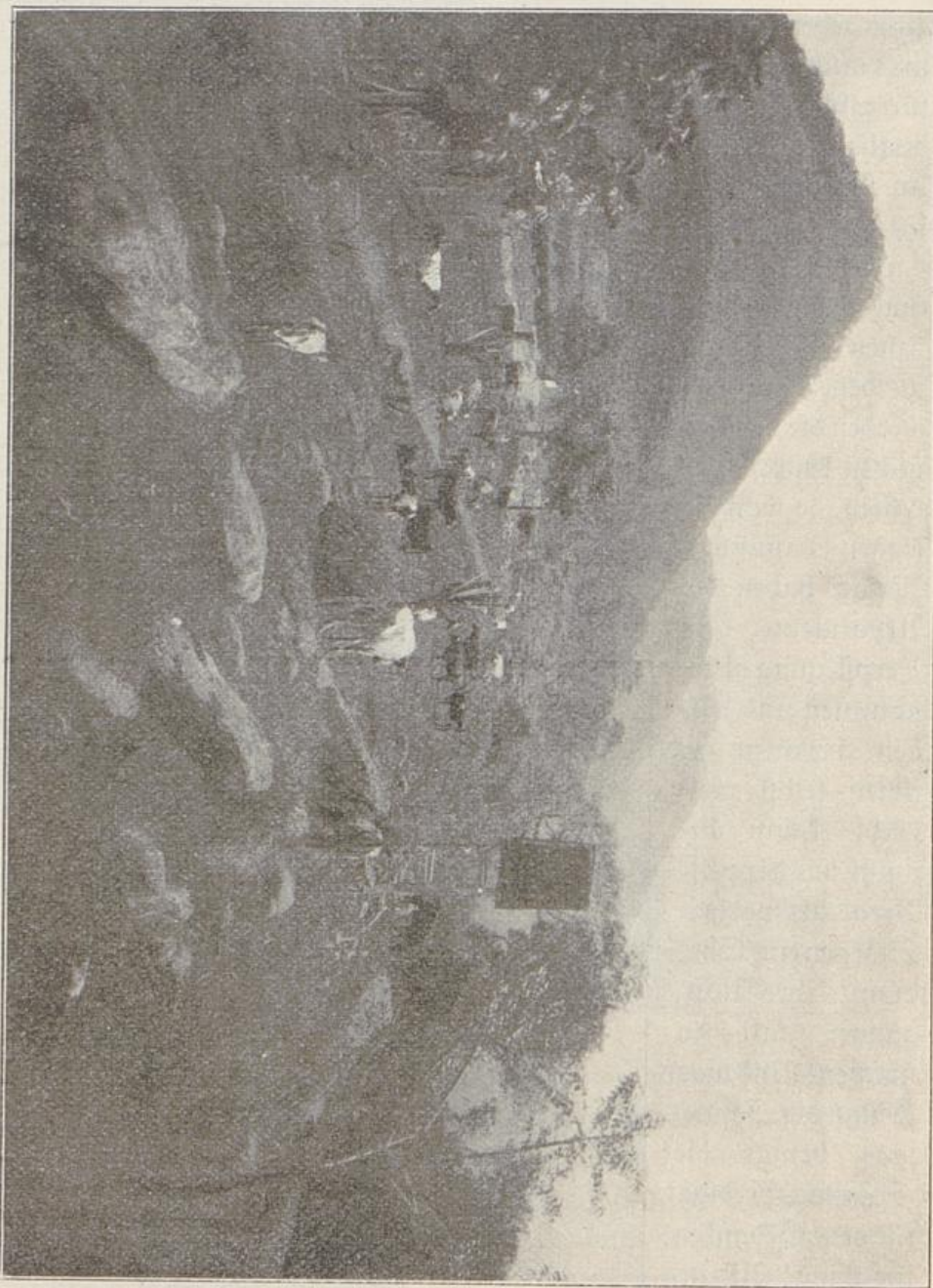
Und erst die Schule mit ihren etwa hundertzwanzig Schülern! Darf ich hier einmal auf eine Tatsache hinweisen, die leicht übersehen wird.

Die Schüler sind meist Auswärtige, die, in der Schule wohnend, sich bei den Akpafuern in Kost geben. Und was müssen sie dafür zahlen? Underthalf Mark im Monat! Es leuchtet ein, daß damit nicht einmal die Selbstkosten gedeckt werden. Und doch werden die Schüler nicht knapp gehalten, so daß sie klagen müßten. Willig haben die Akpafuleute die Verpflegung übernommen und seitdem bebauen sie, ihnen selbst vielleicht kaum bewußt, das doppelte Areal als vorher. Sie setzen eine Ehre drein, ihre Kostgänger satt zu machen! Und was bringt die Schule, was bringt die Sonntagspredigt für neue Gedanken ins Land! Allein,



Schule von Akpafu.

Schule und Predigt und das vorbildliche Leben einer Missionarsfamilie hat jede Hauptstation. Akpafu hat auch in dieser Hinsicht etwas vor allen Stationen voraus. Man meint sich auf eine Alpenfarm versetzt, wenn man die stattliche Kinderherde auf die Berghöhe ziehen und oben grasen sieht. Dieser Anblick mitten im Gebiet der Tsetsefliege, der größten Feindin des Viehes in Afrika, mutet



Kindergrucht in Akpafu.

den Europäer eigenartig heimatlich an. Und was das Schönste daran ist, das Vorbild zäher deutscher Ausdauer, die nicht abließ, bis die Versuche, hier Vieh zu halten, gelangen, spornt jetzt auch die Eingeborenen zur Nacheiferung an und weckt die Anfänge einer neuen Kulturtätigkeit, deren Wert erst die Zukunft herausstellen wird.

Alles in allem, daß jede Missionsstation ein Kulturzentrum von allergrößter Wichtigkeit für das Land ist, wurde mir in Akpafu mehr noch als anderswo klar. Aber ich durfte hier noch mehr sehen, ich durfte mich überzeugen, wie aus Schule und Gemeinde das Licht des Evangeliums hinein leuchtet in die Herzen der Heiden.

Auf den vierten Adventssonntag war auch hier zu schönem Abschluß der Visitationszeit Taufe und Konfirmation angesetzt worden. Zweiundzwanzig Schüler und sechs Stadtleute sollten getauft und zum ersten Mal auf der Station ein Schüler konfirmiert werden, und ich wollte mir gern ein Urteil bilden, wie weit die kleine Schar für diese Feier vorbereitet war. Deshalb hielt ich, da die Taufprüfung bereits vorher vorgenommen war, am Nachmittag vor der Feier mit ihnen allein eine einstündige Unterredung. Der Lehrer mußte dolmetschen, ich merkte aber bald zu meiner Freude, daß für die Schüler ein Übersetzer nicht nötig war. Sie antworteten oft schon, ehe die Frage ins Ewe übertragen worden war. Natürlich mußte ich mich auf die einfachsten Gedanken beschränken, freute mich aber, doch folgenden Gedankengang in Frage und Antwort mit den Täuflingen entwickeln zu können. Ich ging aus von der Sitte, daß die Christen, wo es angeht, getrennt von den Heiden wohnen. Warum das geschehe? Worin der Unterschied zwischen Christen und Heiden bestehe? Ob die Heiden die Gebote Gottes nicht hätten und ungestraft stehlen, morden, ehebrechen dürften? Welcher Lohn ihnen dafür werde, daß sie wissentlich sündigen? Warum die Christen aber, trotzdem auch bei ihnen noch viele Sünder seien, nicht verloren gingen? Welcher Unterschied sei zwischen der Buße des Zöllners und der des Judas Ischariot? Das führte schließlich auf die Erlösung, den Spruch Joh. 3, V. 16 und das Lied „Gott ist die Liebe.“ Die Antworten zeugten von Nachdenken und bewiesen mir, daß die Täuflinge die Grundtatsachen unseres Glaubens kannten und erfaßt hatten, und das gab mir Freude, die Taufe an ihnen zu vollziehen.

Als Missionar Schosser zuerst nach Akpafu kam, prüfte der Hauptzauberer die Linien seiner linken Handfläche und entdeckte dort zu seiner Befriedigung ein Kreuzeszeichen an einer bestimmten Stelle —

gerade da, wo die Schmiede Akpafus ein solches Kreuzeszeichen tragen. Möchten die neugetauften Akpafuer im anderen Sinne das Zeichen des Kreuzes tragen, damit auf der alten Kultur Akpafus die Kultur des Evangeliums immer mehr zur Herrschaft gelange.

2. Die Landschaft Boëm.

Mehrere Gründe bestimmten mich, wenn irgend möglich der im Norden von Akpafu gelegenen Landschaft Boëm einen Besuch abzustatten. Vielleicht trifft der Ausdruck „Landschaft Boëm“ nicht ganz zu, ich verstehe darunter den weiten Bezirk unserer Außenstationen bis hin nach Worawora. Hier wollte ich altes Missionsgebiet kennen lernen, das erst seit wenigen Jahren in unsere Leitung übergegangen war und unserer Mission lange Zeit Widerstand entgegengebracht hatte. Boëm war nämlich in den achtziger Jahren von Anum aus bearbeitet worden. 1891 hatte Basel den eingeborenen Missionar Clerk, der jetzt noch in Late bei Akropong tätig ist, nach Worawora gesetzt, und Clerk hatte es verstanden, sich in kurzem die Herzen der Boëmleute zu gewinnen. Nachdem sich die Arbeit in der Boëmlandschaft noch recht erfreulich entwickelt hatte, war es 1901 bei Gelegenheit der Inspektionsreise von Direktor Schreiber zu Verhandlungen gekommen, wonach alle im deutschen Schutzgebiet liegenden Basler Außenstationen in die Leitung der Norddeutschen Mission übergehen sollten. Maßgebend dabei waren einerseits politische, andererseits und hauptsächlich missionarische Gründe. Die Basler Mission arbeitete in der deutschen Kolonie und im Ewesprachgebiet mit ihren in Englisch und Tshi ausgebildeten Gehilfen und konnte nicht dran denken, um eines verhältnismäßig so kleinen Distrikts willen noch diese beiden Sprachen in ihren Seminarbetrieb aufzunehmen. Die deutsche Regierung wünschte mit Recht, dem Ewe und dem Deutschen auch hier das Übergewicht zu schaffen, und uns mußte daran liegen, das ganze künftige Ewesprachgebiet unter unsern Einfluß zu bekommen, da die Gründung einer einheitlichen evangelischen Ewekirche unbedingt das Ziel unserer Arbeit sein mußte. Die Verhandlungen führten 1902 zum Ziel, und seitdem war das Kpando- und Boëmland allmählich von den Baslern freigelassen und mit unsern Kräften besetzt worden.

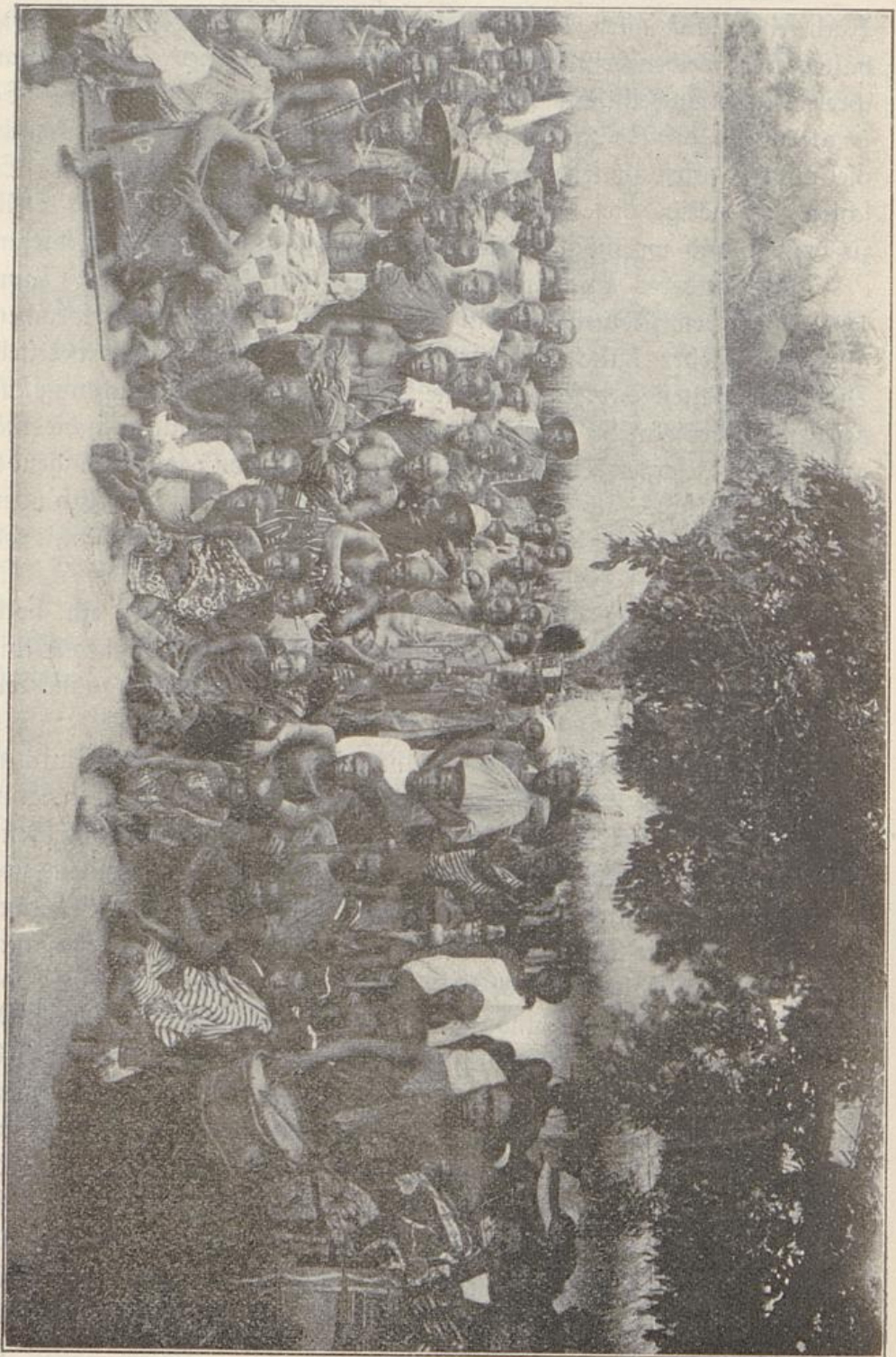
Allein der Tausch war nicht nach dem Sinne der Leute gewesen. Nach einer auf allen Missionsgebieten wiederkehrenden Erfahrung halten die heidenchristlichen Gemeinden mit großer Zähigkeit an ihrer Missionsgesellschaft fest und wollen von ihr nicht lassen. So woten auch die Boëmgemeinden lange Zeit hindurch von uns nicht viel wissen. Erst in letzter Zeit war ein Umschwung eingetreten. Es schien mir nötig, diese eigenartigen Verhältnisse an Ort und Stelle zu prüfen und wo möglich die sich zeigende Anhänglichkeit zu stärken.

Ein anderes kam hinzu. Bei der Inspektionsreise im Jahre 1901 war den Gemeinden ein Besuch des Inspektors versprochen, aber das Fieber hatte die Durchführung des Versprechens vereitelt. Die Leute hatten das fast als eine Art persönlicher Nichtachtung angesehen. Wievielmehr würde sie ähnlich urteilen, wenn auch diesmal aus dem angesagten Besuche nichts würde, ohne daß solch zwingendes Hindernis vorlag. Ich hätte fürchten müssen, die eben glücklich überwundene Abneigung der Gemeinden neu zu wecken und damit der Missionsarbeit auf Jahre hinaus zu schaden.

Endlich durfte ich hoffen, in der Boëmlandschaft ein hochinteressantes, vom übrigen Südtogo charakteristisch verschiedenes Gebiet zu treffen, das sowohl volklich wie kolonial und missionarisch mancherlei Ausbeute versprach.

Nur ein Bedenken blieb zu überwinden. Boëm war mir als ein Herd der so unendlich gefährlichen Schlafkrankheit bekannt, und bis jetzt weiß man wohl, wie diese Krankheit entsteht, kennt aber weder ein unfehlbares Mittel, die Ansteckung zu verhüten, noch ein auf jeden Fall unbedingt sicher wirkendes Medikament zur Heilung. Allein, wo es die Sache gilt, darf die Rücksicht auf die Person nicht mitsprechen. Daher wurde die Reise ins Boëmland auf den 15. Dezember festgesetzt und vom 15.—17. Dezember durchgeführt.

Und ich bereue das nicht. Schon die ursprüngliche Freude der Leute, die mir stundenweit entgegenkamen und mich, wenn möglich, stundenweit geleiteten, die ihre Dorfstraßen mit Palmen und Blumen mir zu Ehren geschmückt hatten und für ihren Jubel die närrischsten Formen fanden, hatte etwas Rührendes. Vor Gyasefang hatte ich, um einen Fluß zu überschreiten, die Hängematte verlassen. Ich meinte, das Dorf sei unmittelbar nahe, und wollte den Rest des Weges zu Fuß gehen. Aber es war noch ziemlich weit, und die Sonne stand schon fast am Horizont. Daher wurde der Einzug fast zu einem Wettrennen, weil wir gern vor Dunkelheit



Empfang in Morabora.

n
e
u
v
d
"g
n
Y
h
n
b
if
d
Y
m
h
2
f

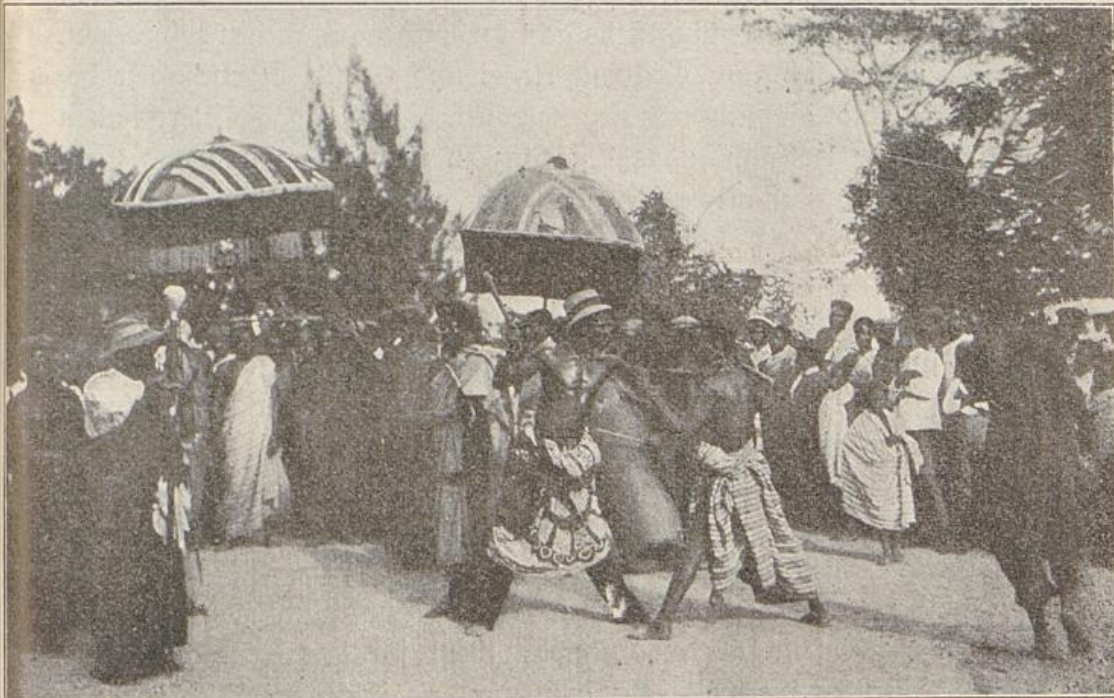




Empfang in Worawora.

noch am Ziel sein wollten. In Worawora hatte die Leute fast ein Freudentaumel ergriffen. Die Kinder sangen, die Frauen tanzten und sprangen vor Jubel, rissen Palmzweige ab und fegten den Weg vor mir her. Und während die Christen in dichten Scharen im Hof des geräumigen Lehrerhauses standen, stimmte die Musikbande des „Königs“ ihre Instrumente, und er selbst, Elias Sese, erschien mit großem Gefolge, und es entspann sich ein Leben und ein Lärmen, wie das nur bei Naturkindern möglich ist. Und das ging den ganzen Nachmittag mit Ausnahme der Stunde des Gottesdienstes! Man hätte sich Watte in die Ohren stopfen und gleichzeitig einen Kinematographen in Bewegung setzen mögen, um die anmutigen Tanzbewegungen der Leute festzuhalten.

Am andern Morgen begann das Spiel von neuem. Niemals ist mir ein so eigenartiges Morgenständchen gebracht worden wie dort, wo mir die Gemeinde in drei Sprachen, in die Worte des Vorsängers mit vollem Chor einfallend, folgendes Lied sang: Good morning, Sir, good morning, Sir, God save you, Amen, Halleluja! Gutin Morgin, Herr, gutin Morgin Herr, God save you, Amen, Halleluja! und dasselbe noch einmal in Tsi. Und nirgends sonst sah ich, was ich hier erlebte, daß Elias Sese zum feierlichen



Hofnarren eines Dorfhäuptlings.

Abschied seine riesige Tsi-bibel mitbrachte, um sein Christentum damit Schwarz auf Weiß zu beweisen.

Selbstverständlich waren nach solchen Empfängen die Gottesdienste überall so besucht, daß die Schulkapellen bis auf den letzten Platz gefüllt waren. Christen und Heiden kamen, um mich zu hören! Und jedesmal waren hier zwei Dolmetscher nötig. Zuerst mußten meine Worte in Ewe und dann in Tsi oder in die Dorfsprache übersetzt werden. Und oft ereignete es sich dabei — ich denke besonders an den Gottesdienst in Bowiri-Bowli —, daß die Zustimmung irgend eines alten Zuhörers sich laut Worte machte, so daß zeitweilig die Predigt zum Zwiegespräch wurde und unwillkürlich den Charakter der Heidenpredigt annahm.

Die Neger gelten allgemein als leicht erregbar. Aber offenbar ist ein großer Unterschied zwischen ihnen. Alles hier, die impulsive Art der Freude, die Weise zu singen, der Pomp, den der Häuptling entfaltete, erinnerte an den Volkscharakter der Pefier! War das Zufall, war es Stammesverwandtschaft, oder war es Folge des hier fast zur Unsitte gewordenen Fantilaufens, d. h. des Auswanderns nach der Goldküste mit ihrer reichen Arbeitsmöglichkeit und ihren hohen Löhnen? Volklich schienen mir die Leute nicht zusammengehören. Dazu war die Sprachzerrissenheit zu groß. Werden doch im Akpafubezirk mindestens acht verschiedene Sprachen gesprochen, Sprachen, die sich zum Teil auf kleine und kleinste Dorfschaften beschränken und die sich von irgendwoher hierhin abgesplittert haben mögen. Die Hoffnung, das Tsi ganz zu verdrängen und das Ewe zur allgemein verstandenen Volkssprache zu erheben, hat sich bisher nicht erfüllt. Noch halten die Tsier zäh am Tsi fest und in den anderssprachigen Dörfern kann der Lehrer garnicht eher wirksam arbeiten, als bis er sich die dort herrschende Sprache angeeignet hat. Dann muß er erst Ewe lehren und zuletzt Deutsch, so daß es hier ein Ding der Unmöglichkeit ist, in drei Jahren auf den Außenschulen das Ziel zu erreichen, das sonst spielend erreicht wird. In solchen sprachlich zerrissenen Gebieten wird einem erst klar, was die Mission mit ihrem Unterricht für Vorarbeiten zur nationalen Verschmelzung der verschiedenen Stämme leistet.

Über zerstört sie nicht mehr als sie gut macht? Sind nicht solche Sprachinseln für den Ethnographen, für den Religionswissenschaftler viel zu wertvoll, als daß man sie in ihrem Bestande antasten dürfte?

Ich glaube, das meiste, was man über die Stämme des Boëmlandes weiß, verdankt man den Missionaren und den von ihnen ausgebildeten Lehrern, und wenn die Volksstämme dort in ihrem Bestande gefährdet sind, sind sie es nicht durch die nationalisierend wirkende Arbeit der Mission, sondern durch die dezimierend wirkenden Folgen der Schlafkrankheit und anderer Krankheiten.

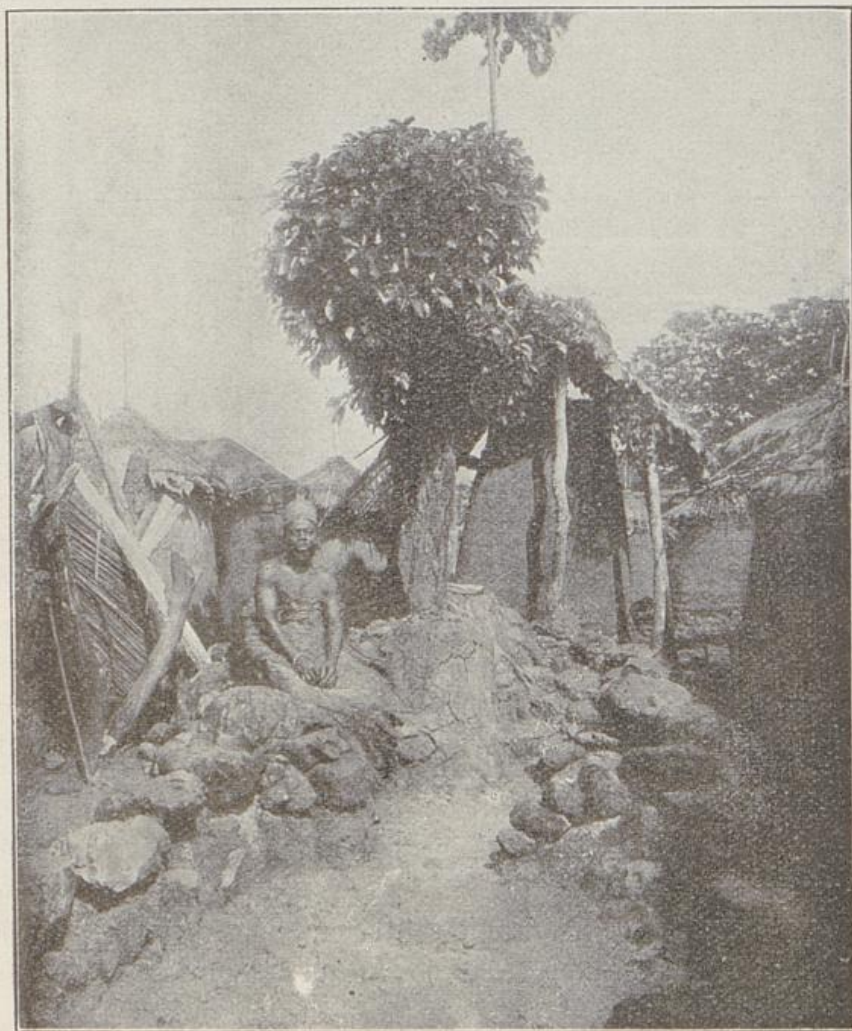
Zwar scheint diese furchtbare Schlafkrankheit in Togo nicht so verheerend zu wirken, wie in Ostafrika, aber schlimm genug sind ihre Folgen immerhin! Man sieht es an den vielen leerstehenden Hütten, die verfallen, weil ihre Besitzer gestorben sind, und die den



Wie die Eingeborenen Kaffee trocknen.

Dörfern etwas unsagbar Trauriges geben, ich denke z. B. an Worawora und Guamang, und man merkt's aus den Gesprächen der Leute, die immer wieder auf diesen unheimlichen Gast zu sprechen kommen. Und wieviel Ausruf sieht man, wieviel Wunden bösester Art, um von der Elephantiasis und anderen Plagen ganz zu schweigen! Den Boëmbezirk kann man nicht durchreisen, ohne von dem Krankheitselend des Volkes einen tiefen Eindruck zu bekommen und sich's zu wünschen, daß ein Missionsarzt hier helfend einsetzen könnte. Ob es sich hier um aussterbende Volksstämme handelt?

Jedenfalls handelt es sich um fleißige Arbeiter. Des Fantilaufens habe ich schon Erwähnung getan. Es ist, abgesehen von den Mißständen, die es mit sich bringt, ein Beweis dafür, wie die Eingeborenen Arbeit und Verdienst suchen. Ich war aber überrascht, zu sehen, wie vielleicht das Vorbild der Goldküste, vielleicht die Anleitung durch unsere Kolonialregierung die Leute dazu gebracht hat, sich Kakaoplantagen in immer größerem Umfang anzulegen. Klagen sie nun auch über sinkende Preise, was bei vermehrter Produktion unausbleiblich war, so ist doch das Steigen der Produktion an sich ein sehr erfreuliches Zeichen und ein Beweis, daß die Anlagen zu einem frei produzierenden Bauernstande hier vorhanden sind. Ich hoffe, die schönen Schulplantagen, die ich gerade hier im Bezirk



Eefoko in Borada und sein Priester.

gesehen habe, werden auf die weitere Ausgestaltung des Ackerbaues nützlich wirken und so wird sich auch für diese entlegene Gegend die Ackerbauschule in Notsie mit ihren Kursen für Lehrer als fruchtbar erweisen.

Die Missionsarbeit im Bezirk steht noch in den Anfängen, darüber darf der begeisterte Empfang, der mir wurde, nicht täuschen. Schöne Ansätze sind da, aber daneben besteht das Heidentum in ungebrochener Kraft. Überall in den Dörfern sieht man die Legbas. Die Zauberer und Priester sind noch eine Macht. Dem Götzen Lefoko in Borada opfert das ganze Boëm, und die schwarz-weiß-roten Farben des Götzendienstes findet man an mancher Priesterhütte. Daher ist's auch kein Wunder, wenn auch in der Christengemeinde immer wieder arge Sündenfälle vorkommen und schlimme Palaver zu schlichten sind.

Aber das war mein Gesamteindruck: die Leute wären es wert, wenn man sich ihrer noch viel besser annehmen könnte als bisher. Ein Bezirk von solcher Ausdehnung und mit solchen Schwierigkeiten ist auf die Dauer von einem Missionar nicht ausreichend zu bedienen.



Landschaft bei Amedzowe.

X. Amedzowe, das Herz unserer Arbeit.

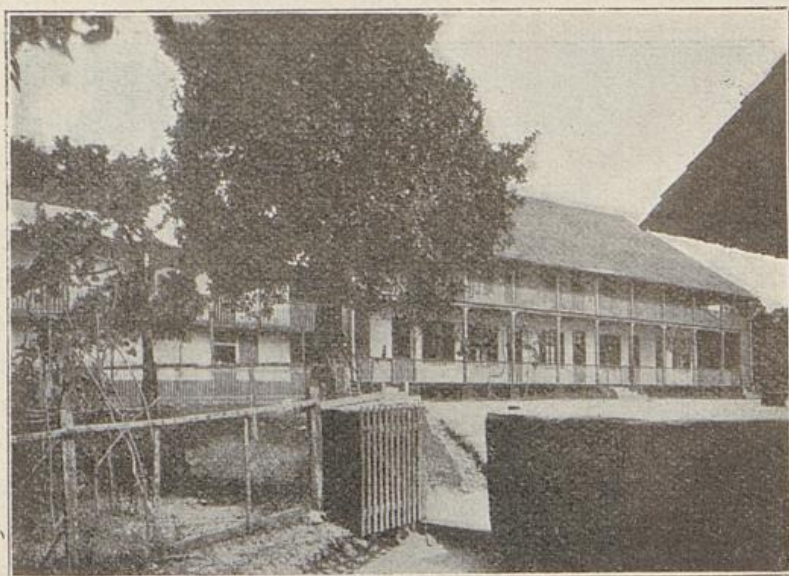
1. Weihnachten in Amedzowe.

Ein angeregter Gottesdienst in der unter der Leitung unseres wackern Paulo Tumidse sich jetzt fröhlich entwickelnden Gemeinde Gbedzigbe-Chochoe beschloß die Visitationstage im Akpafu-bezirk. Gern gedenke ich auch der schönen Stunden in Kolenu und We, wo die Gedanken immer mehr wie von selbst schon von Advent zu Weihnacht umlenkten. In Amedzowe wollte ich ja Weihnachten feiern.

Aber was war das zuerst für eine Anstrengung, den hohen Amedzoweberg zu erklettern. Und dabei hatten wir einen der bequemsten Wege, den über Gbadzeme, gewählt. Die armen Erholungsbedürftigen, die sich ihre Erholung mit solcher Anstrengung erkaufen müssen, sind ebensowenig zu beneiden, wie der Missionar, der jedesmal, wenn er zu seinen Außenstationen gelangen will, diesen Weg einmal bergab und dann wieder bergauf machen muß. Allerdings ist der Weg zum Teil überraschend schön. Hier geht es über einen Gebirgsbach, dort an einer mächtigen Felswand vorbei, bald öffnet sich der Blick in Täler voll üppigster Vegetation und bald ist man in wundervollster romantischer Einsamkeit. Aber es geht doch immer aufwärts, und nicht auf Parkettboden, sondern auf steinigem Waldwegen, das macht müde und heiß, und man merkt es kaum,

wie die Luft freier und das Marschieren leichter wird. Aber wohnen dort oben denn noch Menschen? Liegt die Station nicht ganz, ganz ab von der bewohnten Welt? In die Einsamkeit kommen wir wohl, aber menschenleer wird's nie ganz. Bis an die Hänge der Berge, ja, bis fast zum Gipfel des Gemi hinauf liegen die kleinen Siedelungen der Eingeborenen. Man muß sich nur wundern, wie unsere ersten Missionare den Weg in diese Höhen gefunden haben. In Gbadzeme halten wir kurze Rast. Und wie ich, neugierig, ob die Station noch nirgends zu entdecken ist, den Blick nach oben schweifen lasse, erblicke ich hoch auf einer fahlen Kuppe zwei dunkle Gestalten und eine Fahne. Jetzt hat man uns dort oben entdeckt und schwenkt die Fahne. Das werden sie in Amedzowe sehen und sich zum Willkommen rüsten. Also hinauf mit frischer Kraft, wenn's uns auch sauer wird. Mit einem Mal grüßt uns heller Posaumenton. Und dort stehen an einer Ecke des Weges die Missionare Härtter, Funke und Hofmann, und nun folgen zu einem fast endlosen Spalier aufgestellt das Seminar mit seinem Posaunenchor, die Stationschule, die kleinsten Kinder, die Stadtleute und deren Musik und die Hausmädchen. Alle waren sie uns entgegengezogen, und ihr frischer deutscher Willkommengruß erinnerte daran, daß wir auf heimatlichem Boden waren.

Von der Kapelle an führte eine Feststraße, wie ich noch keine gesehen, hinauf zur Station, an deren Eingang mich die Missionars-



Missionshaus in Amedzowe.

frauen und die Kinder begrüßten — die ersten Missionarskinder, die ich in Afrika antraf! Dort auf dem weiten Stationsplatz sammelten sich nun Seminaristen und Schüler. Ein Schüler überreichte mir einen Strauß prachtvoller La France-Rosen, und dann stimmte der ganze Chor nach der Melodie: „Heil dir im Siegerkranz“ die Verse an:

Das Avatimeland
Grüßt dich mit Herz und Hand
Heut' zum Willkomm.
Mög Gottes Segen ruhn
Auf deinem Werk und Tun
Zu seines Namens Ruhm
Und vieler Heil.

Aus weiter ferne her
Kommst über Land und Meer
Du her zu uns.
Der Anblick uns'rer Reih'n
Mög heute dich erfreun,
Gott selber schenk Gedeihn
Der Schule hier.

Der deutschen Christenheit
Sei unser Dank geweiht
für Gottes Wort,
Das sie zu uns gebracht
In uns're Sünden Nacht,
Daß wir nun freigemacht
Vom Heidentum.

So war ich denn auf den Höhen von Umedzowe, auf der Station, wo das Herz unserer Arbeit schlägt, und als ich am andern Morgen erwachte, da konnte ich nicht anders, ich mußte erst die Veranda des Hauses umwandern, um den Blick in die Weite schweifen zu lassen und das ganze herrliche Panorama, das fortan täglich



Blick auf den Gemi.

meine Freude sein sollte, auf mich wirken zu lassen. Zwar hüllte der Dunst des Harmattan die Tiefebene ein und verdeckte die Berge, die sonst den Horizont abgrenzen, und man sah nichts als die Kuppe des Gemi, die so fern scheint und doch so nahe ist, und sonst nur die dicht belaubten Höhen der Avatimeberge, aber von dem dunklen Laub der reichtragenden Orangenbäume hob sich das alles so farbenreich ab, schoben sich die verschiedenen Bergzüge so malerisch ineinander, daß sich das Auge nicht satt sehen konnte.

Dann versuchte ich mir einen Überblick über die Station zu verschaffen und ich muß sagen, man hat den Bergrücken oder besser die Hügelgruppe, auf der die Station liegt, überaus glücklich zu benutzen verstanden. In der Mitte, alles überragend, steht das große Missionshaus, das sich trotz seiner Größe oft als zu eng erweist, besonders, wenn, wie jetzt, drei Familien drin wohnen müssen. Es ist nach drei Seiten, nach Norden, Osten und Westen, von hübschen Gärtchen umgeben, in denen blühende Rosen, volltragende Bohnen, allerhand Kohl und anderes Gemüse und frischer grüner Salat einen fast Afrika vergessen ließen. Die Gärtchen sind aber nur klein, denn die Terrasse fällt sofort nach allen Seiten ab, nach Norden und Süden so steil und tief, daß dort für Häuser kein Raum mehr bleibt, nach Osten und Westen so, daß das Seminar im Osten, Schule und Kirche im Westen deutlich vom Missionshause abgegrenzt sind.

Seminar und Schule sind aber nicht einzelne Gebäude, sondern bilden je eine Häusergruppe für sich, da neben dem Seminargebäude, das schon längst zu klein geworden ist, zwei Lehrerwohnungen stehen und die Schule sich auf drei verschiedene Häuser verteilt. Das so deutlich in drei Teile zerfallende Stationsgelände wird durch Ringwege, die um den ganzen Stationsberg führen, zur Einheit zusammengeschlossen. An den Schulhügel, auf dessen Gipfel sich malerisch die einfache Kapelle erhebt, grenzt sofort das Christendorf, und von da wieder führt der Weg in wenig Minuten in die Heidenstadt und zur Gemikuppe.

So ist die ganze Anlage übersichtlich und schön und doch zu vielfach gegliedert und zu abwechslungsreich, um je langweilig zu werden. Im Gegenteil, je länger man die Ringwege und ihre Verbindungspfade durchwandert, um so mehr Schönheiten entdeckt man, und in der Regel schlägt für die Erholungsuchenden die Trennungsstunde von diesem schönen Fleckchen Erde viel zu früh.

Es gibt allerdings auch andere Zeiten für Umedzowe, wo die Luft so feucht ist, daß die Buchdeckel sich krümmen und die Ein-



Kapelle und Schulhäuser.

Die Station Zimelgowe.

Missionshaus.

Seminar.

bä
feu
fo
M
un
Z
die
da
ffe



Kapelle und Schulhän'et.

Missionshaus.

Seminar.

Die Station Amedzowe.

bände sich lösen, wo alles beschlägt und rostet und selbst die Betten feucht und kalt werden, wo der Nebel wie eine dicke Mauer steht, so daß unser Schatten wie ein Gespenst neben uns wandelt, wo der Wind ums Haus heult und den Regen von allen Seiten heranpeitscht und man nirgends ein behagliches Plätzlein findet, aber das ist die Zeit, wo Erholungsbedürftige in der Regel nicht kommen. Und wer die schöne, klare, kühle Luft Amedzowes genießen will, muß auch das andere mit in Kauf nehmen.

Im Harmattan, dem trockenen Wüstenwind, der nach mikroskopischen Untersuchungen Dr. Fishs kleinste Kohlenteilchen, wahr-



Der Häuptling von Amedzowe.

scheinlich von den großen Gras- und Buschbränden im Innern, mit sich führt, ist ein Umschlag der Witterung nicht zu befürchten. Wir werden echt afrikanisches Weihnachtswetter haben, stahlblauen Himmel und blendenden Sonnenschein!

Kann man denn Weihnachten feiern ohne Tannen und Schnee, ohne die ganze eigenartige Poesie der Heimat und des eigenen Heims? Und doch, als dann zur Christvesper die deutschen Weihnachtsmelodien angestimmt werden, ja, als die Schüler und Seminaristen in musterhafter Aussprache deutsche Chöre vortragen, vergißt man fast, daß der Lichterbaum, ein Kunstwerk Bruder Hofmanns, aus einem Bambusrohr und Palmzweigen angefertigt ist, und so kommt die Weihnachtsstimmung und mit ihr die Freude, in schlichtester Form zu diesen schlichten, dunkelfarbigen Christen von der großen Freude zu reden, die allem Volk widerfahren soll. Allerdings kann ich nicht sagen, daß die Ansprachen zur Weihnachtsfeier mir die liebsten und leichtesten gewesen wären. Ich hatte zu deutlich die Empfindung, daß für die Heidenchristenheit hier nicht der Schwerpunkt des Verständnisses und darum auch nicht der Höhepunkt christlicher Festfreude liege. Der Eindruck mag trügen, er hat mich aber über das ganze Fest nicht verlassen. Eine hübsche Weihnachtsfeier bei Geschwister Schröders, ein kurzer Besuch in den andern beiden Bescherungsstuben und eine Stunde stiller, schöner Weihnachtsgemeinschaft im Kreise aller Geschwister, die sich alle mühten, mir Liebe zu erzeigen und mir den Tag festlich zu gestalten, beschloß den Weihnachtsheiligenabend.

Richard Rothe hat einmal gesagt, nicht nach Ruhe sehne er sich, sondern nach Stille. Nach dieser Regel haben die Geschwister über die Weihnachtstage dafür gesorgt, daß es wohl still war zu schönen Feierstunden, aber doch keine Ruhe blieb für die Gedanken des Heimwehs. Eine Feier löste die andere ab. Dem Gottesdienst am ersten Festtag, den ich selbst halten durfte, folgte die Weihnachtsfeier der Kleinkinderschule und am Nachmittag die des Seminars, die mir gleich einen prachtvollen Eindruck machte von der Gediegenheit des Unterrichts an dieser unserer wichtigsten Schule. Ließen es sich doch die jungen Leute nicht nehmen, mir in tadelloser Aussprache ein deutsches Weihnachtsfestspiel: „Die Weisen aus dem Morgenlande“ in Kostümen vorzutragen, eine Vorstellung, die in der tropischen Umgebung ganz eigenartig wirkte und unsere Aufmerksamkeit über eine Stunde in Anspruch nahm. Und als ich den Seminaristen danken wollte und Ludwig Udjaklo zum Dolmetschen



Die Weisen aus dem Morgenlande.

rief, erklärte dieser unter lebhaftester Zustimmung aller Anwesenden, Dolmetschen sei hier nicht nötig, soweit verstünden die Seminaristen alle Deutsch, daß ich frei weg Deutsch sprechen könne. Gewiß war auch das kein schlechtes Zeichen für den Unterricht im Seminar!

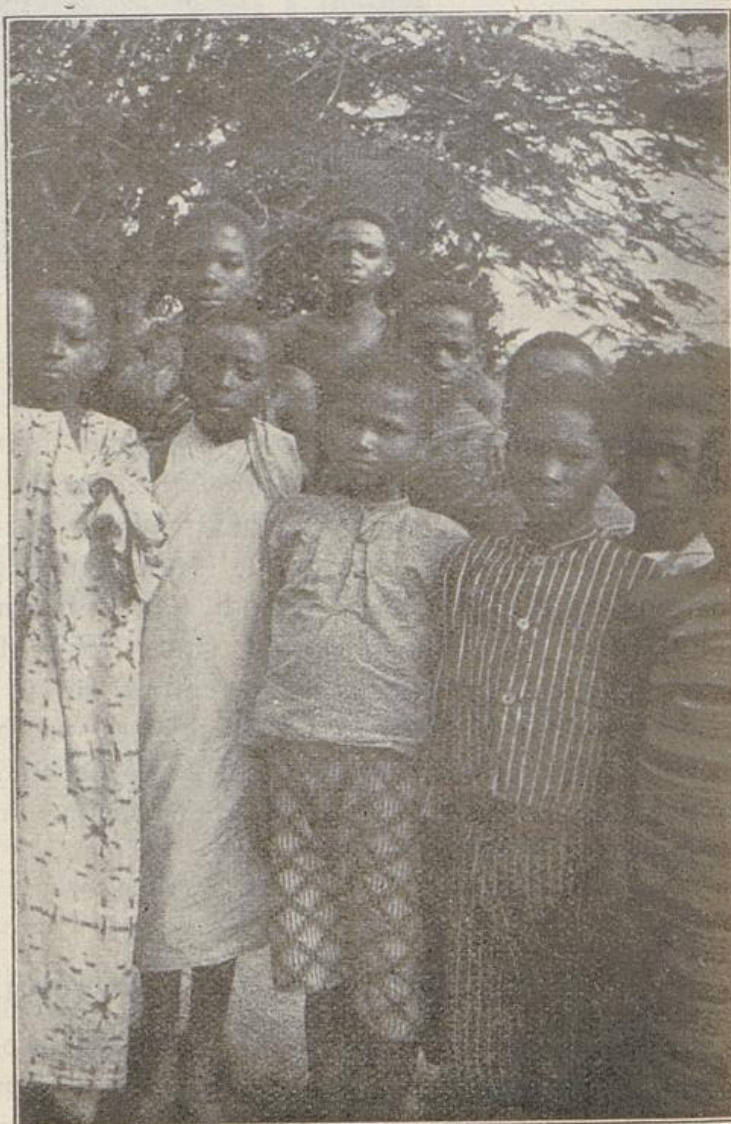
Für gewöhnlich feiert man in Afrika nur den ersten der hohen festtage. Diesmal war der zweite festtag ein Sonntag, so gab's noch einen stillen Tag, wenn er auch nicht mehr ausschließlich unter dem Zeichen des Weihnachtsfestes stand. Ein schöner, allerdings zeitweilig etwas mühsamer Spaziergang in die Schlucht brachte uns an eine der schönsten Stellen Umedzowes, und dort in der kühlen Tiefe, zwischen den Steinen des Baches und angesichts eines sich von steiler Höhe herabstürzenden Wasserfalls konnte man kaum mehr glauben, daß Weihnachten war.

2. Wo Menschen werden.

Umedzowe heißt zu deutsch Menschwerdungsplatz oder in der Sprache unserer Tage: „Wo Menschen werden.“ Welch tiefen Sinn bekommt doch dieser in die Zeit der Sagenbildung zurückweisende Name in unsern Tagen, wo dort auf dem Umedzoweberge ein Haus

um das andere gebaut ist, in dem die Kinder Afrikas unterrichtet werden sollen, damit sie Menschen Gottes werden, vollkommen, zu allem guten Werk geschickt. Umedzowe ist insofern das Herz unserer Arbeit, als sich hier unser Seminar befindet, die Ausbildungsstätte für unsere eingeborenen Gehilfen, auf denen unsere Zukunft ruht. Und weil Umedzowe, wie jede Hauptstation, außerdem eine bis zum siebenten Schuljahr führende Stationschule besitzt, die Außenschulen umfassen bisher nur drei Schuljahre, kann es uns zu einem Überblick über unser ganzes Schulsystem im deutschen Gebiet helfen.

Vom sechsten Lebensjahre an rechnen wir die Kinder als schulreif. Schulzwang besteht natürlich nicht, läßt sich auch nicht einführen. Die christlichen Eltern erachten es aber für selbstverständlich, daß ihre Kinder von dieser Zeit ab die Schule besuchen. Kinder, die uns in jüngeren Alter geschickt werden, und wir müssen ja bei dem völligen Mangel jeglicher „Kinderstube“ in Afrika wünschen und darauf hinwirken,

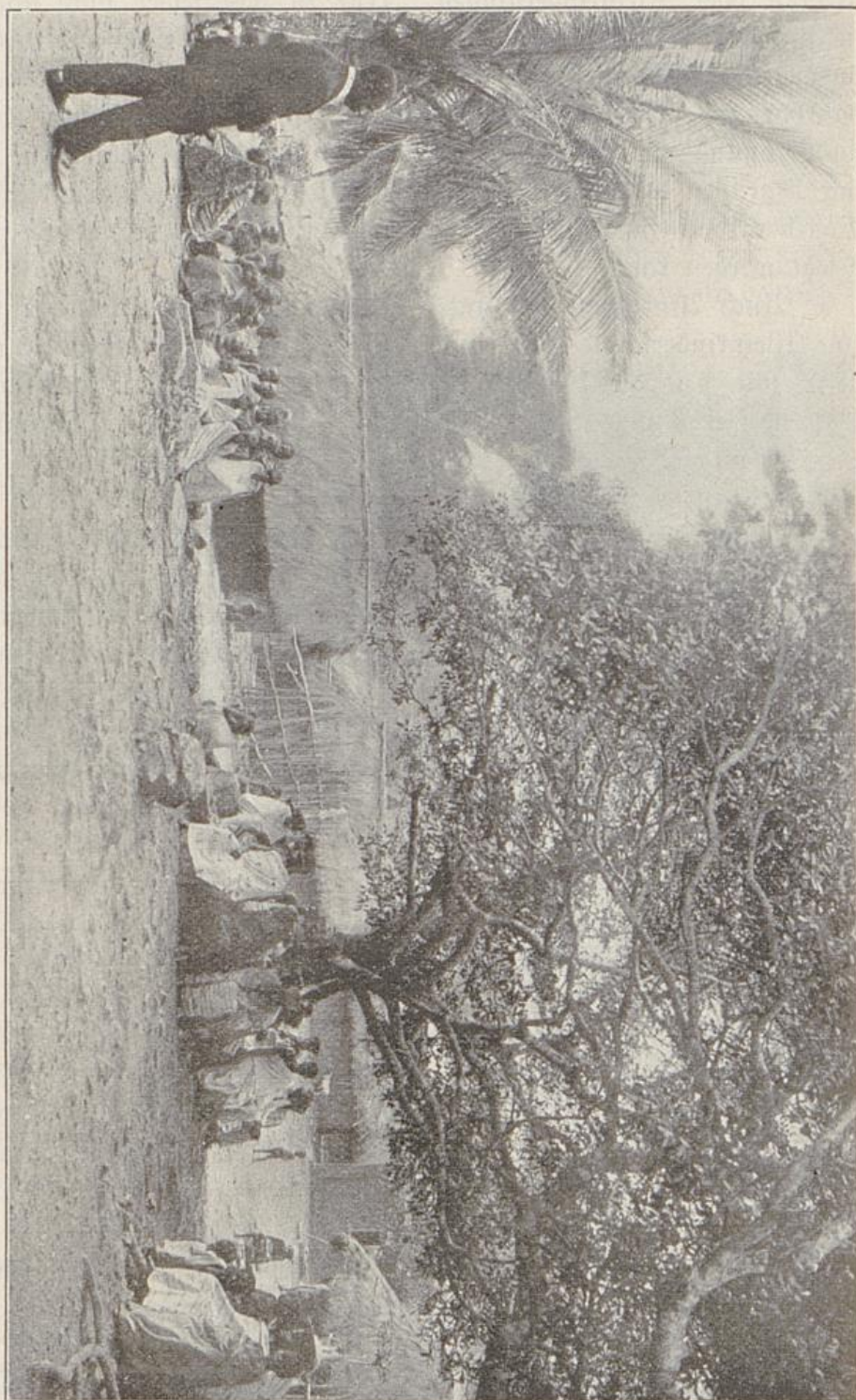


Schulbuben aus Umedzowe.

daß dies soviel wie möglich geschieht, sammeln wir in Kindergärten oder Kleinkinderschulen. Nur ist das leider nicht überall möglich. Wir haben nur in Keta, Lome und Ho Schwestern, deren ausdrücklicher Beruf die Erziehung der Mädchen ist, und sind daher dankbar, wo Missionarsfrauen Zeit finden, um die Kleinsten etwas an Ordnung und Zucht, an Singen und Spielen zu gewöhnen, und wir begrüßen es als einen großen Fortschritt, wenn diese grundlegende Erzieherarbeit in die Hände zuverlässiger eingeborener Lehrerinnen gelegt werden kann.

Auch Umedzowe hat unter Leitung von Frau Schröder solch eine Kleinkinderschule mit einer Lehrerin, und ich überzeugte mich gern, wie nett die kleine Gesellschaft über die Weihnachtsgeschichte Bescheid geben und ihre Weihnachtslieder singen konnte. Zu unserm Schulsystem gehören diese Vorbereitungsstufen natürlich nicht. Wir müssen damit rechnen, daß die meisten Schüler ohne jede auch nur die geringste Ahnung von Gehorsam, Pünktlichkeit und Reinlichkeit zu uns kommen, geschweige denn, daß wir irgendwelche Kenntnisse voraussetzen dürften. Vielfach — in Akposso und Kebu, in Utafpame, in ganz Akpafu und in Umedzowe — verstehen die Kinder nicht einmal Ewe, sondern nur ihre Heimatsprache oder ihren Heimatsdialekt.

Es ist also keine ganz leichte Aufgabe, die den Lehrer der Unterstufe erwartet. Und doch, was für eine erstaunliche Wandlung vollzieht sich in den Kindern in den drei Jahren, während sie die Unterstufe besuchen, sei es in ihrem Dorf oder auf der Station. Der Lehrplan und das Lehrziel sind hier wie dort gleich, nur habe ich zu meiner Verwunderung gefunden, daß in der Regel die Landschulen besser waren als die entsprechenden Klassen der Stationschule. Die Kinder lernen hier, was ein christlicher Landmann oder Handwerker in Afrika fürs Leben brauchen würde, die Ewesprache sprechen, lesen und schreiben, im Zahlenraum von 1—100 rechnen, von der biblischen Geschichte die wichtigsten Erzählungen samt Sprüchen und Liedern, und endlich im letzten Jahr die ersten Anfänge des Deutschen, nämlich die deutschen Namen der Schulgegenstände und Körperteile, die Zahlen von 1—20 und zwei Vaterlandslieder. Das letzte ist erstaunlich viel und doch fürs Leben zu wenig und als Spielerei zu viel, das übrige aber bedeutet für die Schüler einen Gewinn fürs ganze Leben. Ich habe mich manchmal gewundert über die saubere Handschrift und das fließende Lesen dieser kleinen Leute und mich überzeugt, daß die Ewekinder bildungsfähiger sind, als die allermeisten glauben.



Freisprechtag in Zimégonwe.

fch
zu
sch
im
leg
Sä
fell
Ge
füc
sch
un
jäf
ga
mi
un
O
die
W
ge
wi
ern
Ho
Ka
un
Ki
G
fö
des
laf
in

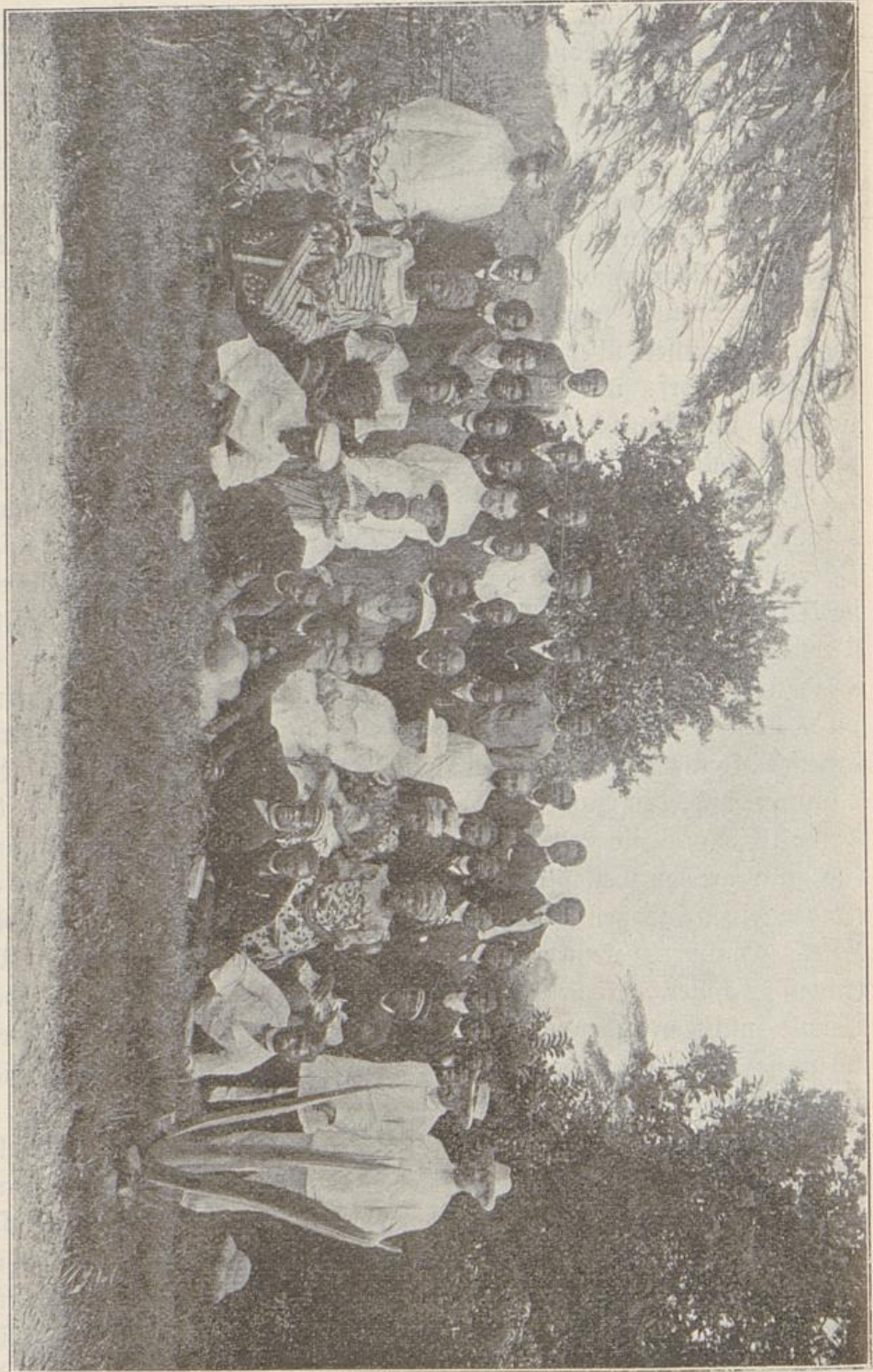
fan
wi
ge
arl
gel
fio
W



Heidenpredigt in Amedjowe.

Die begabtesten Kinder der Unterstufe werden in die Stations-
schulen übernommen, um dort in vierjährigem Kursus weitergebildet
zu werden. Die Stations-schulen kann man etwa als gehobene Volks-
schulen bezeichnen, in deren Oberklassen der Unterricht im Deutschen
immer ausschließlicher in den Vordergrund tritt, bis die Schüler zu-
letzt imstande sind, ziemlich fließend deutsch zu lesen, in einfachen
Sätzen zu sprechen und deutsche Aufsätze einfachster Art sinnrichtig
selbständig anzufertigen. Da der Unterricht in Erdkunde, deutscher
Geschichte, Rechnen und Singen zum Teil deutsch gegeben wird, ver-
fügen die Schüler zum Schluß über einen recht erfreulichen Sprach-
schatz. Sie wissen über Winfried und Karl den Großen, über Luther
und Zinzendorf, über das deutsche Kaiserhaus, über den dreißig-
jährigen und deutsch-französischen Krieg nett Bescheid, können eine
ganze Anzahl deutscher Gedichte und Lieder auswendig und wissen
mit Bruch und Dezimalbruch, mit Dreisatz und Mischungsrechnung
umzugehen, ja, selbst Anfangsaufgaben der Raumlehre zu lösen.
Oder vielmehr ist dies das Lehrziel, das erreicht werden sollte, während
die Wirklichkeit mitunter hinter dem Ideal zurückbleibt. Den größten
Wert legen wir selbstverständlich auf die religiöse Unterweisung, die
gerade wie im englischen Gebiet bis zuletzt grundsätzlich in Ewe erteilt
wird. Wie weit hier Lehrziel und Lehrstoff gehen, wird man daran
ermessen können, daß ich bei meinen Prüfungen z. B. nach den
Hauptunterschieden zwischen den Lehren der Evangelischen und der
Katholiken und ihrer biblischen Begründung deutsch fragen konnte
und zum großen Teil die Antworten in deutsch erhielt, und daß die
Kinder einen großen Schatz von Gesangbuchliedern und Sprüchen,
Gesetz, Glaubensbekenntnis und Gebet des Herrn beherrschen. Wir
können Schüler der siebenten Klasse, die sich zur Taufe melden,
deshalb nicht mit den übrigen Taufbewerbern unterrichten, sondern
lassen sie einen Kurs durchmachen, der dem Konfirmandenunterricht
in der Heimat etwa entspricht.

Obwohl ich Lehrplan und Lehrziel unserer Stations-schulen
kannte, war ich jedesmal von den Leistungen der letzten Klasse
wieder überrascht, um so mehr, als wir im bewußten Gegensatz
gegen die katholische Mission, die möglichst viel Europäer zur Schul-
arbeit heranzieht, den Unterricht möglichst in die Hände der Ein-
geborenen legen und es als einen Notstand ansehen, wenn ein Mis-
sionar mehr als zwölf bis fünfzehn Unterrichtsstunden in der
Woche erteilt.



Missionsschwestern und Scherlichkeit des Zinnengewerks.



Missionsgeschwister und Lehrerschaft des Amedgowebezirks.

Die aus den Stationschulen abgehenden Schüler verfügen über eine abgeschlossene Bildung, die sie in den Stand setzt, sich einen „höheren“ Beruf zu wählen, Handlungsgehilfen zu werden, Anstellung bei der Regierung, bei der Bahn oder Post zu suchen, oder sich für den Lehrerberuf zu entscheiden.

Ich kann in diesem Zusammenhang nicht näher auf den oft gehörten Vorwurf eingehen, wir pflanzten unsern Schülern zu viel „Wissen“ ein, entzögen sie damit der „Arbeit,“ und schufen ein Bildungsproletariat ohne Existenzbedingungen. Auf zwei Tatsachen möchte ich aber doch aufmerksam machen. Erstens: Wir hören ebenso oft den Vorwurf, wir brächten unsern Schülern nicht genug Wissen, und haben uns, weil das für einige Schüler wirklich zutrifft, entschlossen, unserer Schule in Lome noch zwei Fortbildungsklassen anzugliedern, in denen für die, die danach verlangen, der Lernstoff der Schule vertieft und fruchtbar gemacht, auch Maschinenschreiben, Buchführung und dergl. gelehrt werden soll. Zweitens: Von den aus unsern Schulen abgehenden Schülern werden jedes Jahr nur etwa dreißig Prozent Lehrer. Die andern haben bisher noch stets sofort eine Anstellung gefunden. Und wenn das künftig nicht mehr in dem Maße der Fall sein sollte und die Leute infolgedessen den Wert einer ordentlichen Volksschulbildung richtig einschätzen lernten, so würden wir das mit größter Freude begrüßen. Der Drang nach Bildung und das Erstreben „gelehrter“ Berufe ist zur Zeit in Togo Mode. Und Moden müssen sich selber korrigieren. Der Einzelne ist ihnen gegenüber nahezu machtlos.

Unsere künftigen Lehrer werden im Seminar in Amedzowe drei Jahre für ihren Beruf vorgebildet. Sie sollen zugleich Prediger für die Erwachsenen und Lehrer für die Kinder werden. Danach gliedert sich der Unterrichtsstoff des Seminars in kirchliche und Schulfächer. Beide gehen ständig nebeneinander her; eine Trennung von Lehrer- und Predigerseminar würde sich jetzt noch nicht durchführen lassen. Es war mir interessant, alle drei Seminar Klassen sofort nach der Prüfung der Stationschule zu prüfen. Die dritte Klasse des Seminars erhob sich noch kaum über die höchste Klasse der Stationschule. Aber schon in der zweiten Klasse und mehr noch in der ersten zeigte sich ein deutlicher Abstand, ein Reiferwerden sowohl im Charakter wie im Urteil wie in den Fähigkeiten.

Zur Prüfung der ersten Klasse, also derer, die alsbald als Hilfslehrer eingestellt werden sollten, waren schriftliche Aufgaben



Die Kausmädchen von Zimehgora.

gef
laf
fol

Se
Ho
Wi
wie
mit
hör
Ko
die
dar
nid
am
du
gef

her
fell
we
fa
ein
0,8
8
wa
pre
vor

ne
5.
un
die
7.
8.
stä
Ha

S
ge
au



Die Hausmädchen von Umedzowe.

gestellt worden. Um zu zeigen, was ein Durchschnittschüler leistet, lasse ich hier zunächst einen der eingelieferten deutschen Aufsätze folgen, und zwar ohne jede Korrektur.

Beschreibe den Predigtausflug nach Kpando.

Eine sehr herrliche Freude ist unser Predigtausflug jedes Jahr. Da einige Seminaristen nach Ho weilten, dort das 50 jährige Jubiläum der Missionsstation Ho zu feiern; machten wir, die Übrigen auch einen Predigtausflug nach Kpando. Wir zogen ganz fröhlich in das anlockende, bläuliche Tal durch einige Landschaften, wie Logba, De, Mavanyo und Nkonya nach Kpando. In jeder Stadt, worin wir mit Singen tratten; blizten alle Augen hell den Seminaristen zu sehen und zu hören, was sie predigten. Die lieben Gemeinde in De bespeisen uns und in Kolenn bekammen wir unsere Nachtlager. Am andern Morgen gingen wir durch die Städte von Mavanyo predigend. Wir bekammen auch Speise in Kpemme und dann machten sich meine Kameraden auf nach Nkonya zu ziehen. Leider kann ich nicht mit ihnen ziehen, da ich Brustweh habe und deshalb hier bleiben muß. Erst am 5. Dezember kehrte ich nach Umedzowe zurück; während meine Kameraden durch Nkonya und Kpando gingen und am 29. November wieder in Umedzowe gekommen sind.

Im Rechnen wurden zehn Aufgaben gestellt:

1. $(\frac{4}{5} \times \frac{5}{8}) : 1\frac{1}{2} = ?$ 2. $(10,1 - 4,99) : 0,012 = ?$ 3. Wie alt ist heute unser Kaiser? 4. Ein Stück Land ist 120 m lang und 90 m breit. Dasselbe soll mit Bäumen bepflanzt werden. Wieviel Bäume können darauf gepflanzt werden, wenn jeder Baum 3 m von dem andern entfernt stehen soll? 5. Ein faß Wein von 36,5 l Inhalt kostet 65,70 M. Wie hoch stellt sich der Preis für eine Flasche von $\frac{3}{4}$ l Inhalt? 6. 0,5 hl Roggen wiegen 35 kg, wieviel wiegen 0,8 hl? 7. 4 Personen brauchen wöchentlich 21 kg Brot. Wieviel Tage reichen 8 Personen mit 12 kg? 8. Auf 4 Webstühlen können in 6 Tagen 200 m Leinwand gefertigt werden. Wieviel fertigen 3 Webstühle in 12 Tagen? 9. Einkaufspreis 3 M; Gewinn 25 %; Verkaufspreis? 10. Berechne die einjährigen Zinsen von 920 M zu 4,5 %!

In der Geographie gab es folgende Aufgaben:

1. Nenne die Halbinseln Europas! 2. Beschreibe den Lauf des Rheins, nenne auch einige Städte, die daran liegen und seine Nebenflüsse rechts und links! 3. Zähle die Provinzen Preußens auf! 4. Welche ist die größte unter ihnen und wie heißt ihre Hauptstadt? 5. Nenne 4 Flüsse Frankreichs mit den Städten, die an ihren Mündungen liegen! 6. Gib die Grenzen der britischen Inseln an! 7. Nenne die Königreiche Deutschlands nach ihrer Größe mit ihren Hauptstädten! 8. Nenne 4 Seen der Schweiz und 2 in Rußland! 9. Wie heißen die 5 Großstädte Europas? 10. Welche sind die bedeutendsten Häfen Deutschlands a) für Handelsschiffe, b) für Kriegsschiffe?

Außerdem wurde ein deutsches Diktat geschrieben, dessen erste Sätze grammatisch zergliedert werden müssen, und ein kirchengeschichtlicher Aufsatz und zehn Fragen aus der Bibelfunde aufgegeben, die in Ewe zu beantworten waren.

In der mündlichen Prüfung wollte ich mich zunächst überzeugen, wie weit die Seminaristen für ihren Predigerberuf vorbereitet waren und ließ daher in einer Stunde eine kurze Disposition zu dem Text Luc. 2, 15—20 entwerfen. Zu meiner Freude konnte ich sieben von 30 Arbeiten mit gut bezeichnen und mußte nur bei vier Arbeiten eine falsche Themastellung abweisen. Im ganzen war die Geschichte richtig angefaßt und klar disponiert. Die übrige Prüfung entsprach durchaus den Ergebnissen dieser und der vorausgegangenen schriftlichen Prüfung, so daß ich die Klasse, zwei Ausnahmen abgesehen, für bestanden erklären und mit ernstern Mahnungen in ihren Beruf entlassen konnte. Amedzowe hatte sie nach menschlichem Ermessen werden lassen zu Menschen, die geschickt waren, Gottes Reich zu bauen.

Fertig sind sie allerdings damit noch nicht. Nach zwei Jahren haben sie sich noch einer Prüfung zu unterziehen, und dann erst wird



Frauentönigin von Amedzowe.

über ihre endgiltige Anstellung entschieden. Auch diese sogenannte Dienstprüfung der Lehrer habe ich in Umedzowe gehalten und es dabei wagen dürfen, in Glaubenslehre in deutscher Sprache zu prüfen. Leicht haben wir es den Examinanden und uns nicht gemacht, haben z. B. von jedem eine Probepredigt und eine Probelektion gefordert. Aber doch waren die Prüfungstage köstlich, weil sie einen neuen Blick gewährten in das Werden unserer Gehilfen.

Viel mühsame Geduld gehört dazu, bis aus unerzogenen heidnischen Kindern christliche Lehrer ihres Volkes werden. Enttäuschungen bleiben nicht aus. Viele geraten auf Irrwege. Und von denen, die einschlagen, entsprechen nur wieder wenige dem Ideal. Kann das anders sein? Sind wir Christen nicht alle in stetem „Werden?“ Gottes Erziehungskunst muß immer das Beste tun.

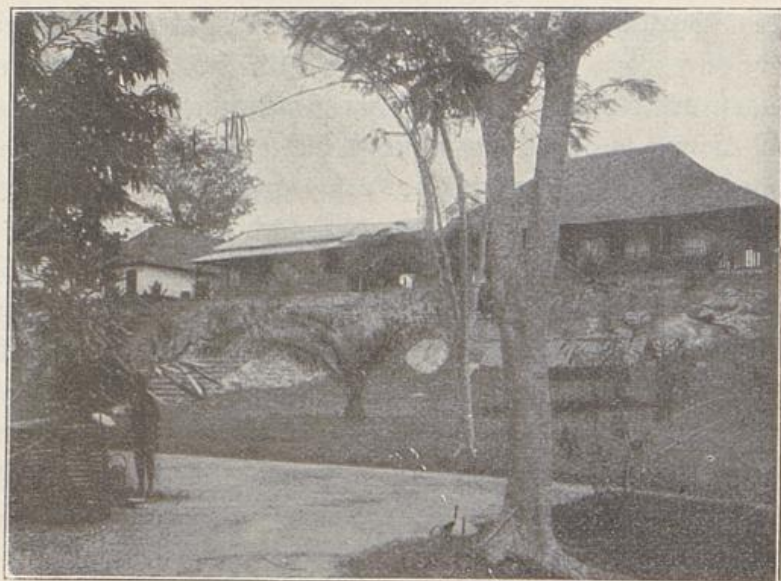
Was wir tun können, drängt sich dort in Umedzowe in einem Bilde zusammen, — „wo Menschen werden.“

3. Ein Ausflug nach Kpando.

Wie ich von Akpafu aus die Boëmlandschaft besucht hatte, um das alte Basler Gebiet mit eignen Augen zu sehen, so zog es mich von Umedzowe aus in den Kpandobezirk, der ebenfalls schon von der Basler Mission besetzt gewesen und erst vor einigen Jahren von uns übernommen worden war. Zu meiner Freude hatte ich aus diesem Gebiet nichts von Widersetzlichkeit gegen unsere Mission gehört, aber da einige wichtige Fragen nur durch persönliche Kenntnis der betreffenden Dorfschaften erledigt werden konnten, glaubte ich diese Reise noch vor Beginn der Generalkonferenz unternehmen zu sollen.

Am 7. Januar brachen wir, wieder den Weg über Gbadzeme wählend, auf, zum ersten Mal ohne meinen Dolmetscher Ludwig Udzaklo, der seit wenigen Tagen wohlverdiente Ferien genoß, um Ende Januar in Lome in die Arbeit einzutreten.

Zuerst übte die tropische Landschaft, ab und zu durch ein malerisch unordentliches Dorf unterbrochen, ihren vollen Zauber über mich. Aber wie wandelte die Natur ihr Aussehen, als wir in die Ebene kamen — die Bäume kahl, das Gras verdorrt, alles braun, traurig, öde, mitunter eine weite Strecke schwarz verkohlt. Hier hatte der Buschbrand sein Flammenspiel getrieben, hier hatte man das hohe Elefantengras, diese Herberge des Wildes, diese Brutstätte der



Regierungsstation Kpando.

Schlangen, niedergebrannt, um der Vegetation des kommenden Jahres neuen Raum zu schaffen. Das war ein langweiliges Reisen, einmal durch ein Dorf Utome mit einem Prachtbaum angenehm unterbrochen. Erst am Dayi wurde es wieder kurzweilig, das lag aber nicht an der Landschaft, sondern an den Menschen.

Dort saß Missionar Schröder, der mir vorausgeradelt war, auf einem Baumstamm und wartete auf mich. In seinem Gesicht leuchtete der Schalk: „Da hab ich etwas angerichtet!“ „Wieso?“ „Ach, da war hier ein Mann, dem sagt' ich, der ‚große Weiße käme gleich nach mir. Da ist der Kerl spornstreichs von dannen gelaufen. Er wird wohl die Stadt auf die Beine bringen.“ Und es wahrte nicht lang, so kam er wieder mit der Riesenfahne des Häuptlings von Kudjera und hinter ihm die Stadtkapelle und eine Masse Volks. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte wieder einen feierlichen Empfang über mich ergehen lassen, und das in einem Dorf, in dem wir weder Schule noch Christen hatten, wo aber ein katholischer Lehrer sein sollte. Es blieb nicht bei einem Empfange an dem Tage. Ich könnte sagen, es wurde stündlich besser, oder auch ebenso richtig, es wurde stündlich schlimmer. Denn kaum war ich dem ohrenbetäubenden Lärm der Kudjeralente entflohen, da standen die Christen von Kpando am Wege, um mich einzuholen. Ihr Gesang war lieblich gegen das Getrommel, das ich eben hinter mir hatte. Aber zu den Christen gesellten sich Heiden, zu den Sängern

Trommler und Paukenschläger, Hornisten und Flötenbläser, ein Häuptling nach dem andern tauchte freudestrahlend am Wege auf und schloß sich dem Zuge an, der trotz Tropenhitze lawinenartig anschwell, bis ich schließlich, von 17 Häuptlingen, zwei Musikkapellen und wohl tausend Menschen geleitet, in Kpando ein- und durch Kpando hindurchzog, an der Station der katholischen Mission vorüber zu dem schlichten Pfarrhause unseres Pastor Newell. Der ziemlich geräumige Hof des Hauses konnte die Menge, die dort zusammenströmte, nicht fassen, und niemals hab ich in Afrika solch eine Prachtentfaltung, vor allem solchen Reichtum an Gold- und Silberschmuck gesehen, wie hier in Kpando. Hatte doch der alte Anku Dagado, der Oberhäuptling des ganzen Kpandobezirks, mir zu Ehren jeden einzelnen Finger mit mindestens einem schweren, goldenen Ring geschmückt, dazu sich auf der Brust einen silbernen Adler von ziemlicher Größe angesteckt, der von zwei mächtigen Klumpen Rohgold flankiert wurde, und die Sprecherstäbe mit den silbernen und goldenen Knäufen hervorgesucht.

Für heute wollte ich nicht in Kpando bleiben. Aber Frau Newell ließ sich's nicht nehmen, mir wenigstens die allerbeste Palmöl-



Der „König“ von Kpando Anku Dagado.

Suppe mit fufu vorzusetzen, deren ihre Kunst fähig war. Und ich habe mich gern von ihr verwöhnen lassen und einige Stunden geruht, um für den Weitermarsch nach Utsumeru frisch zu sein. Ob der Häuptling von Fessi, der mich mit großer Musik von Kpando bis Fessi brachte, wohl geahnt hat, wie seltsam sein schwermütig müdes Gesicht zu dem feierlichen Gehrock neuester Mode stand? Ich habe zum Glück auf deutschem Gebiet wenig der lächerlichen Kulturparikaturen gesehen, die sonst so oft zum Gespött der Weißen werden. Dieser Mann, der sogar beim schärfsten Marschieren den dicken Panzer nicht ablegte, bildete eine traurige Ausnahme. In Fessi kostete es ordentlich einen Kampf, ehe man mich weiterließ, so arg bestürmten

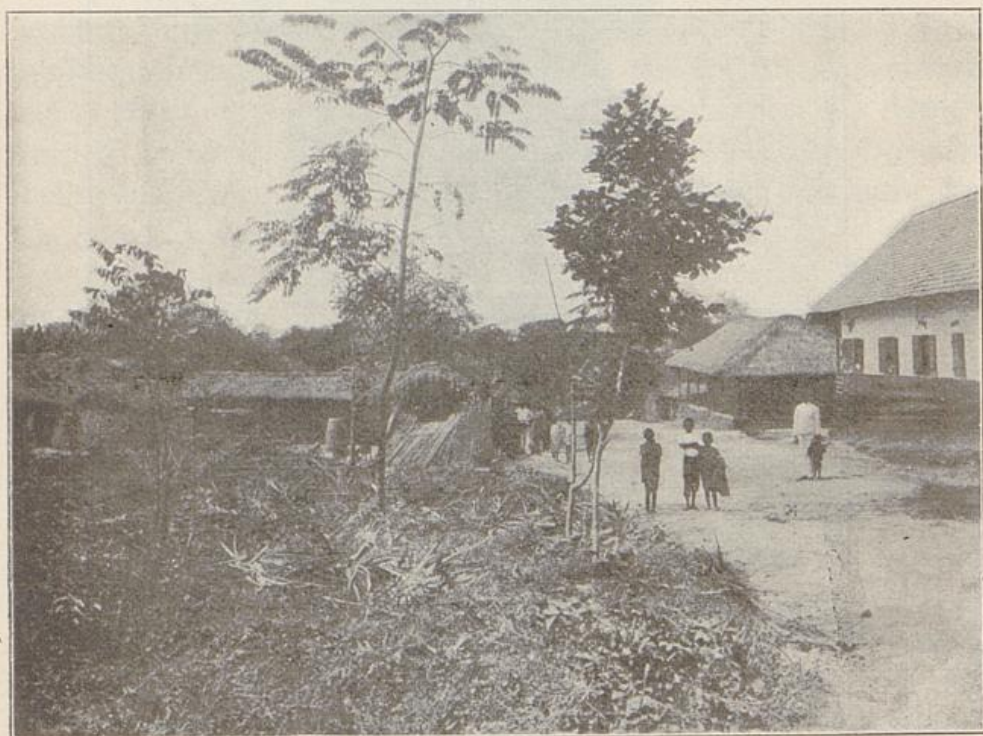


Haus eines Christen und Kapelle in Fessi.

sie mich mit der Bitte, dazubleiben. Und ich muß gestehen, ich wäre gern in dem schmucken Hause des Elfenbeindreher geblieben, in dem wir kurze Rast machten. Aber ich war in Utsumeru angesagt und mußte Wort halten. In Ugbonoha gab es ein nettes Erlebnis. Die Hängematte hielt, Häuptling und Sprecher standen zum Empfang bereit. Alles wartete offenbar, daß ich aussteigen und einige Worte sagen sollte. Allein Missionar Schröder war voraus, mein Diener Adolf, der vielleicht mit seinem wenigen Deutsch hätte aushelfen können, auch nicht in Rufweite — ich stand wie ein Stummer zwischen den braunen Gesellen. Mit einemmal spricht mich einer meiner Träger mit Englisch an! Der Mann war früher einmal auf der Goldküste

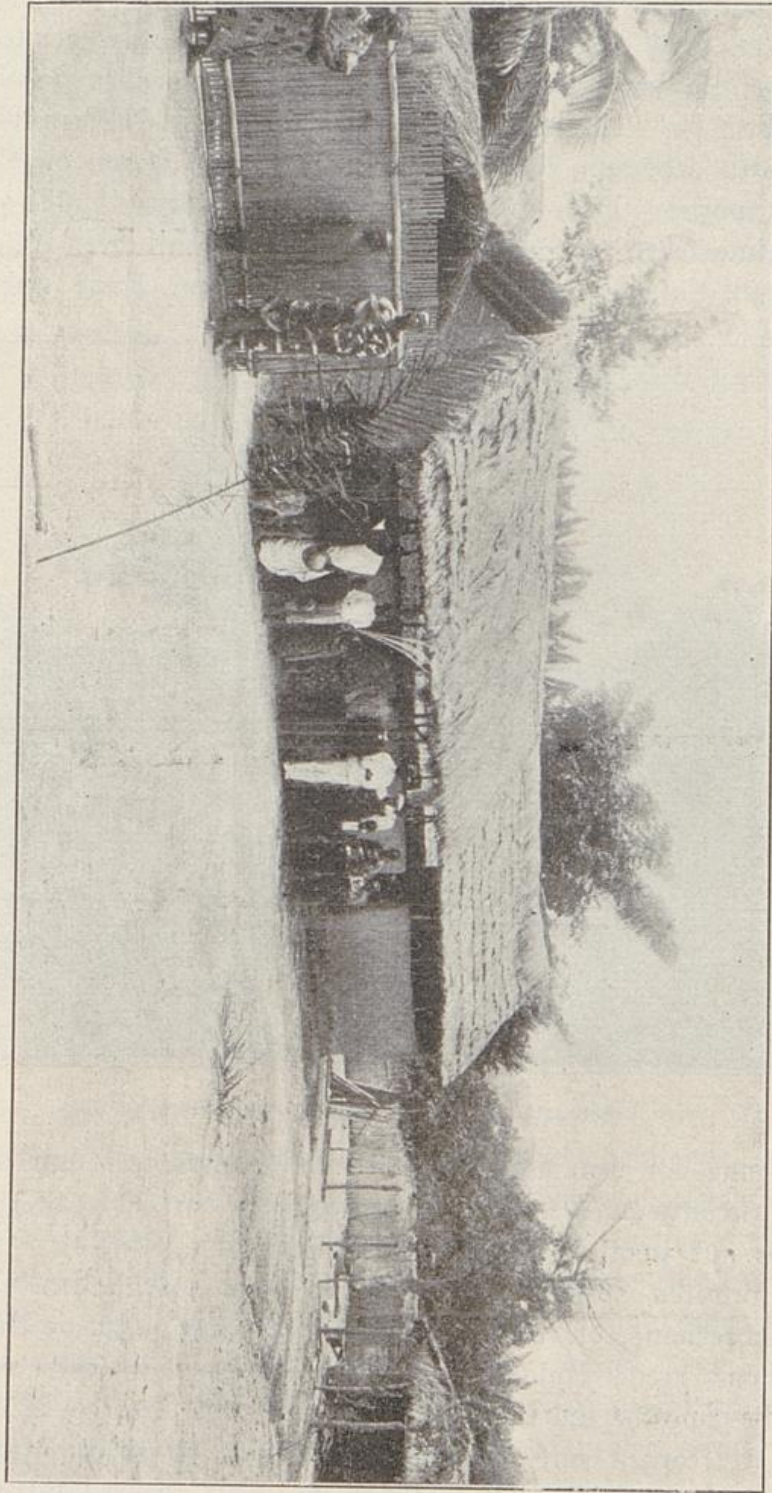
gewesen und hatte da einige Brocken der vielbegehrten Weltsprache aufgeschnappt, gerade genug, daß er meinen Dank aus dem Englischen ins Ewe übersetzen konnte, den dann ein anderer wieder vom Ewe in die Dorfsprache übertrug. So war uns allen geholfen.

Erst bei völliger Dunkelheit trafen wir in Utsumeru, einer zu Akpafu gehörigen Außenstation, ein. Lange hatten die Leute auf mich gewartet. Viele waren schließlich des Wartens müde geworden und heimgekehrt, aber viele hatten ausgehalten mit ihren Öllämpchen und ihren Laternen. Jubelnd folgten sie dem Zuge und sangen



Lehrerhaus und Christendorf in Utsumeru.

noch lange vor dem Lehrerhause von Utsumeru, als wir uns schon längst zurückgezogen hatten. Die Gemeinde dort ist recht klein. Sie umfaßt nur zwölf Männer mit ihren Familien. Und die Leute haben einen schweren Stand. Aber sie haben treu ausgehalten. Das stattliche Lehrerhaus, die bescheidene aber ordentlich gehaltene Buschkirche, die schöne breite Anlage des Christendorfes, das alles redete eine deutliche Sprache und stimmte mich fast weich, als die Männer am nächsten Morgen mit der Bitte anrückten, ich möchte für sie eine Unterstützung erwirken, sie wollten eine neue, bessere Kapelle bauen und könnten's nach so mancherlei Opfern in den letzten Jahren nicht.



Zufuhrkirche in Sittouren. 2

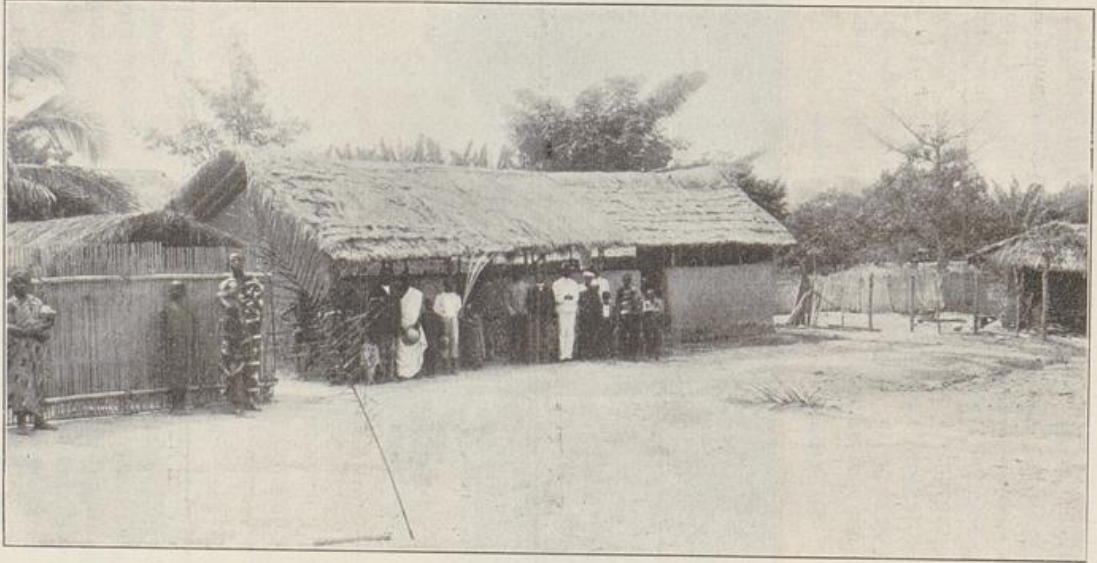
Al
Bo
zu
fin
Di
M
Ge
W
ver

du
anz
hei
An
bre
ru

am
die
un

ent
An
He
der
üb
Si
nal
lee

Ei
die
der
der
die
un
sch
es



Bushkirche in Atfumeru. 2.

Allein, ich dachte an Dzake und mahnte, lieber mit einem bescheidenen Bau aus eigener Kraft vorlieb zu nehmen, als sich mit fremden Federn zu schmücken, und der Lehrer dolmetschte meine Worte von der finanziellen Not unserer Mission auf seine Weise, in dem er sagte: Die Leute in Deutschland schnürten ihren Gürtel enger, um für die Mission das zu tun, was sie täten. Um so mehr wies ich sie im Gottesdienste darauf hin, wie nötig es sei, daß sie mit Wort und Wandel Zeugnis ablegten für ihren Heiland. Ob sie meine Worte verstanden haben?

In Fessi lockte es mich, als ich auf der Rückkehr dort wieder durchkam, mir die modernen Häuser der führenden Christen anzusehen, und ich freute mich besonders, daß dort in wasserarmer, heißer, aber nicht unfruchtbarer Gegend von den Christen aus eigenem Antrieb eine große Cysterne gegraben wurde. Die neuen Gedanken brechen sich Bahn, und hier sind's Christen, die sich die guten Er rungenschaften der neuen Kultur zuerst zunutze machen.

Am Sonnabend Abend war ich wieder Newells Gast, und am Sonntag hatte ich eine übervolle Kapelle. Von weit her waren die Christen gekommen, und es war eine Lust, zu ihnen zu reden und nachher mit ihnen die Fragen des Gemeindelebens durchzusprechen.

Und noch einmal wurde mein Weg zum Triumphzug. Schnell entschlossen reiste ich, statt auf dem gleichen Wege heimzukehren, über Anfoi weiter. Das erregte ungeahnte Begeisterung bei Christen und Heiden. Von Dorf zu Dorf geleitete man mich. Überall sah ich den Pomp afrikanischer Dorfhäuptlinge, und vor allem hatte ich überall Hunderte und Tausende von Begleitern auf dem Wege, deren Singen und Rufen schier kein Ende nahm, bis der Busch uns aufnahm und wir auf einer Urwaldbrücke über den Dayi und in menschenleeres Buschland gelangten.

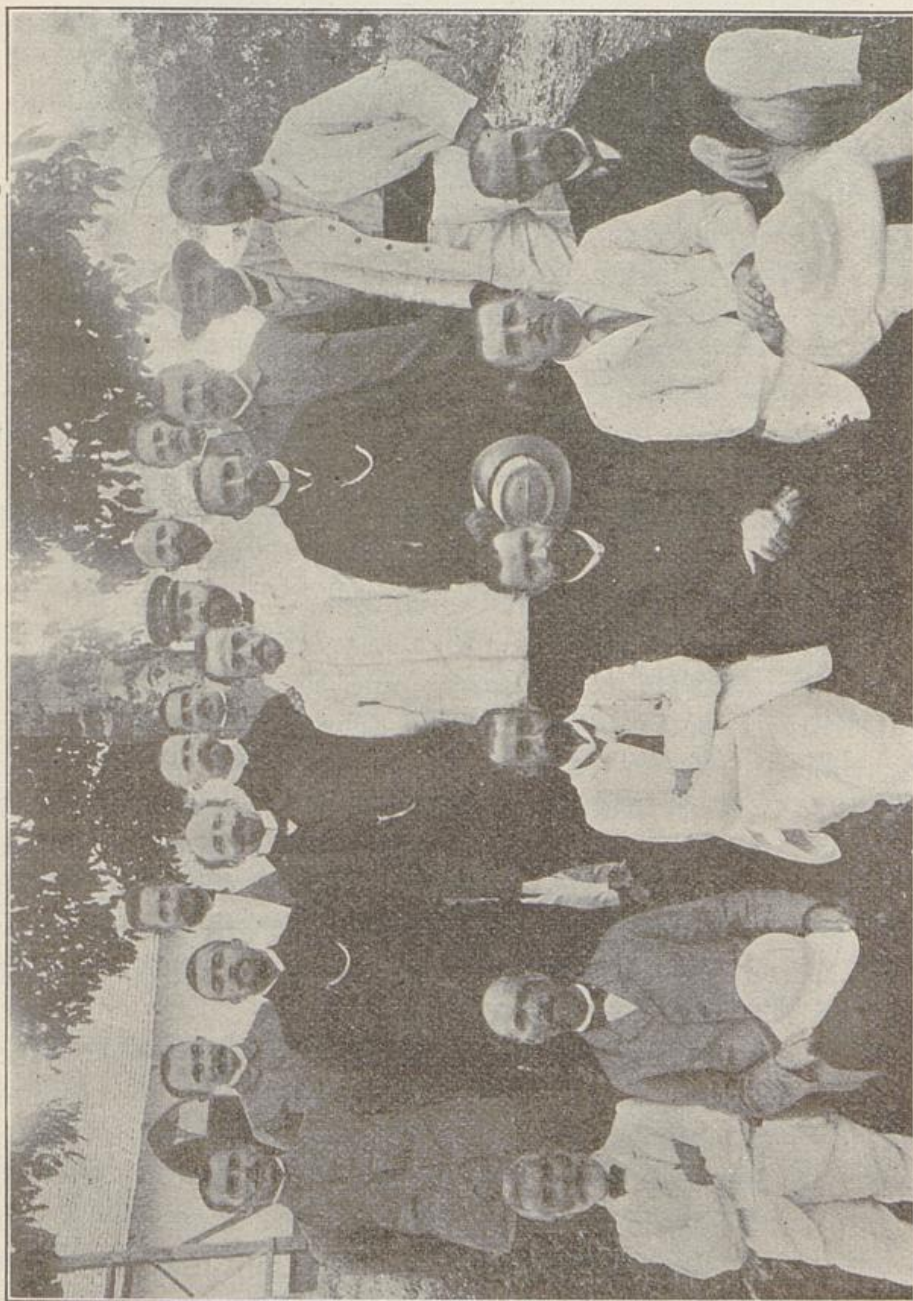
Ich möchte, was ich in Kpando erlebt, ja nicht überschätzen. Ein Zeugnis für die Liebe, die unsere Lehrer beim Volk haben, für die Wertung unserer Schularbeit und dafür, daß die Christengemeinden den Übergang zu unserer Mission nicht bitter empfunden haben, war der mehr als begeisterte Empfang ganz gewiß. Und darum taten diese Reisetage trotz der jetzt recht empfindlich gewordenen Hitze wohl, und ich würde dankbar sein, wenn wir diese weiten, uns sich erschließenden volkreichen Gegenden noch besser versorgen könnten, als es von dem weltfernen, hohen Umedzowe aus möglich ist.

XI. Die großen Konferenzen.

1. Die Generalkonferenz der Missionare.

Seit der Generalkonferenz aller Missionare, die bei der Inspektionsreise von Direktor Schreiber vom 2.—9. Februar 1902 gehalten worden war, war es zu einer zweiten nicht wieder gekommen, obwohl dieselbe nach den bestehenden Ordnungen alle drei Jahre stattfinden sollte. Man hatte sich an den sogenannten Besetzungskonferenzen genügen lassen, die alle Stationsleiter jährlich einmal zusammenführt, um die Besetzung aller Stationen durchzuberaten und bei diesen Gelegenheiten sich auch über brennende Fragen der Arbeit auszusprechen. Und doch wäre eine Generalkonferenz längst sehr wünschenswert gewesen, so mancherlei Mühe, Arbeit und Kosten sie bringen mag und so sehr sie den ordnungsmäßigen Lauf des Missionslebens stört. Die Missionare, die Jahre hindurch in völliger Einsamkeit ihrem alle Kräfte Leibes und der Seele beanspruchenden Beruf leben, oft ohne die Zeit zur allernötigsten inneren Sammlung erübrigen zu können, bedürfen nicht nur der Ausspannung, sondern mehr noch der Anregung und Vertiefung. Und das leistet ihnen die brüderliche Aussprache über alle Zweige der Arbeit. Sie leistet ihnen noch mehr. Jeder Missionar ist für seine Gemeinde Vertreter der Ordnungen, nach denen die Arbeit getrieben wird. Es kann nicht ausbleiben, daß verschiedene Menschen dieselben Ordnungen verschieden auslegen und handhaben. Die Aussprache bringt das zum Bewußtsein und fördert dadurch die unbedingt nötige Einheitlichkeit des Missionsbetriebes. So mußte ich um der Missionare und um der Arbeit willen wünschen, meine Reise mit einer Generalkonferenz abzuschließen. Und wie wertvoll war es für mich und für die künftige Gestaltung der Missionsarbeit, wenn die Eindrücke von den einzelnen Missionsstationen noch einmal zu einem Gesamtbilde gefaßt wurden und alles, was mich bewegt hatte, im Kreise aller Missionare noch einmal durchgesprochen werden konnte, nicht, um uns zu schmeicheln, sondern um alles Ernstes zu prüfen, wo Fehler gemacht waren und welche Änderungen eintreten mußten.

Wir hatten es allerdings wesentlich leichter als die Teilnehmer der ersten Konferenz. Vieles, was dort noch der Besprechung bedurfte, war jetzt klar. Die Organisationen hatten sich bewährt. Die Grundsätze für die Praxis standen fest. Es konnte sich nicht mehr darum handeln, wie damals einen Gesamtaufriß der Arbeit zu geben, sondern nur darum, gleichsam in Querschnitten die wichtigsten



Generalkonferenz der Missionare.

fragen der Gegenwart darzustellen, und es war zu hoffen, daß diese andere Gestaltung der Konferenz ein fruchtbare Ergänzung zu den Verhandlungen der ersten geben würde.

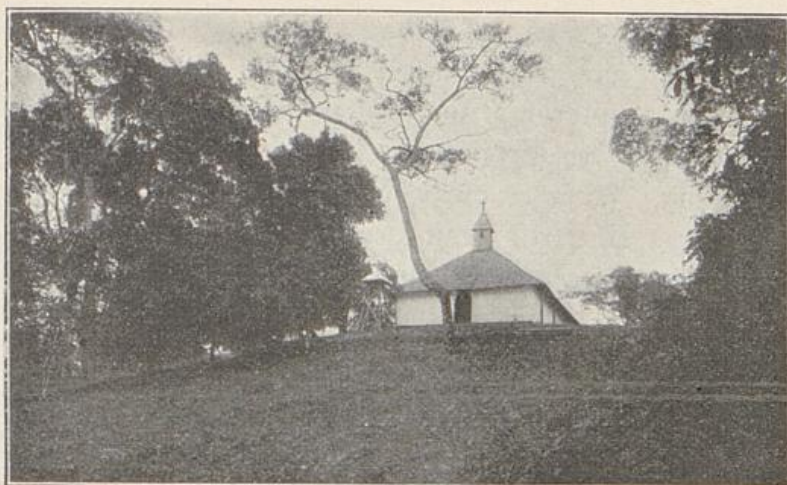
So nahm die Konferenz die Form an, daß nach einer Morgenandacht der Missionare über vorher gründlich durchgearbeitete Vorträge gesprochen wurde und jeder das Recht und die Pflicht hatte, zu jeder schwierigen Frage selbst Stellung zu nehmen. Und da wir täglich vier Vormittagsstunden und drei Nachmittagsstunden zur Verfügung hatten, war in vier Verhandlungstagen — von Mittwoch, den 19. bis Sonnabend, den 22. Januar — Raum genug für vierzehn wichtige Themata. Am ersten Tage stand die Gemeinde im Mittelpunkt der Beratungen. Es wurde gefragt, was zur Vertiefung der Gemeinden, zur Hebung der finanziellen Leistungsfähigkeit, sowie zur Förderung unserer Gehilfen in guten und bösen Tagen geschehen könne. Der zweite Tag galt der Schule, der Eweliteratur, der Kasse und Spedition. Am dritten Tage wurde über die Stellung zu den Europäern im allgemeinen, zu der Regierung und zu den Katholiken im besonderen, sowie zum Islam verhandelt. Am letzten Tage sprach der Basler Missionsarzt Dr. med. Fisch über Tropenhygiene und die wichtigsten Tropenkrankheiten, und ich versuchte zum Schluß die Ergebnisse der Konferenz und der ganzen Reise unter einheitlichem Gesichtspunkt zusammenzufassen.

Zu meiner großen Freude konnten alle ordinierten Missionare an den Verhandlungen teilnehmen, nur die Missionare Hagens und Wellbrock hatten nicht kommen können. Es kam bei den Verhandlungen, die in völliger Einmütigkeit und mit fröhlicher Begeisterung geführt wurden, deutlich zum Ausdruck, wie unsere Norddeutsche Mission eine große Familie bildet. Nicht ohne Grund wurden in den Tagen des Beisammenseins viele Grüße in die Heimat gesandt und ein Gruß des Vorstandes in dankbarer Freude beantwortet. Wir waren uns bewußt, daß in der Liebe unserer Freunde daheim die Wurzeln unserer Arbeit ruhen.

Und nicht ohne Grund war Gottes Wort an jedem Morgen das erste, und eine schlichte, schöne Abendmahlsfeier am Sonntag nach dem Gottesdienst das letzte unserer Tagung. Die Arbeit draußen und die Liebe daheim bedarf des Segens dessen, der in unserer Schwachheit seine Kraft vollenden will. Ich mag hier nicht wiederholen, was uns in den Andachten bewegt hat, kann's aber nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie die Lofungen der Brüdergemeinde an

den
erste
Bitt
heil
blick
der
gege
inne
und
heiß
Am
Nat
Hau
sinn
gleich
Ger
lasse
„W
Wi
besp

lun
das
herc
inte



Kapelle in Umedzowe.

den Konferenztagen voll köstlichster Missionsgedanken waren. Am ersten Tage zuerst der Ausblick zu dem, dem wir dienen, und die Bitte: „So schaue nun vom Himmel und siehe herab von Deiner heiligen, herrlichen Wohnung“ (Jes. 63, 15); und dann der Rückblick auf das Lebenswerk unserer Väter: „Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen“ (Offb. 13, 10). Am zweiten Tage der Ungeduld gegenüber, die gern schnell die Frucht reifen sehen möchte, die Erinnerung: „Gott tut alles fein zu seiner Zeit“ (Pred. Sal. 3, 11), und dem Kleinglauben, der verzagen möchte, gegenüber die Verheißung: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopf an“ (Offb. 3, 20). Am dritten Tage das Wort vom Missionsopfer: „Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause“ (1. Mos. 12, 1), und das Wort von dem rechten Missionsförm: „Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe.“ Und endlich am letzten Tage die köstliche Gewißheit: „Nun hat uns der Herr Raum gemacht und uns wachsen lassen im Lande“ (1. Mos. 26, 22), aber dazu die ernste Mahnung: „Was ich euch sage, das sage ich allen: „Wachet!“ (Mark. 13, 37). Wie paßte das gerade für uns und für das, was wir jedesmal zu besprechen hatten.

Gern gäbe ich hier auch einen Einblick in die Verhandlungen, aber die Fülle des Stoffes ist zu reich, als daß auch nur das Wichtigste angedeutet werden könnte. So greife ich denn einiges heraus, von dem ich annehmen darf, daß es alle unsere Freunde interessiert. In seinem Vortrag: „Was hat zur Vertiefung

unserer Gemeinden zu geschehen“ versuchte Missionar Schröder eine Charakteristik von dem inneren Leben in unsern Gemeinden zu geben. Er gab es unbedingt zu, daß ein großer Teil unserer Christen noch schwach sei in der Erkenntnis, in der Liebe, im Glauben und in der Heiligung. Aber er durfte daneben doch von manchen reden, die es mit ihrem Übertritt ernst gemeint haben. Besondere äußere und innere Lebenserfahrungen und die Verkündigung des Wortes Gottes von Buße und Befehrung haben in ihnen die Erkenntnis der eigenen Sündhaftigkeit bewirkt und das Verlangen geweckt, durch die Taufe in die Jüngerschaft Jesu einzutreten. Sie haben freiwillig und aus innerster Überzeugung das Bekenntnis abgelegt, daß sie hinfort nicht ihnen selbst und der Welt leben, sondern sich in allen Stücken als Schüler unseres Herrn und Heilands beweisen wollen. Diese Einschätzung unserer Christen bei einer nüchternen, ja fast zu nüchternen Beurteilung der Gemeinde hatte doppelten Wert, weil ein erfahrener Missionar sie gab und alle Missionare ihr zustimmten. Damit war die Grundvoraussetzung für alle weiteren Verhandlungen gegeben, und wenn dabei mitunter die Neigung unterlief, zu schwarz zu sehen und zu scharf zu richten, so war das aus dem Bestreben, Wege zur Abhilfe zu finden, wohl erklärlich.

Was müssen wir tun, um weiter zu kommen?

Hatte nicht Missionar Härtter recht, wenn er es als eine Pflicht der Mission hinstellte, die Gemeinden zu finanzieller Selbstständigkeit zu erziehen, damit ihnen der Segen des Gebens nicht entzogen würde? Er wies auf das Beispiel eines jungen, kräftigen Christen in Ho hin, der, zum Zahlen der Kirchensteuer ermahnt, in findiger Schlagfertigkeit die Ausrede fand: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb; weil ich die Kirchensteuer nicht mit fröhlichem Herzen geben kann, kann mich Gott darob nicht lieb haben; deshalb ist es besser, ich zahle überhaupt keine Kirchensteuer.“ Falsche Freigebigkeit wird in der Tat ein Ruhekitzen für Trägheit und Geiz. „Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß diejenigen Gemeinden, die bereit sind, etwas für eigene Gemeindef Zwecke oder für die Missionsarbeit im allgemeinen zu leisten, auch die lebendigsten und geistig regsamsten sind.“ Aber was für Schwierigkeit macht z. B. schon das Einsammeln der Kirchensteuer! Darf man es den Leuten, für die vor wenigen Jahrzehnten gemünztes Geld fast ein unbekannter Begriff war und die infolgedessen von einer ordnungsmäßigen Rechnungsführung keine Ahnung haben, zumuten, daß sie über die Erträge ihrer Kirchen-

steuer selbst mit verfügen? Und andererseits, darf man ihnen jede Verfügung über das von ihnen gesammelte Geld entziehen? Nimmt man ihnen damit nicht die Freudigkeit zum weiteren Geben?

In Probleme ganz anderer Art führte der Vortrag von Missionar Funke über die Weiterbildung der eingeborenen Gehilfen. Er machte es uns klar, was die jungen Lehrer, die eben vom Seminar kommen, auf ihren Stationen sofort alles leisten sollen. Sie sollen sein „tüchtige Lehrer und Jugenderzieher, erfahrene Gemeindeleiter und feurige Verkündiger des Evangeliums unter ihren heidnischen Volksgenossen. Sie sollen somit drei ganz verschiedene Gaben in sich vereinigen, die Unterrichtsgabe, die Gabe der erbaulichen Predigt und die der erwecklichen Evangeliumsverkündigung.“ Was für Aufgaben zeigten sich uns da, Aufgaben, die um so wichtiger waren, als in einem der Vorträge mit Recht das Wort eines erfahrenen Missionsmannes angeführt wurde: „Jeder Missionar ist eigentlich Evangelist, und der Wert seines Werkes muß an seiner Fähigkeit gemessen werden, sich selbst zu vervielfältigen durch die eingeborenen Gehilfen, die seiner Aufsicht und Leitung unterstellt sind.“ Unsere eingeborenen Gehilfen sind in der Tat unsere allerwichtigsten Arbeitskräfte und an ihrer rechten Fortbildung hängt die Zukunft unserer Mission!

Und wenn einmal ein Gehilfe in Sünde fällt, was dann? Darf man ihn auf seinem Posten lassen um der Gemeinde willen, die Zeuge seiner Sünde war? Darf man ihn von seinem Amt nehmen und damit der Sünde völlig preisgeben? Darf man ihn an einen andern Platz setzen oder trifft nicht vielmehr eine Strafversetzung mehr die Gemeinde als den Lehrer? Wo ist der Ausgleich zwischen der Kirchenzucht und der Barmherzigkeit? Und welche Sünde ist so schwerwiegend, daß sie um Amt und Brot bringt? Ist ein Unterschied zwischen Sünden des Fleisches und Sünden der Habgier? Und wie ist der Unterschied zwischen Schwachheitsünde und vorsätzlicher Bosheit bei Abmessung der Strafe zu werten? Der Fragen sind kein Ende und die Antworten um so schwerer zu finden, je verwickelter die Wirklichkeiten des Lebens sind, um die es sich handelt. Das waren die Gedanken, die Missionar Dettmann's Vortrag: „Wie behandeln wir unsere gefallenen Gehilfen“ anregte.

So wurden wir von Tag zu Tage vor neue Fragen, vor neue Aufgaben gestellt. Nur ein Thema, das aber noch eingehenderer Darstellung bedarf, als sie hier gegeben werden kann, sei wenigstens

angedeutet, die Frage, wie wir uns zum Islam zu stellen haben. Noch ist es nicht erwiesen, daß die Haussa bei ihren Streifzügen durch das Land irgend welche religiöse Propaganda treiben. Ein mohamedanischer Missionar, den ich am Strande von Keta traf, bildete eine auffallende Ausnahme. Aber sie heiraten Ewefrauen, sie führen die Kinder dieser Heidinnen in ihre Schulen und zu ihrem Glauben und verkünden, indem sie auf allen ihren Ansiedelungen pünktlich genau die Gebetsvorschriften des Islam erfüllen, für jeden Heiden unmißverständlich, daß sie einen andern Glauben haben als wir, an ihm festhalten und uns verachten, als hätten wir weniger als sie. Dürfen wir das länger geschehen lassen? Müssen wir den Haussa nicht das Evangelium wenigstens anbieten? Und wie können wir an sie herankommen?

Von welcher Seite wir auch die Missionsarbeit anschauten, zeigte sie uns Schwierigkeiten, Fragen, Aufgaben, und machte sie es uns klar, welche Weisheit, Geduld und Kraft dazu gehört, das Heidentum zu bestiegen und unsern Glauben zu bewähren als den Sieg, der die Welt überwunden hat. Aber auf der andern Seite sahen wir, was in den sechzig Jahren deutscher evangelischer Missionsarbeit unter den unsagbarsten Schwierigkeiten schließlich erreicht worden ist, und das gab uns Freude, den schweren Forderungen der Gegenwart mit kühnem Mut entgegenzutreten.

Es war ein besonderer Wunsch des Vorstandes gewesen, auf der Konferenz eine Aussprache über die Fragen der Tropenhygiene und der wichtigsten Tropenkrankheiten herbeizuführen. Zu unser aller größter Freude konnte der Basler Missionsarzt Dr. Fisch es möglich machen, dem letzten Verhandlungstage beizuwohnen. So konnten wir von ihm, der in 25jährigem Tropendienst erprobt ist, hören, wie weit die ärztliche Kunst heute den Gefahren des Klimas zu begegnen imstande ist, und ich bin gewiß, die maßvolle Zurückhaltung, die der Redner bei all seinen Ausführungen beobachtete, hat das Gewicht seiner Gründe und das Vertrauen zu seinen Ratschlägen noch bestärkt. Weil dies Thema weiteste Kreise angeht, darf ich hier wohl etliches von dem Vielen, was er uns gesagt hat, anführen. Für den Hausbau gab er den Rat, bei der bewährten Anlage der Missionshäuser zu bleiben, daß sie von Ost nach West orientiert, nur ein Zimmer tief angelegt und mit dem nötigen Windschutz versehen würden. In bezug auf die Kleidung verwarf er die Wolle ganz und redete der Baumwolle und guten Zwirnstoffen

das Wort. Vor allem empfahl er, Füße und Hals, die Angriffsflächen der Moskitos, gut zu schützen. Die Nahrung sei dieselbe wie in der Heimat, nur halte man Maß in allem und hüte sich vor dem Genuß nicht abgekochten Wassers. Alkohol sei nicht nötig, man habe ohne ihn auf die Dauer größere Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft. Dann kam er auf die wichtigsten Tropenkrankheiten zu sprechen, wie man sie verhüte und wie man sie behandle. Er nannte vor allem Malaria, Schwarzwasserfieber und Dysenterie. Die Übertragung der Malaria durch Moskitos stehe wissenschaftlich fest. Man habe sich vor allem gegen Moskitostiche zu schützen durch geeignete



Dr. Fisch bei der Arbeit.

Kleidung und durch Benutzung eines mindestens einen Fuß vom Bett abstehenden, bis auf den Boden herabhängenden und dort fest aufliegenden Moskitonezes. Vor allem dürfe man auf Reisen nie das Moskitonez vergessen. Daneben schütze man sich, da doch eine Infektion nicht immer verhindert werden könne, durch regelmäßiges Chinin=nehmen. Wenn man jeden vierten Tag 0,8 g Chinin nehme, sei man nahezu sicher vor schwerem Fieber und Schwarzwasser. Nehme man zu wenig Chinin, so könne das böse folgen haben. Sei doch einmal ein Fieber ausgebrochen, so gebe man nach intermittierendem wie nach remittierendem Fieber zwei Tage hintereinander fünfmal alle 2 $\frac{1}{2}$ Stunden je 0,2 g Chinin und wiederhole die gleiche Kur nach vier Tagen. Was Schwarzwasserfieber sei, wisse man bisher noch nicht, wahrscheinlich Blutzerfall infolge von Vergiftung der roten Blutkörperchen durch die Ausscheidungen der Malaria=parasiten. Auch für diese böseste aller Tropenkrankheiten gab er Verhaltensmaßregeln, riet aber, wenn irgend möglich, einen Arzt zu Rate zu ziehen. Gegen die Dysenterie, die in Westafrika meist in Form der Amoebendysenterie auftritt, gebe es leider bisher kein unfehlbares Mittel. Man hüte sich daher um so ängstlicher vor jeder Ansteckung.

Wie nötig solche Unterweisung für den Kreis der Missionare war, zeigten die mancherlei Erkrankungen, die uns während meiner Reise Sorge gemacht hatten, und auch die Tatsache, daß es während der Konferenz einigen Missionaren nur „afrikanisch gut“ ging, d. h. daß sie mehr oder minder heftig vom Fieber heimgesucht wurden. Afrika blieb eben auch wegen der Konferenztage Afrika und erinnerte uns auf seine Weise daran, daß Missionserfolg niemals von menschlichem Beraten und Handeln abhängt, sondern zuletzt von dem, der zum Beraten die Weisheit und zum Wollen das Vollbringen geben muß.

2. Die Generalkonferenz der Lehrer.

Auf jeder Station hatte ich eine Lehrerkonferenz gehalten, zu der jeder Lehrer eine schriftliche Arbeit einreichen mußte. Außerdem wurden auf jeder dieser Konferenzen zwei Referate besprochen, deren eines vom Vorstande in Bremen, deren zweites von den Missionaren in Afrika bestimmt war; ferner wurde eine Probe=

lektion gehalten und besprochen, und endlich erhielten die Lehrer Gelegenheit, alle ihre Anliegen vorzubringen. Da kam manches zutage, das einer Besprechung auf der Generalkonferenz bedurfte, und manches, was eingehende Erwägung forderte, ehe die Antwort erteilt werden konnte. Ich hielt es deshalb für richtig, nach der Generalkonferenz noch einmal eine Deputation der Lehrerschaft aus dem ganzen Missionsgebiet nach Umedzowe zu bescheiden, um ihr in besonderer Konferenz soweit Antwort zu geben, als das ohne Verständigung mit dem Vorstand möglich war.

Mit großer Freude ging die Lehrerschaft auf diesen Plan ein. In jedem Stationsbezirk wurden drei Lehrer von den Lehrern gewählt und vom Stationsmissionar bestätigt, die dann am 25. Januar in Umedzowe zur Beratung zusammentraten.

Es war meines Wissens das erste Mal in unserer Mission, daß die werdende Ewefirche sich auf diese Weise repräsentierte, daß Lehrer von Keta und Utafame, von Peki und vom Agu, von Akpafu, Lome und Ho mit denen von Umedzowe sichtbar zu einer Konferenz zusammentraten und sich ihrer Zusammengehörigkeit zu einem Volk, zu einem Bekenntnis und zu einem Dienst bewußt wurden. Und wenn die Tagung weiter nichts erreicht hätte, als dies miteinander eins Werden, sie wäre nicht umsonst gewesen.

Zu meiner Freude hatte man aus jedem Bezirk die angesehensten und reifsten Lehrer gewählt, und es war mir ein überzeugender Beweis von dem Vertrauen der Missionare zu ihren Gehilfen, daß man mich bat, im ersten Teil der Konferenz ganz allein mit den Lehrern zu verhandeln und keinen Missionar dazuzuziehen. Ich habe die Gelegenheit benutzt, viel Fragen über den innersten Missionsbetrieb an die Lehrer zu richten, und durfte mit Genugtuung feststellen, daß das Vertrauen der Missionare völlig berechtigt war. Die Lehrer waren sich ihrer Verantwortung und des ihnen geschenkten Vertrauens sichtlich bewußt und antworteten freimütig, aber mit feiner Zurückhaltung und in heiligem Ernste, so daß die Aussprache mir in mancher Hinsicht wichtige Ergänzungen und Berichtigungen meiner eigenen Beobachtungen brachte.

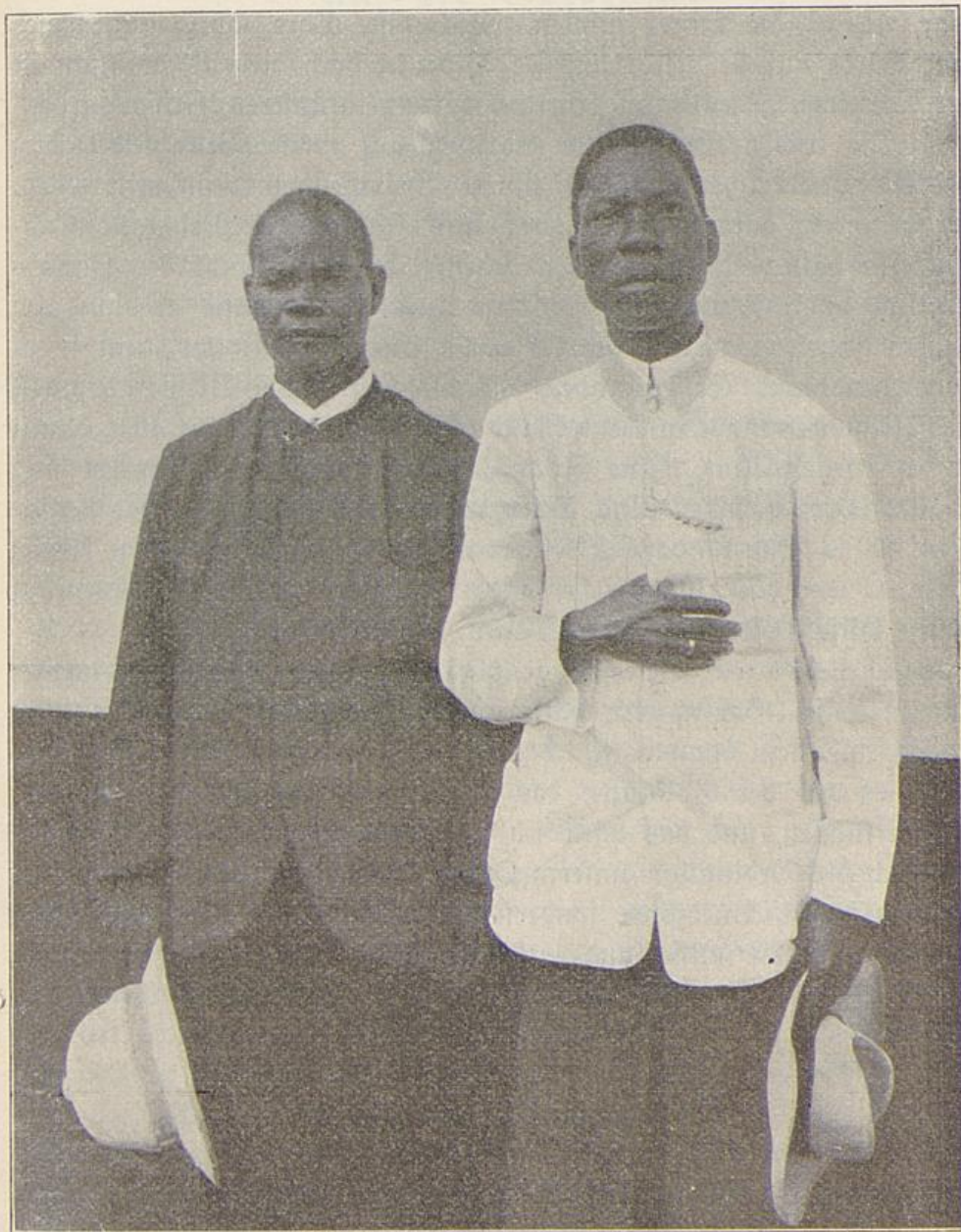
An die vertrauliche Aussprache schloß sich eine Verhandlung in Gegenwart aller noch in Umedzowe anwesenden Missionare. Von dem, was dort besprochen wurde, hebe ich zwei Punkte heraus, weil sie eine wichtige Förderung unseres Werkes bedeuten. Der erste Punkt ging auf eine sehr dankenswerte Anregung der Lehrerkonferenz

in Umedzowe zurück; er betraf die Ausbildung der Lehrer. Bisher war es in unserer Mission so gehalten worden, daß die Fortbildung der Lehrer nach der sogenannten Dienstprüfung zwei Jahre nach Absolvierung des Seminarjahres ihnen selbst überlassen war. So kam es, daß manche Lehrer auf Außenstationen im Alter von 22 bis 24 Jahren sich einbildeten, mit ihrer Ausbildung fertig zu sein, die Wissenschaft Wissenschaft sein und ihre Bücher unbenutzt verstauben ließen. Die Auswahl der Katechisten und der zukünftigen Pastoren geschah lediglich nach der Bewährung in der Praxis des Amtes und war nicht von einer neuen Prüfung abhängig. Es ist aber für einen jungen Menschen mit ungefestigtem Charakter niemals gut, wenn er meint „fertig“ zu sein. Er wird dann leicht selbstbewußt und träge. Infolgedessen baten die älteren Lehrer, etwa zehn Jahre nach der Dienstprüfung eine Prüfung einzurichten, durch die die geistige Befähigung zum Katechistenamt nachgewiesen werden könnte. Sie meinten nicht, daß jeder durch die Prüfung diese höchste Stufe des Lehrerberufs erreichen sollte, sondern daß aus den Bestandenen je nach Charakter und innerer Reife die Katechisten erwählt würden. Ich konnte diesen Vorschlag nur mit Freude begrüßen, wenn ich mir auch die Schwierigkeiten nicht verhehlte, die mit Einführung einer neuen Prüfung verbunden sein werden. Je besser wir unsere Lehrer fördern, je deutlicher sie selbst einsehen, daß sie nicht gründlich genug vorgebildet sein können und deshalb nach Weiterbildung verlangen, um so besser wird die Zukunft unserer Mission begründet. Vielleicht könnte die Vorbereitung auf eine Katechistenprüfung durch die schon öfter beschlossene, aber aus Arbeitermangel noch nie verwirklichte Einrichtung von Fortbildungskursen gefördert werden, wobei die Pflicht des Unterrichts den bestgebildeten Lehrern zufiele, die vermöge ihrer Kenntnis des Deutschen oder Englischen zu ihrer Selbstunterweisung auf die theologische und pädagogische Literatur Europas zurückgreifen könnten.

Der zweite Punkt, den ich erwähnen muß, ging auf Verhandlungen der Generalkonferenz zurück. Ich hatte beobachtet, wie in fast allen Bezirken die Arbeitslast die Kraft der Missionare überforderte und sah doch keinen Weg, die Zahl der europäischen Missionsarbeiter wesentlich zu vermehren. Sollte Abhilfe geschaffen werden, so mußte ein Teil der Arbeit eingeborenen Kräften anvertraut werden. Wir hatten in unserer Mission bereits eingeborene Pastoren, hatten aber seit acht Jahren infolge bitterer Erfahrungen keinen Schritt in

diese
fünt
ang
die
die
beid

dieser Richtung weiter getan. Wohl hatte der Vorstand schon vor fünf Jahren mit Zustimmung der Missionare eine neue Ordination angeordnet, aber die Ordinanden hatten Bedenken gehabt und gebeten, die feier hinauszuschieben. Ich hielt es deshalb für meine Pflicht, die Generalkonferenz von neuem vor die Frage zu stellen, ob die beiden, denen vor fünf Jahren die Ordination angetragen war, nun-



David Besa und Andreas Aku.

mehr ordiniert werden könnten und sollten. Einstimmig erklärte sich die Konferenz dafür. Und so konnte ich der Lehrerschaft zum Abschluß unserer Konferenz die Mitteilung machen, daß diese beiden, Andreas Aku aus Lome und David Besa aus Woe nunmehr zu Pastoren ordiniert werden sollten. Ich werde es nie vergessen, welchen Eindruck diese Mitteilung auf die Lehrer machte. Es wurde so still in der weiten Kapelle, daß man jeden Atemzug hätte hören können. Es war, als ob die Lehrer fühlten, welch eine Ehre, aber auch welch eine Bürde auf sie gelegt wurde. Bedeutet doch diese Ordination in der That einen wesentlichen Schritt vorwärts in unserer Missionsarbeit.

Die beiden Ordinanden ergriffen auf meine Bitte selbst kurz das Wort. Aku vermochte vor innerer Ergriffenheit kaum zu sprechen. Er erinnerte daran, daß er vor fünf Jahren die Ordination abgewiesen hätte. Auch jetzt noch schein ihm das Amt eines Pastors für ihn zu groß und schwer. Nur weil der Vorstand es ihm von neuem angetragen habe, sehe er darin einen Ruf Gottes, dem er zu gehorchen habe. Er bäte aber, daß alle Lehrer und Missionare, daß alle Missionsfreunde in Deutschland fürbittend für ihn einträten, damit er dem neuen Amte keine Schande mache und Gottes Namen und Gottes Werk beslecke. Und Besa wiederholte die Bitte. Das heilige Amt sei so schwer, daß es keiner aus eigener Kraft ausfüllen könne. Aber er sehe das Bild des Heilandes vor sich, und im Vertrauen auf dessen Hilfe wolle auch er das Amt annehmen und führen.

Vielleicht war dieser Augenblick die größte Feierstunde meiner ganzen Reise. Gar zu gern hätte ich die Ordination der beiden selbst vollzogen, allein dann hätte ich auf den Besuch der Basler Missionsstationen auf der Goldküste, den ich mir vorgenommen hatte, verzichten müssen, und das hätte ich unendlich bedauert. Deshalb übertrug ich die Ordination unserm Präses Bürgi, überzeugt, daß diese Feier nicht in Umedzowe, sondern in der Gemeinde der Betreffenden gehalten werden müsse, und entschloß mich, weil ein Dampfer nach Accra nicht fällig war, zu Fuß die Reise nach der Goldküste anzutreten.

XII. Durch das Gebiet der Basler Mission auf der Goldküste.

So liebenswürdig sich die Kolonie Togo gezeigt hatte, als ich kam, so liebenswürdig zeigte sie sich, als ich gehen wollte. Sie nötigte mich nämlich, länger zu bleiben, als ich gedacht, und hielt mich zwei volle Tage über den geplanten Termin hinaus in Umedzowe fest. Und das kam so. Als es feststand, daß ich, um die Goldküste zu sehen, mit Hängemattträgern über den Volta reisen mußte, wurde nach Biafpa gesandt und Freund Kofi willig gemacht, mit acht Trägern auch diese Reise mit mir zu unternehmen. Aber das ging ja über die englische Grenze, und dazu ist für jeden Eingeborenen in Togo obrigkeitliche Genehmigung notwendig. Also wurde flugs ein Gesuch nach Misahöhe aufgesetzt um einen Urlaubsschein für Kofi und Genossen nach der Goldküste und gültig für einen Monat. Statt des Urlaubsscheines kam prompt nach drei Tagen die Antwort, für jeden, der über die Grenze gehe, müßten 10 *M* auf dem Bezirksamt hinterlegt werden. Nun, das hatten wir nicht gewußt, waren auch von einem Regierungsbeamten anders beschieden worden, aber Recht ist Recht. Noch ist's ja erst Donnerstag. So ist's Zeit genug, das Geld zu schicken, die Urlaubsscheine zu bekommen und am Montag früh abzurücken. Allein hier kam es wirklich einmal anders als ich dachte. Statt der Urlaubsscheine traf am Sonntag früh ein Brief ein mit 50 *M* und einem gestrengen Schreiben. Fünf von den genannten Trägern hätten ihre Steuern nicht bezahlt. Die dürften natürlich nicht über die Grenze, sondern müßten sitzen. Der Soldat sei schon unterwegs, sie festzunehmen. Vom Standpunkt der Regierung höchst korrekt, aber für mich höchst unangenehm! Denn am 14. sollte der Dampfer von Accra gehen, und der Weg war weit, da war jeder Tag ein unersehlicher Verlust. Und wie peinlich, daß man Träger genannt hatte, die der Regierung mit der Steuer durchgebrannt waren! Aber war das auch richtig? Freund Kofi mußte von neuem antreten mit seinen Getreuen, und siehe, da klärte sich die

Sache doch etwas auf. Der Neger liebt es, sich allerhand Namen beizulegen, bald Kofi, bald fiafosi u. s. f., und nun hatte Kofi nicht gewußt, welche Namen seine Kumpane bei der Regierung angegeben hatten, sondern hatte ihre üblichen Namen genannt. Vier von den fünf Delinquenten waren unschuldig, sie hatten ihre Steuer richtig gezahlt und konnten ihre Steuerzettel vorweisen. Nur einer war ein unsicherer Kantonist. Ihm war ein Erholungsaufenthalt auf dem Todzi sicher. Allein, was half mir das alles! Heute war Sonntag, morgen mußten die Leute mit den Soldaten auf jeden fall nach Misahöhe, denn eine deutsche Regierung läßt nicht mit sich spaßen, und der Haftbefehl war da. Also konnte ich morgen wenigstens nicht fort. Aber wann denn? Vor Dienstag früh konnte das Verhör kaum sein, vor Dienstag abend konnte man die Träger nicht zurückerwarten. Vor Mittwoch war also kein Gedanke an Ausbruch. Und war es dann noch möglich, zu fuß bis Accra zu kommen? Nun wurde gemessen auf der Karte und gerechnet, dann wurden für den Notfall Ersatzträger beordert, schließlich die Inhaftierten mit einem Brief ans Bezirksamt geschickt, um wenigstens das Mögliche noch zu ermöglichen, und wirklich, am Dienstag abend kam die Botschaft, es sei alles in Ordnung, morgen, am 2. februar, in aller frühe könne es losgehen.

So hatte ich noch zuletzt eine rechte afrikanische Geduldsproube, aber zugleich einen Einblick in die peinliche Ordnung, die dort in Togo unter den Eingeborenen gehalten wird, und in die Mühe, die das macht. Und die Tage erzwungener Muße taten uns gut vor den Anstrengungen, die meiner warteten.

Das Versäumte mußte auf jeden fall eingeholt werden. Auf dem Wege über Niagbo, Have und Wodze, wo überall ein feierlicher, aber zeitraubender Empfang von der Liebe der Leute zur Mission Zeugnis ablegte, mußte ich am ersten Abend bis Adzako und von dort, im Morgengrauen aufbrechend, über Peki, ohne leider Anum und seine lebenswürdigen Bewohner noch einmal aufsuchen zu können, bis nach Nundu kommen. Zwar hielt Missionar Freyburger, der mich über die Goldküste bis nach Accra begleiten wollte, als ich ihn in Peki früh um 8 Uhr überraschte, es für unmöglich, den Trägern noch am selben Tage den Marsch bis Nundu zuzumuten, aber es mußte versucht werden, und es gelang. Da haben meine wackeren Avatimeträger, auf die ich mich jederzeit habe wohl verlassen können, mit ihren schweren Lasten und bei einer kaum erträglichen Hitze in zwei Tagen 19 Wegstunden in schnellem Marschtempo zurück-

gele
arbo
dür
beh
ein

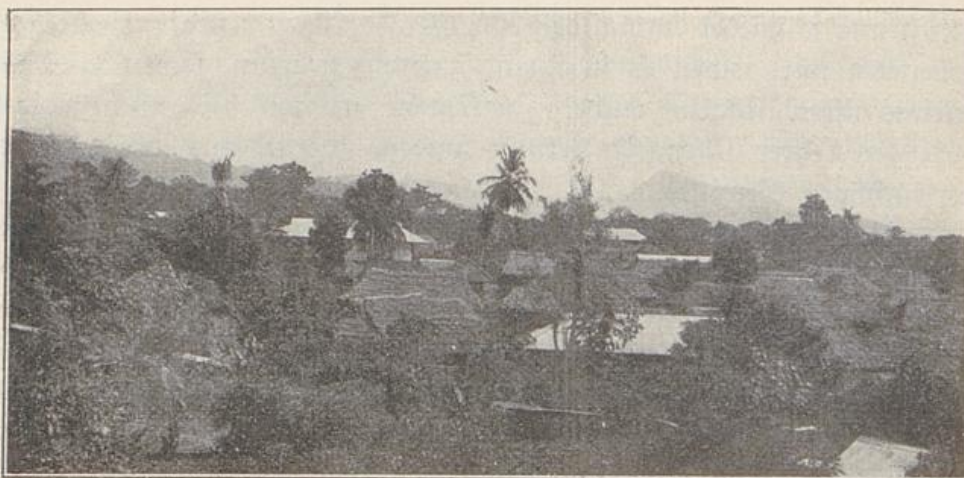
Vol
dan
geh
hüg
wa
Ge
sein
Ein
sau
Ba
blic
sch
Es
aus
die
die
mit
soll
wic
Ja
und
vor
sind
sten
alle

mit
ver
lich
mit
Die
zur
bes

gelegt und so wieder einmal das böse Gerede Lügen gestraft, die Neger arbeiteten nur, soweit es in ihrem Interesse liege und soweit das Bedürfnis ihres Magens reiche. In Nundu, wo wir bei dem behäbigen Lehrer Obeng Unterkunft fanden, überfiel uns in der Nacht ein tüchtiges Gewitter.

Von da waren noch drei Marschstunden bis an den schönen Volta, den wir auf einem mächtigen Einbaum überquerten, und dann ging es durch die ziemlich öde Ebene bis zu der zu Odumase gehörigen Schulstation Bana. Der Aufstieg auf den steilen Stationshügel in der heißen Sonnenglut zwischen zwei und drei Uhr nachmittags war allerdings keine reine Freude. Aber der Aufenthalt oben, der Gedankenaustausch mit einem erfahrenen Missionar, der seinen Beruf sein Leben lang fast ausschließlich an der Schule gefunden hatte, der Einblick in die praktisch angelegte Mittelschule, der Gang durch die sauber gehaltenen Schulplantagen mit ihrem Kakao und Kaffee, ihrer Baumwolle, ihren Zimmt- und Kampferbäumen und dann der Rundblick auf die weite Ebene bis hin nach Odumase und den am Horizont schimmernden Höhen von Akropong entschädigte reichlich für alle Mühe. Es war offenbar ein glücklicher Gedanke, die Mittelschule von Odumase aus dem mitten im Getriebe der Stadt gelegenen Missionshause in die stille Höhe von Bana zu verlegen, wo der Aufenthalt gesunder, die Arbeit gesammelter, die Aufsicht leichter, die Versorgung der Schüler mit Essen wenigstens nicht schwieriger ist als in Odumase, und wir sollten es uns merken, daß die Basler Mission die Schularbeit für wichtig genug hält, um dafür besonders begabt erscheinende Missionare Jahrzehnte hindurch mit dieser Arbeit zu betrauen. Je mehr Kultur und Kolonisation fortschreiten und die Eingeborenen mit einer Fülle von Neuem beglücken, was sie innerlich sich anzueignen nicht imstande sind, um so mehr wird die evangelische Schule zu dem wichtigsten Missionsmittel, und um so nötiger wird es, der Schularbeit alle Kraft und Aufmerksamkeit zu widmen.

Wenn man nach Odumase kommt, in dieses Riesenhaus mitten in der Stadt, dann wähnt man sich in die alte Missionszeit versetzt, wo man den Eingeborenen auch äußerlich so nahe wie möglich kommen wollte. So würde man heute nicht mehr bauen. Unmittelbar neben dem Missionshause wohnt der eingeborene Pastor. Die Basler haben jetzt auf jeder Hauptstation einen ordinierten Pfarrer zur kirchlichen Versorgung der Gemeinde, außerdem noch welche auf besonders wichtigen Außenstationen. Auch davon könnten wir, glaube



Blick über Odumase.

ich, lernen und unsere Missionare entlasten, indem wir ihnen mehr als bisher ordinierte Eingeborne zur Seite stellen. Noch in einer Beziehung ist die ältere Basler Mission weiter als wir. Sie arbeitet in altem Kolonialgebiet, unter Eingeborenen, die durchweg einen gewissen Wohlstand haben. Sie hat diesen Vorzug geschickt ausgenutzt durch eine Erhöhung der Kirchensteuer. Diese von den Eingeborenen selbst beschlossene Maßregel hat schon jetzt dahin geführt, daß einige Gemeinden sich völlig selbst erhalten. Ich habe gestaunt, wenn ich hörte, wie hier eine Kirchhofsmauer, dort ein Lehrerhaus, dort eine Kirche ganz auf Kosten der betreffenden Gemeinde gebaut oder repariert worden war.

In Akropong erkrankte während meiner Anwesenheit der junge Missionar Kugler am Schwarzwasserfieber. So sah ich auch diesen gefürchteten Feind unserer Missionare mit eigenen Augen. Gott sei Dank war der Fall leicht und der junge Missionsarzt Dr. Müller sofort bei der Hand, aber es war doch ein ernstes Erlebnis, eine machtvolle Erinnerung an die Gefahren, die unseren Missionaren in den Tropen drohen. Akropong ist die älteste Inlandstation an der Goldküste. Hier ist die Arbeit schon 1855 begonnen, sie umfaßt alle Zweige missionarischer Tätigkeit bis hin zu den Druckerarbeiten. Um so betrübender ist die knappe Besetzung der Station. Hoffentlich kann das bald anders werden. Mir war hier der Einblick in das Seminar besonders wichtig. Wenn's auch der erste Schultag war, an dem ich dort zuhörte, und wenn auch Missionar Kuglers Erkrankung mancherlei Störung und Aufregung brachte, das habe ich doch gesehen, daß

diese
den
Mit
Edu
bis
fah

ärz
tori

verf
alle
hab
vor
für
ärz
übe
ihre
Uni
eine

dieselben Schwierigkeiten und Aufgaben, die uns beschäftigen, auch den Baslern zu schaffen machen. Der bisherige Vorsteher des Seminars, Missionar Rottmann, der Vertreter der Basler Mission¹ im Board of Education, hatte Akropong eben verlassen. Ich freute mich aber, ihn bis Teneriffe zum Reisegefährten zu haben und so von seiner Erfahrung noch manches zu profitieren.

In Aburi beschäftigten mich vor allem die Probleme der ärztlichen Mission. Eingehend besah ich die Räume des Sanatoriums und ihre sachgemäße, wenn auch einfache Einrichtung und

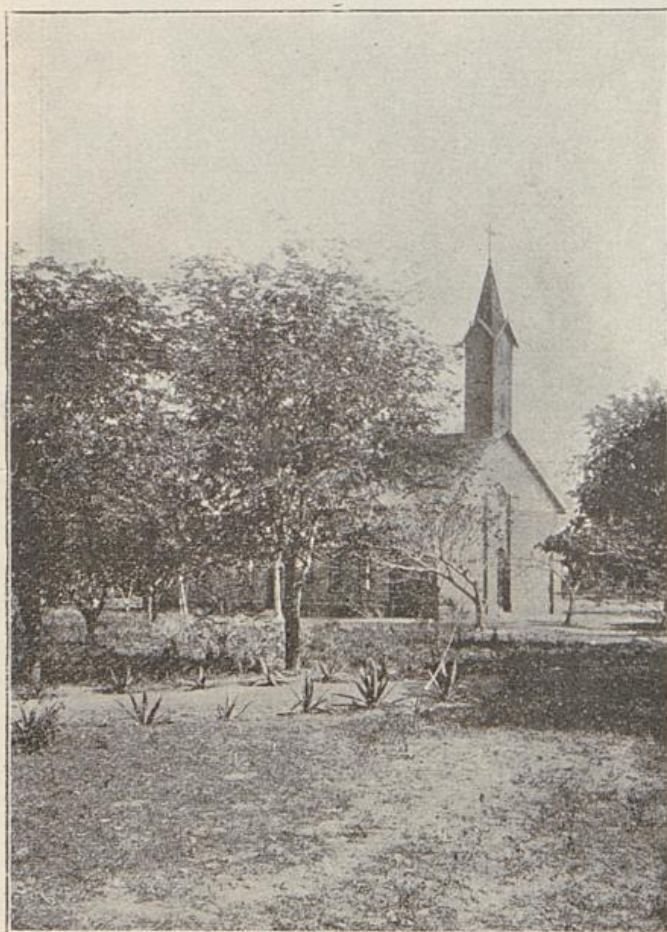


Missionsarzt in Aburi mit Patienten.

verstand es wohl, mit welchem Stolz mir erzählt wurde, wie dies alles aus kleinsten Anfängen zu seiner jetzigen Größe sich entwickelt habe, ohne der Mission viel zu kosten, weil die Eingeborenen von vornherein und grundsätzlich daran gewöhnt worden seien, die Kosten für die ihnen gewährte Hilfe selbst zu tragen. Die beiden Missionsärzte, Dr. Fisch und seit kurzem Dr. Müller, werden von Patienten überlaufen. In Abokobi haben sie regelmäßig einmal in der Woche ihren Sprechtag. In Aburi finden sie von früh bis spät kaum Ruhe. Und außerdem werden sie hierhin und dorthin gerufen, so daß schon eine eiserne Gesundheit und Energie und eine unermüdliche Geduld

und Liebe dazu gehört, um in diesem aufreibenden Beruf länger aus-
halten zu können. Um so herzlicher ist unser Dank gegen Dr. Fisch,
daß er auch unsern Missionaren jederzeit gern geholfen hat. Mir
persönlich wurde in Aburi noch die große Beruhigung, daß eine
Blutuntersuchung völlige Freiheit von Malariainfektion ergab, so daß
ich in vollster Freudigkeit die Heimreise antreten konnte.

Abokobi war mir insofern eigenartig, als es lediglich Missions-
ansiedelung ist und die Heiden, die etwa dort wohnen, als Zu-
gezogene sich der Missionsordnung fügen müssen. Die Mission hat
bestimmt, wer Dorfoberhaupt sein solle, und der Erwählte, ein
braver alter Schmied, hat nun in den Augen der Regierung den
Rang eines Dorfhäuptlings, der einzige, mir in Afrika bekannt ge-
wordene Fall, wo ein Dorfhäuptling investiert worden ist, ohne durch
heidnische Zeremonien hindurchgegangen zu sein. Doch ist hoffentlich



Kirche in Christiansborg.

die Zeit nicht mehr
fern, wo die Häupt-
linge sich nicht nur ge-
legentlich zum Chri-
stentum bekennen oder
auch halb zur Ge-
meinde, halb zu heid-
nischen Ratgebern
halten, sondern einer
als christlicher Häupt-
ling unverworren mit
dem Heidentum seine
Dorfschaft in christ-
lichem Sinne leiten
kann.

Christiansborg
und Accra gelten als
eine Station, die Stadt
Accra ist gleichsam
filiale der Mutter-
gemeinde Christians-
borg. Beide Ort-
schaften sind auch nur
eine halbe Stunde
voneinander entfernt.

Hier wurde das Bild, das ich von der Basler Mission bisher empfangen hatte, in sehr bemerkenswerter Weise ergänzt. Die Werkstätten der Basler Mission in Christiansborg sind in ganz Westafrika bekannt, weil hier solide Wagen gebaut werden, nach denen überall große Nachfrage ist. Ich freute mich, hier in Missionar Widmaier und seiner Frau liebe Gefährten von der Ausreise her wiederzufinden und einen Abend bei ihnen zuzubringen. Daß mich dabei stets die Frage bewegte, ob es angebracht sei, wenn auch wir in Togo solche Werkstätten einrichteten, bedarf kaum eines Wortes. In ganz andere Probleme von größter Tragweite führte dann der Einblick in den Betrieb der Basler Missionsfaktorei in Accra, die, soviel sie angefeindet ist, der Mission zweifellos schon unendlich viel genützt hat. Gern ließ ich mich auf dem weiten Faktoreigrundstück umherführen, wo man schon Last-Automobile zu Hilfe nehmen muß, um den Kakao aus dem Innern an die Küste zu befördern, und mir von dem enormen Handel der Kolonie erzählen. Um so erstaunter war ich über die Stadt Accra, die mit ihrem Schmutz und ihren kleinen, vielfach baufälligen Häusern den Vergleich mit Lome nicht aushält, während andererseits die Großtuerei der Eingeborenen sowohl in der Wohnung wie in der Kleidung glücklicherweise in Lome noch unbekannt ist. Hier bauen sich die schwarzen Rechtsanwälte vornehme Villen. Sie fahren mit ihren Frauen, nach neuester Londoner Mode gekleidet, im Ponywagen zur englischen Kirche, kurz, sie gebärden sich überall als Herren des Landes und wissen doch nicht, welche Karikaturen sie darstellen. So bestärkte der Besuch der englischen Goldküste mir das Vertrauen zu der Richtigkeit deutscher Kolonialpolitik.

Die kurze Reise durch die Basler Stationen hat mir alle Zweige missionarischer Arbeit vor Augen gestellt, in Bana die Schule, in Odumase und Abokobi die Gemeinden, in Akropong das Seminar, in Aburi die ärztliche Mission, in Christiansborg die Werkstätten und in Accra den Handel. Das waren der Eindrücke fast zu viel für eine Reise von 12 Tagen! Aber wie dankbar bin ich, daß es trotz der anfänglichen Schwierigkeiten möglich war, die Reise zu machen. Die Hauptsache war, die Eindrücke zu sammeln, die zu verwerten der Nacharbeit überlassen bleiben mußte.

Wenn ich jetzt nach glücklicher Heimkehr versuche, diese Eindrücke und die der ganzen Reise mir zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen, so muß ich sagen: So klein die Arbeit der Norddeutschen Mission

ist im Vergleich zur gesamten deutschen Missionsarbeit, so reich ist sie an Aufgaben und Problemen, und je größer die Schwierigkeiten sind, unter denen sie geschieht, um so erstaunlicher ist der Erfolg. Aber selbst wenn wir uns auf unser Ziel beschränken, eine evangelische Kirche unter dem Ewevolk zu bauen, bleibt die Summe von Arbeit die vor uns liegt, größer als die, die hinter uns liegt. Und darum bitten wir auch künftig um Liebe für unsre Arbeit am Ewevolk im deutschen Togo.



